



DER

PANDUR

BAND 1

BUCURA DUMBRĂȚA

Bj 17098

601

# Der Pandur

Geschichte des Rumänischen  
Volksaufstandes im Jahre 1821

Roman

von

Bucura Dumbrava

Erster Band



Regensburg

W. Wunderling's Hofbuchhandlung

# Wogenbrecher

Roman-Zyklus  
aus der Geschichte Rumäniens

von

Bucura Dumbrava

Motto: Hic sunt leones

Zweite Abteilung  
Der Pandur



Regensburg  
W. Wunderling's Hofbuchbandlung



BIBLIOTECA CENTRALĂ  
UNIVERSITARĂ  
București

Cota I 147 598

Inventar 480943

Biblioteca Centrală Universitară  
BUCUREȘTI  
Cota I 147598  
Inventar \*80943

RC 58 / 12

---

Copyright 1912 by W. Wunderling, Ratisbon.  
Alle Rechte vorbehalten.

---

B.C.U. "Carol I" Bucuresti



C780943

Druck von Heinrich Schiele, Graphische Kunstanstalt  
Regensburg.

BIBLIOTECĂ PERSONALĂ  
PROF. BANU ION

# Der Pandur

I. Band

## Dormort zu der Sammlung: Mogenbrecher.

**D**ie junge Dichterin dieser so inhaltsreichen Bände sollte man nie an ihrem Schreibtische suchen, sondern auf den höchsten Bergen, in den Einsiedeleien bei den alten Mönchen, auf den Matten bei den Hirten, an den großen stillen Bergseen des Megoiu, bei Sturm und Wetter, in Eis und Schnee auf den Karpathenhauptern, oder die Sommernächte lang in Waldhütten und am Bergbach, dem Monde seine Märchen ablauschend.

Wenn sie in Rumänien geboren wäre, könnte sie nicht mit heißerer Liebe an ihrem Adoptivlande hängen. Für sie hat Rumänien keine Fehler, alles ist schön! Ja, als ich vom „silbernen Staube“ las, da wußte ich, daß sie das Land wirklich über die Maßen lieben müsse! Ihre Naturbeschreibungen sind so echt, daß man das Land sieht, wenn man sie gelesen hat, und als ich ihr ihr Pseudonym erfinden half, fand ich, daß kein anderes so auf sie passe als Waldfreud! Bucura ist ein häufiger rumänischer Frauenname, der Freude bedeutet, und Dumbrava ist ein kleines Wäldchen. Es verfielen dadurch mehrere Leute auf den Gedanken Bucura Dumbrava verberge nur Carmen Sylva, den Waldgesang. Dem aber war leider nicht so. Niemals hätte ich die eiserne Geduld gehabt, die

unzähligen Archive zu durchstöbern, niemals wäre ich in der Lage gewesen, alle die Orte aufzufuchen, die zu beschreiben waren, niemals hätte ich ein so ernstes Geschichtswerk schreiben können, als sich hier unter dem leichten Gewande des Romans verbirgt.

Mit unsagbarer Freude habe ich das Werden dieser Bücher gesehen, deren noch mehrere in Vorbereitung sind. Sie hatte den ganzen Plan von vornherein im Kopfe und während der eine Band geschrieben wurde, sammelte sich schon der Stoff an für die nächsten. Und niemals ist auch nur ein Augenblick des Schwankens und Zagens eingetreten. Mit männlicher Energie und Gewissenhaftigkeit, und mit weiblicher Liebe wurde das Werk verfolgt, dessen Entstehen mir eine täglich neue Freude war. Mit großer Befriedigung sehe ich das Material sich anhäufen zu den nächsten Werken, welche die allerschwerste Zeit des so schwer heimgesuchten kleinen Landes behandeln. Rumänien habe ich immer den Wogenbrecher genannt. Es hat oft müssen dem anstürmenden Osten sich entgegenstellen und die Wogen anhalten, die über Europa hineinstürzen wollten. Wie schwer es gelitten, das hat damals nur wenige interessiert.

Es ist überhaupt sehr eigentümlich, wie spät man erst angefangen hat, nach Rumänien zu fragen, und wie lange man es sich hat allein abmühen lassen. Kaum wußte man, wo es lag. Erst als die jungen Helden der Schlachtfelder in Bulgarien auf das Land aufmerksam machten, schien man sich zu erinnern, daß in alter Zeit auch schon große Helden hier gewesen, die den Kampf gegen den hereinstürmenden Orient nie aufgegeben, und immer meinten, sie müßten doch noch sieghaft aus allem unsagbaren Leid herauskommen.



Eigentümlich ist es, daß dieses Land, eingekreist zwischen den Nachbarländern, mit diesen so gar nichts gemein hat. Von den ursprünglichen Daciern und Thraciern weiß man leider nicht genug. Aber ihre Spuren finden sich längs der Karpathen in der Urkraft und Ruhe der Bevölkerung, die von großer Vergangenheit erzählt, von der Zeit, als die Römer gezwungen wurden diesem Volke Tribut zu zahlen. Die heutigen Rumänen sind lange nicht stolz genug auf diese stolze Vergangenheit. Die Römer zivilisierten sie zu sehr, als sie erst eingeströmt waren auf dem wunderbaren Wege längs der Donau, den sie sich gebaut, und sonderbarer Weise blieb den Rumänen ein viel größerer Stolz auf die römische Herkunft, als auf ihre dacische Vergangenheit, die so viel ruhmreicher war. Ich sehe ihre Spuren an vielen, die gar nichts mit den Italienern und Spaniern gemein haben, die auch keinem Nachbarvolke gleichen. Sehr merkwürdig ist es, daß von den umgebenden Sprachen Ungarisch, Türkisch, Griechisch, Serbisch, Bulgarisch, Russisch, Polnisch, Kroatisch, Ruthenisch nicht eine einzige gesprochen wird; die Rumänen sprechen alle französisch, fast alle deutsch, einige italienisch und jetzt viele junge Leute auch englisch. Sie wollten Westländer sein, und lernten nur westländische Sprachen. Das ist doch gewiß eigentümlich und zeigt eine überraschende Kraft in einem so kleinen Volke, sich frei zu erhalten, trotz aller widrigen Winde und trotz der überwältigenden Überzahl der Nachbarn, die es zuweilen freßlieb hatten.

Die ganze Völkerverwanderung ging über diese Scholle, und ließ ihre Spuren zurück. So findet man in den Bergen ganze Stücke blondhaariger und blauäugiger Goten, Ost- und Westgoten, vielfach in Märchen und Trachten die Spuren von Kelten, die ganz an die Bretagne

erinnern, im Norden auch slavische Beimischungen, sodaß die wunderbare Begabung dieses Volkes dem unglaublichen Rassengemisch zuzuschreiben ist.

Der Rumäne kann bekanntermaßen alles; wenn man an seinem Können zweifelt, antwortet er ganz ruhig: Nu sunt Roman? Bin ich kein Rumäne?

Seine Sprache hat viel Ähnlichkeit mit dem, was in der Schweiz als Romansch gesprochen wird. Der König versuchte dort Rumänisch zu sprechen, und die Leute verstanden ihn sehr gut sowie er sie. Es gleicht dem Lateinischen noch viel mehr als das Italienische. Die Dichtung hat aber mit dem Lateinischen gar nichts zu tun. Die ist mehr slavischen Ursprungs und gleicht den kleinrussischen Sachen, kommt auch wohl noch viel weiter aus dem Orient her.

Es wäre wohl der Mühe wert, der wunderbaren Vergangenheit dieses unausgebeuteten Märchenlandes nachzuspüren und aus seinen Tiefen hervorzuholen, was es so lange vor aller Augen gehütet hat. Es war, als fürchtete es, sich zu enthüllen, als könnten die andern es entweihen und seine geistigen Schätze ebenso rauben wie seine leibliche Habe. Die Sprache ist ja wohl das charakteristischste Merkmal eines Volkes, und was die erzählt, ist oft sehr wehmütig. Wenn man einen Bauern fragt: Wo gehst du hin?, wird er meistens antworten: Ich wollte nach meinem Hause gehen, ich war auf dem Wege zum Felde! Denn er war früher niemals sicher, auch da anzulangen, wohin er ging. Die Türken konnten ihn unterwegs ermorden, die Griechen ihm seine Habe davontragen. Das gibt wohl auch das tiefernste Aussehen der Menschen. Alle sind ernst, beim Tanz, beim Mahle, bei der Hochzeit wie beim

Begräbnis; da ist kaum ein Unterschied im Ausdruck. Und ihre Scherz- und Trutzreden werden nie von Gelächter begleitet. Hierin unterscheiden sie sich so ganz von den lustigen, leichtlebigen Italienern, und gar einem Rheinländer kommt dieses Land zuerst unbeschreiblich melancholisch vor. Sein Klima ist schroff wechselnd; bald ist es Sibirien, bald Sahara. Die Steppe hat den wunderbaren Boden, den Strich schwarzer Erde, der von Rußland her durchgeht, aber auch die furchtbaren Trockenheiten, bei denen man am Verhungern sein kann, wenn das Jahr vorher noch so reich gewesen ist. Die Berge sind hoch und walddreich, die Flüsse ungestüme Bergwasser, die beständig ihren Lauf verändern und oft entsetzliche Verheerungen anrichten.

Die Wälder waren vor kurzem noch Urwälder von unsagbarer Herrlichkeit; man weiß nicht, welche Reichtümer dieses Land verbirgt und eifersüchtig vor gierigen Blicken hütet. Der Bauer verlangt nur immer Boden, er will den ganzen Boden womöglich zu eigen haben und kommt es nun häufig vor, daß die Bauern sich zusammethun und dem Gutsherrn sein Gut abkaufen.

Es wohnt eine noch unerkannte Kraft in ihnen, die sich langsam Bahn bricht und einmal sehr überraschen wird.

Das alles tritt in den Büchern von Bucura Dumbrava, der Waldfreud, recht zutage und fühlt man den ganzen Duft des Bodens, die Urkraft der Bevölkerung, das Wachsen und Werden, allen Stürmen und Unterdrückungen zum Troste. Einmal wird der alte dacische oder thracische Stamm durchbrechen durch alles, was sich darüber ergossen hat, dann wird Rumänien erst zeigen, welchen Geschlechts es eigentlich ist und wo seine Kraft ver-

borgen gelegen ist. Waldfreud zeigt es in den Stürmen, die sie beschreibt, schon deutlich genug, sie hat eben gerade die bittersten Jahre der Unterdrückung zum Vorwurf genommen; ich hoffe aber, wenn ihre Jugendkraft so erhalten bleibt und sich in den weiten Gängen durchs Hochgebirge immer wieder erneuert, daß sie noch manches Bild aus dieses merkwürdigen, vielgeprüften Volkes Vergangenheit entrollen wird, wenn man nur das Interesse und die Geduld nicht verliert, es zu lesen. Manche Leser haben die Bücher weniger gern, wenn das Romanhafte hinter der Wahrheit mehr und mehr verschwindet. Aber meine Waldfreud ist ein so wahrer Mensch, daß sie gar nicht im Stande ist, etwas nur in romanhaftere Kleider zu hüllen, was nicht genau der Wirklichkeit entspricht und historisch so getreu ist als überhaupt Geschichte sein kann.

Einige Leute sagten ihr, sie hätte in ihrem ersten Buche ihren Helden sollen sterben lassen, da antwortete sie ganz erstaunt: „Aber er ist ja nicht gestorben, das wäre ja ganz unwahr!“ Sie konnte sich überhaupt ein Abweichen von der Wahrheit gar nicht vorstellen. Die Tochter des Dumitru Jianu ließ sich auf einmal bei ihr melden und brachte ihr wertvolle Papiere ihres Vaters und erzählte ihr soviel sie wußte von der großen Vergangenheit dieses merkwürdigen Menschen. Er soll in der Straße gestanden haben und mit abgezogenem Hute dem Wagen gefolgt sein, als der König Carol einzog, und seine Freude über die aufgehende Morgenröthe seines Landes entschädigte ihn in jener Stunde für alle vergangenen Bitternisse. Wäre Waldfreud nicht so treu, so würden die Menschen ihr nicht mit solchem Vertrauen ihre Dokumente bringen. Die Bücher mußten sich erst ihren Weg bahnen; auf Deutsch geschrieben, fanden sie nicht gleich Eingang hier im Lande,

und in Deutschland mußte man sich erst an das Fremdländische der Namen und Erzählungen gewöhnen, auch Vertrauen fassen, daß Frauenarbeit so ernst und gewissenhaft sein könne. Die junge Dichterin hat aber ihre ganze Energie eingesetzt, die Wahrheit zu enthüllen, und jahrelange Arbeit in allen Archiven ist dem ersten Federstrich vorangegangen. Sie arbeitet langsam und gewissenhaft. Niemals könnte man ihr Schleuderarbeit vorwerfen. Ja, es wird wohl die Zeit kommen, wo ihre Bücher zu Quellenstudien benutzt werden, denn sie sind genau und gut, außer dem schönen Stil, der schon an und für sich jedem Werke langes Leben verspricht, wenn es nur erst Zeit gehabt hat, durchzubringen.

Wenn die Leser nur wie ich die junge Dichterin sehen könnten, mit frischen Wangen und leuchtenden Augen aus ihren Bergwanderungen blumenbeladen heimkehrend, von reizenden Gesprächen mit Bauern und Hirten erfüllt wie eine sammelnde Biene, dann würden sie noch mit viel größerer Andacht lesen und das Vertrauen haben, daß nur Wahrheit aus frischem Waldquell fließt.

Vielleicht hätten wir den Namen Waldquelle wählen sollen, das wäre noch richtiger gewesen. Sie tritt oft direkt aus dem Walde bei mir ein nach tagelangem Schweifen und bringt mir einen solchen Lebensduft mit, daß ich davon erquickt und verjüngt werde.

Die Menschen wollen gar nicht glauben, daß man in der Fremde lebend so schön Deutsch schreiben kann, und tun ihr die Schmach an, zu sagen, daß sie übersetzt, während jetzt die Rumänen ihr die Ehre antun, ihr Werk ins Rumänische zu übertragen. Die deutsche Originalausgabe und die Übersetzung ins Rumänische kommen fast gleichzeitig heraus. Da ist viel schöne Arbeit im Gange, an der

borgen gelegen ist. Waldfreud zeigt es in den Stürmen, die sie beschreibt, schon deutlich genug, sie hat eben gerade die bittersten Jahre der Unterdrückung zum Vorwurf genommen; ich hoffe aber, wenn ihre Jugendkraft so erhalten bleibt und sich in den weiten Gängen durchs Hochgebirge immer wieder erneuert, daß sie noch manches Bild aus dieses merkwürdigen, vielgeprüften Volkes Vergangenheit entrollen wird, wenn man nur das Interesse und die Geduld nicht verliert, es zu lesen. Manche Leser haben die Bücher weniger gern, wenn das Romanhafte hinter der Wahrheit mehr und mehr verschwindet. Aber meine Waldfreud ist ein so wahrer Mensch, daß sie gar nicht im Stande ist, etwas nur in romanhaftere Kleider zu hüllen, was nicht genau der Wirklichkeit entspricht und historisch so getreu ist als überhaupt Geschichte sein kann.

Einige Leute sagten ihr, sie hätte in ihrem ersten Buche ihren Helden sollen sterben lassen, da antwortete sie ganz erstaunt: „Aber er ist ja nicht gestorben, das wäre ja ganz unwahr!“ Sie konnte sich überhaupt ein Abweichen von der Wahrheit gar nicht vorstellen. Die Tochter des Dumitru Zianu ließ sich auf einmal bei ihr melden und brachte ihr wertvolle Papiere ihres Vaters und erzählte ihr soviel sie wußte von der großen Vergangenheit dieses merkwürdigen Menschen. Er soll in der Straße gestanden haben und mit abgezogenem Hute dem Wagen gefolgt sein, als der König Carol einzog, und seine Freude über die aufgehende Morgenröthe seines Landes entschädigte ihn in jener Stunde für alle vergangenen Bitternisse. Wäre Waldfreud nicht so treu, so würden die Menschen ihr nicht mit solchem Vertrauen ihre Dokumente bringen. Die Bücher mußten sich erst ihren Weg bahnen; auf Deutsch geschrieben, fanden sie nicht gleich Eingang hier im Lande,

und in Deutschland mußte man sich erst an das Fremdländische der Namen und Erzählungen gewöhnen, auch Vertrauen fassen, daß Frauenarbeit so ernst und gewissenhaft sein könne. Die junge Dichterin hat aber ihre ganze Energie eingesetzt, die Wahrheit zu enthüllen, und jahrelange Arbeit in allen Archiven ist dem ersten Federstrich vorangegangen. Sie arbeitet langsam und gewissenhaft. Niemals könnte man ihr Schleuderarbeit vorwerfen. Ja, es wird wohl die Zeit kommen, wo ihre Bücher zu Quellenstudien benutzt werden, denn sie sind genau und gut, außer dem schönen Stil, der schon an und für sich jedem Werke langes Leben verspricht, wenn es nur erst Zeit gehabt hat, durchzubringen.

Wenn die Leser nur wie ich die junge Dichterin sehen könnten, mit frischen Wangen und leuchtenden Augen aus ihren Bergwanderungen blumenbeladen heimkehrend, von reizenden Gesprächen mit Bauern und Hirten erfüllt wie eine sammelnde Biene, dann würden sie noch mit viel größerer Andacht lesen und das Vertrauen haben, daß nur Wahrheit aus frischem Waldquell fließt.

Vielleicht hätten wir den Namen Waldquelle wählen sollen, das wäre noch richtiger gewesen. Sie tritt oft direkt aus dem Walde bei mir ein nach tagelangem Schweifen und bringt mir einen solchen Lebensduft mit, daß ich davon erquickt und verjüngt werde.

Die Menschen wollen gar nicht glauben, daß man in der Fremde lebend so schön Deutsch schreiben kann, und tun ihr die Schmach an, zu sagen, daß sie übersetzt, während jetzt die Rumänen ihr die Ehre antun, ihr Werk ins Rumänische zu übertragen. Die deutsche Originalausgabe und die Übersetzung ins Rumänische kommen fast gleichzeitig heraus. Da ist viel schöne Arbeit im Gange, an der

ich meine Freude habe, aber gar keinen Anteil, wie man es fälschlich behaupten wollte. Mein Waldquell braucht meine Hilfe nicht! Er ist stark genug, allein zu sprudeln, er hat Kraft für Viele! Und wenn wir auch Auswanderer sind. Bitte — wir können noch Deutsch!

Mai 1912.

Carmen Sylwz





**M**eißte Staubwolken umwehten den Wagenzug, der sich im langsamen Schritt der Ochsen-  
gespanne fortbewegte. Die mit Baumstämmen schwer beladenen Ächsen kreischten, und wenn die Zugtiere aus der Furche, darin die Räder liefen, herausgingen, um irgend einem Grasbüschel oder Ge-  
sträuch am Wegrand zuzustreben, erklang eines Führers kurzes: „Ais!“ oder: „Tscha! tscha!“, was für den rumänischen Ochsen rechts und links bedeutet. Dann drängten die gehorsamen Tiere das Joch wieder in die gewollte Richtung und stapften mit wiegenden Köpfen weiter, derweil ihre Augen ernst und unverwandt in Staub und Sonnenbrand schauten.

Denn heiß war der Septembertag, und der Wald, durch den die Straße lief, gab keinen Schatten mehr, weil er auf türkische Art abgeholzt war: wüßt und wirr durcheinander waren die Eichen geschlagen worden, so daß sie im Fallen viele Bäume mitgerissen oder beschädigt hatten, die als zersplitterte Stümpfe stehen geblieben. Jene aber, die noch Kronen trugen und einen Wind- und Regenschutz gewährten, waren zu Feuerstellen benutzt worden, infolgedessen ihr verkohlter Fuß oft ganz ausgehöhlt war.

Außer dem breiten Lehmband, auf dem die Lastwagen fuhren, liefen noch Pfade, welche Holzschläger einst

gezogen, durch den zerzausten Wald, und auf einem derselben, der die Hauptstraße in rechtem Winkel traf, trabte ein Trupp Reiter.

Die Männer, die, bis auf den Vordersten, samt und sonders runde, schwarze Pelzmützen und weiße, knappe, mit schwarzen Litzen bestickte Gewänder trugen, saßen auf kleinen Pferden, die die feinen Füße im Paßgang blitzschnell durcheinander warfen und über deren Kruppe eine Schabracke aus Teppichstoff hing.

Der Mann, der an der Spitze dieser Truppe ritt und eine dunkelgrüne russische Uniform trug, frug einen der Karrenführer: „Wohin bringt Ihr das Holz?“

„Nach Bukarest, für die Straßen.“

„Woher kommt Ihr?“

„Von Kainéni im Distrikt Ardjesch.“

„So weit müßt Ihr die Stämme herschaffen?“

Statt zu antworten, deutete der Bauer diesmal nur mit der Peitsche auf den verwüsteten Baumstand. Meilenweit um die Hauptstadt herum sah der Wald so aus; die Hospodaren, die Regierung und die Großgrundbesitzer hatten je nach Bedarf gleichermaßen darin gewüthet.

Der Reiter fuhr fort: „Schlagen die Bauern auf Kainéni ihren Wald?“

„Der Wald gehört nicht mehr ihnen.“

„Haben sie ihn verkauft?“

„Kainéni gehört jetzt dem Wojwoden.“

„Dem Wojwoden?“ stieß der Reiter hervor, während seine hellbraunen Augen ergrimmten. „Die Pest in alles Fanariotengebein! Wie kommt er dazu, das Gut erbangeseffener Bauern an sich zu bringen? — Ich bin der Pandurenkommandant Tudor Vladimiresku,“ fuhr er

fort, „im Türkenkrieg hatte ich vier Männer aus Rainéni unter meinen Soldaten. Ist keiner von ihnen hier?“

Der Fuhrmann nahm langsam den breitkempigen Filzhut vom Scheitel und sagte: „Auf dem sechsten Wagen liegt Rómscha Balán, von dem wir wissen, daß er unter Deiner Gnaden gedient hat.“

„Liegt? warum?“

„Vorgestern, als wir durch ein Wasser mußten, brach ein Karren zusammen, und dem Rómscha wurde dabei ein Bein zerschmettert.“

Ludor Vladimírěsku verhielt sein Pferd, und seine Begleiter taten desgleichen, bis der sechste Wagen im weiterziehenden Zug herankam. Auf einem Baumstamm in Heu gebettet lag ein Bauer.

„Rómscha Balán,“ redete ihn der Kommandant an.

Der Mann fuhr in eine halb sitzende Stellung empor, legte die Hand schattend über die fieberglänzenden Augen, um den Sprecher besser zu erkennen, und antwortete rasch: „Zu Befehl!“

„Seit wann hast Du mich nicht mehr gesehen?“ fragte Vladimírěsku.

„Es mögen acht Jahre sein, Herr.“

„Es sind acht Jahre. Ich habe von deinem Unfall gehört. In Bukarest werde ich dich pflegen lassen. Nun sage mir kurz, was ist das für eine verdammte Sache mit dem Verkauf des Gutes Rainéni?“

„Verkauft ist das Gut nicht worden,“ sagte Rómscha Balán. „Es kam ein Unverwandter des Wojwoden mit Papieren, in denen stand, das Gut gehöre nicht den Bauern, sondern jenem Unverwandten . . .“

„Hole der Teufel die fanariotischen Fälschungen!“  
fluchte Vladimireſku. „Und Ihr habt Euch Euren  
Grund und Boden rauben laſſen?“

„Das erſte Mal jagten wir den Boten des Fürſten  
davon. Das zweite Mal kam er mit vielen Arnauten,“  
ſprach der Mann müde und ſank ins Heu zurück.

„Griechiſche Niederträchtigkeit!“ kniſchte der Ban-  
durenoberſt. Dann gab er dem Bauern noch eine kurze  
Weiſung, wo er, der Kommandant, in der Hauptſtadt zu  
finden ſei, ſchlug ſeinem Pferde die Sporen in die Seite  
und ſprengte davon. Die Begleiter ihm nach. Elf von  
ihnen waren ſeine einſtigen Waſſengenossen, erbangefeſ-  
ſene Bauern aus der Karpathenregion, Männer zwiſchen  
dreißig und vierzig Jahren, deren ernſte Züge nach alt-  
rumänischer Sitte bis zum Halſe herabfallende dunkle  
Locken umrahmten. Der Zwölfte war bedeutend jünger,  
kaum über zwanzig und von großer Schönheit; ſein  
langes, goldblondes Haar ſtach ſeltſam ab vom Schwarz  
der Augen, Wimpern und Brauen; ja, er wäre für einen  
Mann faſt unleidlich ſchön geweſen ohne den kühnen  
Ausdruck ſeines Geſichtes und die feſten Linien des bart-  
loſen Mundes. Obgleich er kein Bauer war, ſondern  
der Sohn eines Landedelmannes, hatte auch er die  
ſchwarzweiße, olteniſche Tracht angelegt.

Wohl eine Stunde lang ritten ſie ſchweigend dahin,  
denn Tudor Vladimireſku war kein Freund von vielen  
Worten, und zumal wenn er in zorniger Erregung über  
eine Ungerechtigkeith nachgrübelte, pflegte er zu ver-  
ſtummen.

Erſt als die Reiter am Rande eines Eichenhochwaldes  
anlangten, in deſſen Schatten Schafe weideten, erhob der

Pandurenoberst seine Stimme, um den Hirten herbeizurufen.

Der Hirt, ein junger Bursche, der trotz der Hitze den Schafpelz auf den Schultern und die weiße Pelzmütze auf dem Kopfe trug, kam bedächtig näher, blieb in gemessener Entfernung stehen, stützte den linken Arm auf seinen Stock und wartete der weiteren Anrede.

„Wem gehören die Schafe?“ fragte Vladimírěstu.

„Einem Mokán.“\*)

„Hat er den Wald von Baneássa gepachtet?“

„Er hat ihn gepachtet.“

„Ist der Mokán hier?“

„Er ist nicht hier.“

„Dann will ich mich mit dir vereinbaren. Ich gehe nach Bukarest. Sechs meiner Leute aber sollen mit ihren Pferden in Baneássa bleiben.“

Sie kamen über den Preis überein, und darauf führte der Bursche die Reiter in den Wald. Er schritt jetzt neben ihnen her und war zum Schwätzen aufgelegt. Freilich wagte er es nicht, mit dem Anführer der Truppe, dem Mann mit der tiefen Furche zwischen den Brauen, ein Gespräch zum bloßen Zeitvertreib anzuknüpfen, sondern er hielt sich an den Jüngsten, den schönen Blondem, und erzählte ihm, er heiße Běltěhu Arvátu, stamme aus dem Serbenviertel der Stadt Tergóvishchte und gehe jedes Jahr „hinüber“ nach Siebenbürgen, wo er sich den Schafzüchtern der Siebendörfer verdinge; er besitze auch zwei sehr gut geschulte Hunde; einmal sei er in Bukarest gewesen.

---

\*) Schafzüchter aus Siebenbürgen.

Ob es ihm dort gefallen? erkundigte sich der Blonde.

Vielleicht hätte es ihm gefallen, meinte Bältſchu, hätte er seine Schafe bei sich haben können; denn ein Hirt ohne Schafe sei ebenso übel daran wie ein Reiter ohne Roß. Aber die armen Tierchen wären ihm in der Stadt von den vielen Wagen, die daherfuhren wie der Blitz, sicherlich versprengt worden. Im Mai hatte er Angst genug ausgestanden, als seine Herde eines Tags in der Gegend eines Teiches von Heresträu weidete; da sei eine ganze Reihe herrschaftlicher Karossen angesprengt gekommen, so daß er geglaubt, er könne kein einziges der neugeborenen Lämmer vor ihnen retten.

„Was suchten denn die Karossen in jener Gegend?“ erkundigte sich der Blonde weiter.

„An schönen Tagen fahren die Bojaren an den Teich von Heresträu und spucken hinein.“

„Was tun sie?“ rief der junge Reiter.

„Sie spucken hinein.“

„Wozu denn?“

„Es scheint, um sich zu unterhalten.“

Der Blonde lachte hell auf; er erzählte die Geschichte seinem Nebenmann. Der aber lachte nicht und meinte nur: „Dé!\*) adeliger Zeitvertreib.“

Sie kamen auf eine Lichtung, wo des Hirten Hütte stand, ein zeltartiges Gerüst aus starken Ästen, auf dem Rasenstücke lagen. Nur gebückt konnte man in das dunkle Innere gelangen, wo Bältſchu seine paar hölzernen Geräte, einen Sack mit Mehl und einen anderen mit Salz aufbewahrte. Zum Schlafen brauchte er die Hütte nicht,

---

\*) Ausrufungswort ungefähr gleichbedeutend mit: Je nun!

mußte er doch auch die Nacht draußen bei seinen Schafen verbringen.

Die Reiter saßen ab und lockerten die Gurten der Pferde, und die sechs, die hier lagern sollten, begannen, Zweige zu brechen, um sich Hütten zu errichten.

Wéltshu bereitete unterdessen eine Mahlzeit für die reisigen Männer. Auf dem festgestampften Erdboden zündete er zwei Feuer an und stellte auf das eine derselben eine Art Kessel aus gebranntem Ton, Tzest genannt. Dann machte er auf einem Brett Teig aus Mehl und Wasser an, schob, als er damit fertig war, das Feuer, welches frei brannte, beiseite, fuhr mit einem Zweig rasch über die glühende Erde und fegte die Kohlen weg, legte den Teig auf diesen Platz, hob den ebenfalls glühenden Tzest von der anderen Feuerstelle und stülpte ihn wie eine Glocke darüber. Unter der kleinen Tonkuppel buk nun der flache Kuchen, bis er braun und knusprig wurde. Milch und Käse schmeckten vortrefflich dazu.

---

Während die Oltenier Mittagrast hielten, strebte der Karrenzug, dem sie früher begegnet, am Walde von Baneássa vorbei langsam der Stadt zu.

Plötzlich aber stockte die lange Reihe der Holzwagen, und von ihrem Kopfe her klang Geschrei: es hatte dort einen Zusammenstoß mit herrschaftlichen Karossen gegeben. Diese waren auf einem Weg, der schräg auf die Landstraße mündete, in wirbelndem Staubgewölk durch den Wald dahergesauft, hatten sich samt ihren Vorreitern im tollen Jagen nicht aufzuhalten vermocht und sich den bäuerlichen Fuhrwerken, die zu schwer beladen waren, um ausweichen zu können, in die Seite geworfen. Dabei

waren allzu heftig verrissene Pferde gestürzt, andere bäumten sich hoch auf, Frauen kreischten, Bojaren hatten sich in den Kaleschen erhoben und schimpften laut, während einige Reiter auf die Bauern loshieben und ihnen eine Nusse von Schmähreden an den Kopf schleuderten: „Beschuhetes Kindvieh! — Glende, die sich unterfangen, erlauchten Herrschaften den Weg zu versperren! — Galgenvögel!“

Umsonst versuchten die Bauern zu erklären, sie hätten die Kutschen hinter den Bäumen nicht kommen sehen und nicht Zeit gehabt, auszuweichen. Peitschenstreiche sausten ihnen als Antwort um Mund und Ohren und hörten nicht eher auf, als bis die Leute die Karren vom Wege weggeschoben oder vielmehr geworfen hatten, denn an dieser Stelle fiel die sogenannte Straße zur rechten Hand einige Schuh tief ab, wobei eines der zur Seite gedrängten Gefährte mit Gepolter die Böschung hinabstürzte und zerbrach.

Auf dem freigewordenen Weg galoppierten Reiter und Wagen davon. Die bunten Federn auf dem Kopfschmuck der Damen nickten und flatterten im Zugwind; die geschlitzten Überärmel an den goldgestickten Sammetröcken der berittenen Bojaren flogen, und die langen Quasten am Fes der armenischen Vorreiter strömten wie Schweife von ihrem Kopfe.

Nun erreichte auch Vladimiresku, der unterdessen mit sechs Genossen aufgebrochen war, den Schauplatz des Zusammenstoßes. Die Bauern standen dort in einer Gruppe und taten nichts. Dem einen rann Blut über das Gesicht aus dem Peitschenschmiß, der ihm die Stirn zerschnitt.



Der Pandur fragte, was es gegeben.

„Die Bojaren sind über uns hergefallen,“ sagte ein Mann.

Da rief der Blonde aus dem Gefolge des Kommandanten: „Die kamen gewiß aus Herestréu!“

„Möge sie Gott mit dem Blitz schlagen!“ sprach Vladimírěsku mit furchtbarem Ingrim, indem er einen Blick wie einen Fluch der Staubwolke nachsandte, welche die Karossen hinter sich gelassen. „Und Ihr,“ wandte er sich dann scharf an die Bauern, „Ihr steht da und kreuzt die Arme?“

Einer hob die Schultern: „Was nützt es uns, Herr, wenn wir sie rühren? So oder so, geschunden werden wir doch.“

„So ist es,“ bestätigte der hoffnungslose Chor.

Einen Augenblick schien es, als wolle der Pandur heftig erwidern, dann aber besann er sich anders, gab noch einmal den Befehl, man solle Kómscha Balán bald zu ihm bringen, und ritt fort.

Obgleich man der Stadt nahe war, sah man nichts von ihr. Denn hier gen Norden lag Bukarest sehr flach, nirgends boten Anhöhen einen Aussichtspunkt. Die Landstraße aber wurde breit und breiter, die tiefen Furchen strahlten nach allen Seiten, bis man in ein Staubmeer geriet, an dessen Ufern unter ergrauten Bäumen eine Kirche, zwei oder drei Kioske und einige Lehmhütten verstreut lagen. Das weißgetünchte Gotteshaus war unscheinbar; doch glühte das Blechdach seines Kuppelturmes im Feuer des Sonnenuntergangs. Diese

Kirche Zoodóhpighi, zum lebenspendenden Quell, hatte der Wojwode Nikolaus Mavroghéni vor dreißig Jahren erbaut und hatte, um ihren Namen zu versinnbildlichen, einen gemauerten Brunnen daneben errichten lassen. Auch die hölzernen Kioske im türkischen Stil stammten von Mavroghéni. Doch Kirche wie Brunnen und Lusthäuser befanden sich jetzt in schlechtem Zustand. Denn am Maßstab der kurzen Regierungen fanariotischer Wojwoden gerechnet, waren dreißig Jahre eine lange Zeit. Neunmal hatte der Thron der Walachei seit Mavroghéni seinen Fürsten gewechselt. Jedem neuen Herrscher aber waren die Werke und Stiftungen seines Vorgängers gleichgiltig. Einst hatte die Kirche des lebenspendenden Quells Reichtümer besessen, weil ihr Mavroghéni alle Güter der ihm feindlich gesinnten Bojarenfamilie Campineánu geschenkt hatte. Doch nach der Ermordung dieses Wojwoden waren die Campineánu aus der Fremde, wohin sie entflohen, wieder heimgekehrt und hatten ihre Besitzungen zurückerlangt. Seither fristete diese Kirche ein kümmerliches, von der Freigebigkeit ihrer Pfarrfinder abhängendes Dasein; am Ende der Stadt aber wohnten nur geringe Leute. Als die wohlhabendsten unter ihnen mochten die Schankwirte in den Lehmhütten am Rande des Staubmeers gelten.

Da die Bojaren hier täglich nach dem Teich von Herestréu vorbeifuhren, versammelte sich auch das niedere Volk gern an diesem Ort, um das prächtige Schauspiel zu genießen; vor den Schenken waren Laubdächer errichtet, darunter Tische und Schemel standen, und von Sonnenuntergang bis in die Nacht wurde Wein und Most kredenzt; neben einem hochbeinigen Koft stand der Wirt

im weißen Schurz und in abfaßlosen Schlurspantoffeln und klapperte rhythmisch mit einer eisernen Zange, die ihm dazu diente, die saftigen, mit Nelkenpfeffer und Kümmel gewürzten Würstchen, welche über Kohlen brieren, geschickt vom Rost zu nehmen und in einem irdenen Napf den Kunden aufzutischen.

Zigeunermusik, — dünnstimmiges Geigengefiedel und das Summen der mandolinenartigen Köbfa, — klang bald fröhlich, bald melancholisch in die warme, staubige Luft hinaus.

Der verschiedensten Art waren die Gäste, die sich hier versammelten. Da saß der rumänische Kleinbürger, dem ein dunkles Tuchhäppchen in der Form eines niedrigen Fes den Scheitel bedeckte. Sein Kaftan war zimmetbraun, grün oder violett und reichte bis unter's Knie; darunter trug er noch ein längeres Kleidungsstück aus gestreiftem Stoff. Die Händler und Verkäufer, die sich nach vollbrachtem Tagewerk hier einfanden, waren entweder Serben und Bulgaren, die man an ihren dunklen, um die Hüften in hundert Fältchen gereihten Hosen erkannte, oder Oltenier, d. h. rumänische Bauern von den Ufern des Dltflusses, in weißleinenen Gewändern und roten Schärpengürteln. Am reichsten waren die Armenier und Arnauten gekleidet, die in den Bojarenhäusern als Diener und Schutzmänner angestellt wurden, oder zu der Leibwache des Wojwoden gehörten. Sie trugen die schneeige Justanella, rote, reich mit Gold verzierte Säcken und einen Fes, dessen lange Seidentroddel bis auf die Schulter herabhing.

Doch nicht an der Kleidung allein, sondern auch an Kopf- und Gesichtsförm und am Benehmen ließen sich die

Rassen unterscheiden. Den kleinsten Kopf und die schmalste Nase hatten die lauten, lebhaften Griechen. Den breitesten die oft blonden und blauäugigen Bulgaren. Die Rumänen hielten die Mitte zwischen diesen beiden Extremen, ihr Blick war steter als der der Griechen, denkender als der der Bulgaren.

Als die Reiter an den Schenken vorbeikamen, sah man ihnen nach.

„Wer ist denn der in der russischen Uniform?“ fragte ein Arnaut.

Ein Gerichtsdienner erklärte: „Das ist ein Sludjér,\*) Tudor Vladimirovski, der russischen Offiziersrang hat und jetzt im Distrikt Mehedinz Kreishauptmann ist.“

„Bre, bre!“\*) meinte der Arnaut, „wie du alle Leute kennst, Archonda!“

„Dó,“ erwiderte der Andere mit herablassender Wichtigkeit, „das muß unsereiner im Divan, Kir Artin. Diesen Sludjér habe ich oft gesehen, er führt seit acht Jahren einen Prozeß um eine Summe Geldes, die er im Krieg für sein Pandurenkorps ausgegeben, und die ihm die Regierung nicht zurückzahlen will.“

„Ein Lump und Flausenmacher wie die anderen, was, Archonda? Die Panduren werden von dem Geld gewiß nie eine Pará zu sehen gekriegt haben?“ fragte der Arnaut, der dem Gerichtsdienner an Menschenkenntnis nicht nachstehen wollte.

Letzterer aber verschob das dunkelblaue Tuchkappchen und kraute sich hinterm Ohr: „Ich muß dir aufrichtig

---

\*) Adelstitel niederen Ranges.

\*\*) Türkisches Ausrufungswort.

sagen, Kir Artin, daß dieser Gludjér Tudor ein sonderbarer Mann ist. Man kann von ihm nicht behaupten, daß er sich habe je bestechen lassen, oder daß er stehle. Ich weiß es von solchen, die mit ihm zu tun haben. Aber was nicht ist, kann noch kommen. Übrigens ist er kein Bojar, sondern von gemeiner häuerlicher Abstammung."

Der Gerichtsdiener und der Arnaut entstammten dem Pöbel, jener war ein Zigeuner, dieser irgend ein levantinischer Mischling, wie sie sich in der Türkei zu tausenden herumtrieben, Leute, die weder Vater noch Mutter kannten und ebenso wild aufwuchsen wie die Hunde von Konstantinopel. Aber sie hatten es in Bukarest rasch gelernt, einander mit „Herr“ und „Guer Gnaden“ anzureden, von allem, was Obrigkeit hieß, ohne eine Spur von Ehrfurcht, ja mit Spott und Verachtung zu sprechen und die rumänischen Bauern als „gemein“ zu bezeichnen.

Von einem anderen Tisch klang eine gresle, alte Weiberstimme den Reitern nach: „Heiliger Pantelimon! Ist das ein schöner junger Mann! Der leibhaftige Märchenkönig! Ptjuh! Unberufen!“ ein geräuschvolles Spucken sollte die türkischen Geister bannen, welche offenkundiger Beifall auf die bewunderte Person aufmerksam zu machen pflegt.

„Sieh da, Oltenier! Oltenier mit sechsunddreißig Backenzähnen!“ lachte ein Mann.

Oltenien heißt das Land am rechten Dltflufufer, das nördlich von den Karpathen, südlich von der Donau begrenzt wird. Seine Bewohner gelten als die tüchtigsten, raffigsten Rumäniens, aber auch als die hochmütigsten. Der Volksmalk behauptet, sie bildeten sich unter anderem



ein, viel mehr Backenzähne zu besitzen als gewöhnliche Sterbliche.

Nun ritten Tudor Vladimiresku und seine Begleiter in die Stadt hinein und gerieten auf einen mit Balken belegten Weg; dies war das einzige „Pflaster“, das damals für die Hauptverkehrsstraßen verwendet wurde, man nannte es eine „Brücke“, und allerdings bildeten die Balken eine Brücke über Meere von Staub oder Flüsse von Morast, je nachdem die Witterung trocken oder regnerisch war. Zu beiden Seiten der Straße lagen der Breite nach eine Reihe behauener Stämme, und in der Mitte lief ein Rinnsal, eine Art Abzugskanal für Regen- und Wirtschaftswasser. Obwohl die Balken auf Schwellen festgenagelt waren, konnten sie das viele Fahren und Reiten auf die Dauer doch nicht aushalten, umsomehr, als eine Ausbesserung stets lang auf sich warten ließ; einzelne Stämme wurden locker, wippten unter der darüber fahrenden Last in die Höhe, schlugen dann wieder schwer nieder und peitschten das schmutzige Wasser auf, das aus den Höfen geronnen kam und unter der „Brücke“ stagnierte.

Die Höfe waren sehr ungleich. Neben großen Bojarenhäusern, im mauerumzingelten, riesigen Grundstück, gab es schiefe, halb in der Erde versunkene Hütten, von Bäumen und Gestrüpp umwucherte, elende, kleine Schenken und auch ganz leere Plätze, wo Unrathaufen zwischen riesigen Staudengewächsen lagen, und wo sich lumpensammelnde Zigeuner und herrenlose Hunde zu Duzenden umhertrieben.

Das Gesamtbild der Stadt war weder schön noch häßlich zu nennen. Nicht schön, weil es keine hervor-

ragenden Bauwerke, nicht häßlich, weil es nirgends einen lichtlosen Winkel gab und weil die niederen Häuser, gleichviel ob Spelunken oder Paläste, von üppigem Grün umgeben waren. Zumal um die Sonnenuntergangsstunde bot sich manch reizvoller Anblick dem Auge dar, wenn das vom westlichen Horizont schräg daherstrahlende, gewaltige Rotlicht ein oder das andere weiße Haus purpurn malte und es wie einen Würfel von Gold unter den alten Linden seines Gartens aufleuchten ließ.

An dem schönen Abend wimmelte die Straße von Menschen; Karossen fuhren im Galopp auf und ab, je rasender das Tempo, je feuriger die Pferde sprangen, je höher der Straßenkot um den Wagen aufspritzte, desto vornehmer dünkte sich der Insasse. Umsonst waren die obrigkeitlichen Erlasse gegen das „verfluchte Unwesen der Kutschker“. Der gute Ton galt mehr als die Sicherheit und Bequemlichkeit der Fußgänger.

Vladimirésku und seine Ostenier ritten in grader Linie bis an die Dimbovița, das Flüsschen, daran Bukarest liegt. Die Sommerhitze hatte wenig Wasser darin gelassen; breit war die Mulde, sandig ihr Grund. Mühlen standen hüben wie drüben, aber die Räder regten sich nicht. Unter der gewölbten Holzbrücke badeten Knaben und Männer im lauen, lehmigen Wasser. Die Reiter gelangten auf das rechte, höher gelegene Ufer, aus dessen großen Gärten sich einige Dächer und Kirchenkuppeln erhoben.

Mit dem letzten Tageschein erreichten sie das Haus des Egumen Harion, Tudor's Gastfreund.

In einem kleinen Vorbau aus Glas, an dessen Scheiben sich eine Fülle von Blumen und Pflanzen drängte, stand Seine Heiligkeit der Egumen und band die Zweige und weißen Sterndolden einer Wachsblume behutsam und liebevoll an ein Holzgestellchen. Auf seiner Stirn, die hoch und eckig war, lag ein friedliches Licht.

„Káe,“ sagte er zu dem jungen Mann neben ihm, der ihm Bastfäden reichte, „solch ein Gewächs Gottes kann einen wahrhaftig mit den Menschen ausfühnen. Kommt da weit her, aus Leipzig, zugleich mit meinen Büchern, — weil ich meinen Buchhändler Wallbaum um ein Exemplar der *Hoya carnos*a gebeten, — und blüht freundlich unter fremdem Himmel weiter. So sollten es auch die Völker machen: einander nur Gutes und Schönes darbringen, von einander nur Edles und Wahres annehmen. Statt dessen . . . .“ Da unterbrach er seine Betrachtungen, denn eben trabten die Reiter aus Ostenien in den Hof.

Mit einem Ausruf der Freude öffnete der Egumen die Glastür, dann seine Arme und schloß Vladimírěšku, der abgesprungen war, an die Brust, indem er ihn herzlich willkommen hieß. Den Begleitern des Studjér streckte er die Hand zum Kuß entgegen, und einer nach dem anderen neigten sich die ernstesten Bauern tief über Marions Rechte. Er kannte sie alle und nannte sie beim Namen. Nur als der Jüngste herantrat, fragte er: „Ei, wer ist dieser da?“

„Jon Urdareánu aus Urdári,“ antwortete Vladimírěšku.

Der Egumen legte dem jungen Mann die Linke auf die Schulter, schob ihn ein wenig von sich ab und ließ seinen Blick auf ihm ruhen: „Ein Streiter aus der



Heerschar der Cherubim," murmelte er dabei lächelnd in seinen kupferfarbenen Bart hinein. Laut rief er dann, während er Ion Urdareánu mit einem freundlichen Schlag auf den Arm wieder entließ: „Náe, Sorge mir gut für diese Gäste!"

Worauf Náe Popésku, der Grammatikos oder Sekretär Seiner Heiligkeit, die Männer über den Hof zu einem langgestreckten, ebenfalls niedrigen Gebäude hinüberführte.

Unterwegs fragte er: „Ihr kommt aus Podéni? wegen eures Grenzprozesses mit dem Wojaren Glogoveánu?"

„Wegen des Prozesses," antworteten sie.

„Der Sludjér Tudor hilft euch dabei?"

„Der Sludjér ist ein Vater für uns," sagte einer.

„Ohne ihn krächte kein Hahn nach unserem Recht," ein anderer.

„Dé," meinte der Grammatikos, indem er die ironische Manier seines Herrn nachahmte, „das Recht ist heutzutage eine teure Ware."

---

Ungefähr das Gleiche sagte Marion selber zu Tudor, der schweigend mit auf dem Rücken verschränkten Händen im Zimmer des Egumen auf und ab ging, während der Priester in seinem Lehnstuhl saß, sich mit der einen Hand den Bart kämmte und mit der anderen oft heftig den Rosenkranz aus großen Moeholzperlen schwenkte.

„Ja, ja!" rief er. „Ich zahle nicht, ich gebe kein Bakschisch, weder den Großwojaren, noch den Konsuln, noch Seiner Hoheit dem Wojwoden, und darum bin ich

weder Metropolit noch Bischof! Darum bin ich noch immer der Egumen des Klosters Deálu. Darum nennen sie mich Boltairianer und bekreuzen sich vor mir. Aber ich könnte der Teufel selber sein und säße dennoch da oben, wenn ich nur zahlte!" Bei den Worten „da oben" flog der lange Rosenkranz klappernd durch die Luft in der Richtung eines Fensters. Marion's Haus stand am Fuße des breitrückigen Hügels, auf dem der Sitz des Metropoliten lag. „Eine Million Piafter hat dieser Dionisie dem Fürsten gegeben!"

„Woher nahm er sie?" unterbrach Tudor mit kurzer Frage.

„Er hat ganz einfach die Idee gehabt, eine neue Kopfsteuer von 50—60 Piaftern von den Priestern zu erheben. Es gibt ungefähr zehntausend Priester im Lande. Da hast du schon über eine halbe Million. Bei solchen griechischen Rechenkünsten fand sich auch der Rest der Summe leicht."

„Aber der Metropolit Dionisie Lupu ist doch ein Rumäne."

„Deshalb fluche ich ihm dreimal als einem griechischen Hund!" sprach der Egumen mit drohend ausgerecktem Arm. „Verwerflicher ist es, als Rumäne griechisch zu handeln denn als Fanariot! Warum haben wir mit aller Macht darauf bestanden, den Thron des Metropoliten vom Griechengesindel zu säubern? Etwas damit unsere Landsleute dasselbe tun wie jene Fremden? Aber wehe, wehe, sie haben mit dem fanariotischen Gewand auch die fanariotische Seele angezogen. Die Bojaren tragen nicht mehr den kurzen Reitrock, die sporenkirrenden Stiefel und die kühne Mütze mit dem Feder-

stutz aus der Zeit des großen Wojwoden Michael; in wallenden Kleidern schlottern sie einher, und auf ihrem Kopf wackelt ein Unding, ein Riesenkürbis, der Tschlik, den der Knechtsinn der Fanarioten dem türkischen Turban nachgebildet. Und womit müssen wir Priester unser christliches Haupt bedecken? Mit einer tuchüberzogenen Röhre, die von der Kopfbedeckung der Derwische abstammt, mit dem Pottkap an Stelle des apostolischen Hutes, den die Kirchenväter so schön mit der Umschattung des Heiligen Geistes vergleichen. Ja, ja, da ist kein Schatten von einem Heiligen Geist mehr in den Köpfen —,“ wiederum schnellte der Moeperlenkranz wie eine Schlange in der bewußten Richtung empor, — „durch die Derwischröhre ist ihnen der Satan in den Schädel gefahren!“

Da ging die Tür, und eine Stimme meldete: „Bitte, zu Tisch.“

„Du sollst leben, Paul,“ sagte Marion, „und sollst uns was singen, damit deine süße Stimme unsere bitteren Gedanken verscheuche.“

Paul, der Leibdiener des Egumen, verneigte sich tief, als die beiden Männer an ihm vorbei durch den schmalen Flur ins Speisezimmer gingen.

---

Auch die Oltenier hatten zur Nacht gegessen und zwar bei dem Grammatikos Nae Popésku. Da sie seit dem frühen Morgen im Sattel gesessen, zogen sie sich bald zurück.

Raum aber hatte Ion Urdareánu sein Stübchen betreten und die Unschlittkerze im Messingleuchter am ewigen Lämpchen, das vor den Heiligenbildern an der

Wand brannte, entzündet, als angeklopft wurde, die Thür sich gleich darauf öffnete und ein altes Weib mit Katzenartiger Geräuschlosigkeit hereinhuschte.

„Was wünschst du, Mütterchen?“ fragte Ion, der sie für eine dienende Zigeunerin vom Hofe des Egumen hielt.

„Wir küssen Hände und Füße,“ sprach die Alte, faßte den geschlitzten Oberärmel der schwarzweißen Toppe des jungen Mannes und führte ihn an Lippen und Stirn.

„Was wünschst du?“ wiederholte Urdarcănu.

„Ché!“ seufzte die Frau, „wer so alt ist wie ich, darf nichts mehr wünschen. Aber den anderen kann man Wünsche erfüllen. . . .“

„Bist du nicht vom Hof Seiner Heiligkeit?“ unterbrach sie Ion.

Sie legte ihren Kopf zurück, dessen Züge gelb und verrunzelt waren wie ein Winterapfel, und schmalzte kurz mit der Zunge, eine Mimik, die bei den Türken nein bedeutet.

„Ich habe dich heute in die Stadt reiten sehen,“ erklärte sie. „Und wie ich vom Brückenkopf heimkam,“ — so hieß der Platz draußen bei der Kirche Zoodôhpighi — „schickte meine Herrin nach mir und sagte, der Fet-Frumos\*) sei eben an ihrem Fenster vorbeigesprengt. Da wußte ich, daß du es seist. Meine Herrin aber ist auch jung und schön und reich dazu . . . .“

Ion hatte das Weib bis jetzt verständnislos angesehen. Mit einem Mal aber wallte ihm das Blut warm ins Gesicht.

---

\*) Fet-Frumos: wörtlich: der schöne Jüngling, ist der ritterliche Held der rumänischen Volksmärchen.

„Höre, Alte,“ sprach er, „du kannst von Glück sagen, daß deine Knochen schon morsch sind, sonst flögest du jetzt vor die Tür. Ich bin kein Zigeuner, den sich die großen Damen zum Zeitvertreib ins Schlafgemach befehlen, wie es hier in der Stadt Sitte sein soll. Hinaus, Heze!“

Zon hatte kaum die Stimme erhoben, doch war sein Ton nicht mißzuverstehen.

Die Alte duckte sich wie vor einem Schlag und schlüpfte eiligst hinaus und durch den Hof auf die Straße.

Warm und schwarz lag jetzt die Nacht über Bukarest; in der völligen Finsternis hatte der Verkehr aufgehört. Selten zwinkerte irgendwo ein Lichtpunkt aus einem Fenster. Das Geräusch der Wagen, das Warenausrufen der herumziehenden Händler war verstummt, dafür aber erhob sich hundertstimmiges Hundgebell in allen Gassen und auf den zahlreichen leeren Plätzen.

Das Weib hockte sich auf die Böschung an der Hofmauer des eben verlassenen Hauses, wiegte den Oberkörper hin und her und murmelte: „Was fang ich jetzt an? Was sage ich Kira Arista, meiner Herrin? Sie weiß nicht, was es heißt, sich einen Wunsch versagen. Wenn sie mich unverrichteter Dinge nach Hause kommen sieht, schlägt sie mich tot, wie sie die Lina, die Zigeunerin, mit dem silbernen Leuchter totgeschlagen hat, weil ihr das Mädchen einen Fleck ins Kleid gemacht. Heilige Mutter Gottes, was fang ich an!“

Da verschärfte sich das Hundegebell, ein rotes Licht flackerte aus der Schwärze der Nacht hervor und kam in Schwingungen näher: ein Läufer war's, der einer Karosse voranleuchtete. Zu dieser Stunde konnte aber selbst der „verfluchteste“ Kutscher nicht daran denken, rasch zu fahren, umsomehr als der Weg am Ufer der Dimbovița

nicht mit Balken belegt, sondern voll tiefer Furchen und noch tieferer Löcher war.

Plötzlich erhob sich das alte Weib und ging dem Wagen nach, und als sie von ferne den Fackelträger vor einem zerfallenen Gemäuer Halt machen sah, sicherte sie zufrieden vor sich hin. Dort lag die mächtige Ruine eines Bojarenhauses, das einst der reichsten Familie in Bukarest, den Dudésku, gehört hatte; das Geschlecht der Dudésku aber war erloschen, und in jenem Teil der Ruine, dessen Dach noch nicht eingestürzt war, hauste die Kadovánta, eine Wahrsagerin, Kartenlegerin und Liebestrankmischerin.

In irgend einer gebüschumwachsenen Mauerecke des ungeheuren Hofes hatte sich die Karosse verborgen; der Schein der Pechfackel flog durch die Zweige, so daß die Alte, zumal sie diesen Ort genau kannte, den fest ausgetretenen Pfad, der durch schuhhtiefes Kamillengewucher zu dem Wohngebäude führte, mit Leichtigkeit fand.

Nun klopfte sie an eine Thür.

„Wer ist's?“ fragte eine Frauenstimme.

„Ich, die alte Zamsira der Kira Arista.“

Die andere schlüpfte heraus und sprach gedämpft: „Kannst jetzt unmöglich zur Mutter, ist eine große Dame drin.“

„Daß euch das Glück schlage! Als ob meine Herrin nicht ebenso gut zahlte wie eine große Dame!“

„Dé, Mütterchen,“ begütigte das Mädchen, „freilich zahlt Kira Arista, die reiche Kaufmannsfrau, am allerbesten. Es muß aber doch Jede ihre Reihe haben. Wart' ein wenig. Brennt's denn bei deiner Frau?“

„Ob's brennt! Lichterloh! Und ich konnt' diesmal nicht helfen. Denk dir, Galina,“ — und rasch flüsterte sie

der jungen Zigeunerin die Geschichte von dem dummen Jungen, dem aufgeblasenen Panduren ins Ohr.

„Galina!“ rief eine fette Stimme drinnen im Hause.

„Die Mutter,“ sagte die Zigeunerin zur alten Zamfira. „Komm mit.“

Sie betraten einen gewölbten Flur, dessen Ausdehnung den Herrschaftsbau verriet; zur Nothdurft belichtete ihn das Flämmchen, das in einem mit Talg gefüllten Tongefäß in einer Mauernische flirrte. Im Flur stand die Radováňka, eine fast gebietende Erscheinung mit vollem, bleichem Gesicht; längs der Wangen fielen ihr zwei schwere, schwarze Flechten herab. Ihre liederliche Gewandung bestand aus bunten Lumpen, die sie prächtig kleideten. Galina, die Tochter, die biegsam war wie eine Weidenrute, wurde beauftragt, der gnädigen Besucherin mit Rosenscherbet aufzuwarten, und unterdessen verhandelte die ältere Zigeunerin rasch mit Zamfira, die sich entfernte, nachdem sie ein kleines Fläschchen erhalten.

Schleunig kehrte darauf die Radováňka zu ihrer anderen Kundin zurück. Das niedere Zimmer, das sie betrat, hing voll bläulicher, schwer- und süßduftender Rauchstreifen, die einem Kupfergefäß entstiegen, welches auf der Erde stand. Der Backsteinflur war unsauber, von den Wänden fiel der Kalkbeturf in ganzen Platten ab, unsauber waren auch die Ecken, wo allerlei Gerät und Fegen aufgestapelt lagen, sowie der Tisch, auf dem zwei Talglichter in Flaschenscherben brannten. An der Wand aber befand sich ein Divan, über den ein roter Seidenteppeich von seltener Pracht und Größe gebreitet war.

Auf diesem Divan lag die wunderschöne Sofiana Pantas und spielte mit einem kleinen Affen. Doch kreischte

sie eben auf und schleuderte das quiekende Tier durch die Luft, daß es der Radováňka fast an den Kopf flog.

„Die verfluchte Bestie beißt ja!“ schrie die Dame.

Galina, die sich rasch des Affchens bemächtigt und es hinaustrug, raunte: „Freilich, wenn du sie kneiffst.“

Sofiana Pantas aber war ganz aufgelöst vor nervösem Ärger. Sie warf die Arme in die Luft, daß die Ärmel aus Seidenmull bis an die Schultern herabglitten, wand die mit blitzenden Ringen geschmückten Hände und klagte in den höchsten Tönen, das Leben sei nicht mehr auszuhalten und sie langweile sich zum sterben; der Radováňka aber drohte sie, sie morgen durch Seine Gnaden Kir Evloghios Pantas, den Polizeipräsidenten, zum Strang verurteilen zu lassen, wenn auch sie kein Mittel gegen die Pein der Langeweile wisse.

Die Zigeunerin war solche Drohungen aus dem Munde ihrer hochfahrenden Rundschaften gewöhnt.

„Dé, allergnädigste Gebieterin,“ sagte sie, „jeder glaubt, daß seine Pein die unerträglichste sei. Du willst vor Langeweile sterben, und eben hat eine Frau zu mir geschickt, die vor Liebe sterben will . . .“

„Was du sagst?“ Schon schnellte Sofiana in eine sitzende Stellung empor, kreuzte die Beine auf türkische Art, schlang die Arme um die Kniee und sah neugierig zur Radováňka auf. — „Vor Liebe sterben? Na-sissi o akthentis! es lebe der Fürst! — wie kann man vor Liebe sterben wollen? Bei dir erfährt man doch immer komische Geschichten!“

Durch die sammet schwarzen Augen der Zigeunerin huschte ein unmerkliches Lächeln; vor dem Strang fühlte sie sich bereits sicher. Wußte sie doch genau, was die vornehmen Rundschaften zu ihr brachte: dies war entweder



Rache und Liebesverdruß, oder Liebes hunger. Den Fall der schönen Sofiana Pantas konnte sie sich unschwer zurechtlegen, denn die Radovánska war die Vertraute aller Gesindestuben und Küchen in den Bojarenhöfen, wo die Diener fast durchwegs leibeigene Zigeuner waren; und dieser Volksstamm hielt fest zusammen wie Kletten, die Neuigkeiten und Geheimnisse, die sie erfuhren, verbreiteten sich von einem zum anderen rasch und anscheinend lautlos, wie Distelbaunen sich in der Luft verbreiten.

Kira Sofiana's Angelegenheiten aber lagen so: Evloghios Pantas war einer der achthundert Griechen, die der vor einem Jahr von der Hohen Pforte zum Wojwoden der Walachei ernannte Alexander Soukos aus dem Fanar nach Bukarest gebracht hatte, um sie hier zu seinen Beamten zu machen. Kir Evloghios' schöne Frau wurde viel umworben, vor allem von Georg Leventis, dem eleganten jungen Sekretär des russischen Konsulats. Aber Leventis war flatterhaft, er hofierte auch nach anderen Seiten; und soviel die Radovánska gehört hatte, befand er sich eben wieder im Stadium der Untreue, wofür sich Sofiana jedenfalls rächen wollte. Die Zigeunerin gedachte, ihr ein Mittel dazu an die Hand zu geben.

Darum sagte sie: „Und wenn du wüßtest, Gebieterin, für wen die Frau sterben will, die zu mir geschickt hat! Für einen Unbekannten, der heute vor ihrem Fenster vorbeiritt, und der so schön sein soll, daß sie darüber in Ohnmacht fiel!“

Mehr bedurfte es nicht, um die Fantasie der Levantinerin in Flammen zu setzen.

„Ein Märchen!“ rief sie blitzenden Auges und klatschte in die Hände.

„Wahrheit,“ beteuerte die Zigeunerin und erzählte die ganze Geschichte vom Korb, den sich Zamfira bei dem fremden jungen Mann geholt.

Dies bestimmte Sofiana vollends, sich für den sonderbaren Fall zu interessieren.

„Den Mann will ich haben,“ erklärte sie, während ihre feinen Nasenflügel bebten und die purpurrot gefärbten Lippen schmal wurden. „Hole der Teufel die Herrchen vom Hofe und aus den Konsulaten. Ich kenne sie alle. Und sie langweilen mich. Den unbekanntem Mann will ich haben. Hast du verstanden, elende schwarze Krähe?“

„Ich habe verstanden, barmherzige und erleuchtete Gebieterin!“

## 2.

Unter den fünf- bis sechstausend Prozessen, die im Divan, — dem Ministerrat, der zugleich die oberste Instanz in Gerichtssachen war, — seit Jahrzehnten der Erledigung harrten, befand sich auch der Grenzstreit der Bauern aus Podéni mit dem Wojaren Glogoveanu. Daß sich die Regierung entschlossen, ihn jetzt zu entscheiden, war ein Wunder, welches der Egumen Marion zuwege gebracht hatte. Denn weder die Bauern noch ihr Beschützer Tudor Vladimiresku, der in der administrativen Rangordnung keinen bedeutenderen Platz einnahm als den eines Bezirkshauptmanns im nordwestlichsten Gebirgswinkel des Landes, hätten Einfluß genug gehabt, um den hohen Gerichtshof für ihr Anliegen in Bewegung zu setzen.

Marion aber war zu seinem Freunde, dem Bornik\*)

---

\*) Hoher Adelstitel.

Constantin Samurkásch, einem Griechen von hoher Bildung, gegangen und hatte ihm gesagt: „Der große Augenblick der Befreiung vom Türkenjoch naht für deine Landsleute. Euer Freiheitsbund, die Hetárie, zählt hunderttausende von Mitgliedern. Ihr habt Alexander Ipsilantis, den erlauchten Sohn und Enkel von Wojwoden, zum Anführer, und erwartet ihn über kurz oder lang hier in den Donaufürstentümern, die der Ausgangspunkt Eurer Schilderhebung sein sollen. In Bukarest befinden sich die drei Hauptleute, auf deren kriegerische Dienste Ihr vornehmlich rechnet; der tapfere Jordáke vom Berge Olympos, — —“

Samurkásch nickte und strich sich den langen Bart. „Ein Ehrenmann,“ sagte er beifällig.

„— der tapfere Hauptmann Farmáke, —“

Wieder nickte der Bornik: „Ein wilder Kerl, aber tüchtig.“

„— und der tapfere Raminár\*) Sava.“

Samurkásch schnitt ein Gesicht, als bisse er in eine bittere Zitrone. „Was sollen wir tun?“ sagte er. „Wir haben auch den tapferen Raminár Sava, den Mann, der schon ein halbdutzendmal die Sache gewechselt, für die er seinen Säbel schwang. Ja, ja, wir haben auch den tapferen Raminár Sava, soweit man ihn haben kann.“

„Zu diesen drei Griechen,“ fuhr Marion fort, „braucht Ihr noch den Rumänen Tudor Bladimirósku; allerdings ist er jetzt nur ein kleiner Staatsbeamter, aber das Volk in Oldenien kennt und liebt den gewesenen Pandurenkommandanten.“

„Du weißt, daß ich ihm wohl will,“ rief Samurkásch.

---

\*) Adelstitel.

„Es wäre daher an der Zeit,“ sprach der Egumen, „daß auch er in der Hauptstadt eintreffe, um sich mit Euch zu verständigen. Der Vorwand dazu ist gefunden, wenn Deine Gnaden den Divan bestimmen wollte, den Grenzprozeß der Panduren aus Bosnien wieder aufzunehmen. Tudor Bladimiréskü begleitet dann seine Schützlinge.“

Darauf trennten sich die Männer. Der Egumen bestieg seine schwarze Karre, auf deren Kutschbock ein Zigeuner als Kosselenker und der Leibdiener Paul saßen, und als man am Divan, einem unscheinbaren Gebäude, vorbeifuhr, neigte sich Seine Heiligkeit zum Wagenschlag hinaus und rief: „Schneller, Kutscher, denn hier ist der Wald von Blassia!“

Der Wald von Blassia lag nördlich von Bukarest und war als gefährlicher Räuberschlupfwinkel im ganzen Lande verrufen.

Schmunzelnd lehnte sich der Egumen dann zurück. Er hatte den Witz deshalb so laut zum Wagenfenster hinaus geschrien, weil einer der zwölf Minister eben an ihm vorbeigefahren war.

Auch der Bornik Samurkásch stieg in seine Karosse, auf deren rückwärtigem Trittbrett zwei Albanesen in fein gefältelten, weißen Justanellen standen, und begab sich zum russischen Konsulat.

In diesem Konsulat war eigentlich nichts russisch als der Doppeladler auf dem weißen Holzschild über der Eingangstür. Alle Beamten waren Griechen, nach dem politischen System, das von Katharina der Großen herstammte: das Zarenreich bediente sich der griechischen Nation gegen die Türken, indem es die freiheitsdurstigen Hellenen wie einen Keil immer wieder in das morsche Gefüge des ottomanischen Staates trieb, sie aber, sobald

sie in die Klemme gerieten, stets darin sitzen ließ, was die Griechen nicht abhielt, bei der nächsten Gelegenheit den Versprechungen ihrer russischen Brüder in Christo neuerdings Glauben zu schenken, so gewiegte Diplomaten sie sonst auch waren.

Samurkásch wurde von Seiner Erzellenz dem kaiserlich russischen Agenten Ritter von Pini empfangen.

Die tiefe Verneigung des Vornik erwiderte Pini mit einem einmaligen Neigen des Kopfes und der Aufforderung, der Besucher möge es sich auf dem Divan bequem machen. Seine Erzellenz selbst nahm auf einem hohen, rundlehnigen Ministerstuhl Platz, wie er vor sechs Jahren beim Wiener Kongreß modern gewesen; und den an orientalisches Liegen gewöhnten Bojaren erschien der Konsul auf diesem Sitz besonders streng und überlegen. Er trug „europäische Kleidung“, einen braunen, in der Taille wohlgeschweiften Rock, strohgelbe Beinkleider, hohe Vatermörder. Sein Kopf war der eines alternden Piraten, der sich bestrebt, in Haar- und Barttracht seinem allerhöchsten Herrn, dem Kaiser Alexander I., zu gleichen, was ihm bei seiner graugelben Pergamenthaut und den über stehenden Augen zusammengewachsenen schwarzen Brauen nicht gelang.

„Wollen mir Euer Erzellenz gestatten,“ hub Samurkásch in französischer Sprache an, „Ihnen eine kleine Sendung von Viktualien anzukündigen? Ich konnte mir die Freude nicht versagen, Ihnen von dem, was mir mein Intendant heute vom Lande schickte, das beste auszuwählen: zehn Paar gemästete Truthühner, zehn Paar Fettgänse und zwei Milchälber.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Vornik,“ nickte Pini.

„In einem großen Haushalt wie der meinige sind solche Gaben stets willkommen.“

Der Bornik war entzückt. Dann brachte er sein Anliegen vor: ob Seine Erzellenz nicht die Gnade haben möchten, den Ministern gegenüber ein Wort in Bezug auf einen Prozeß fallen zu lassen, den zur Verhandlung zu bringen sehr zweckmäßig wäre. Seine Erzellenz kenne den Sludjör Tudor Vladimireſku, den Seine Majestät der Kaiser Alexander für seine Tapferkeit im letzten Krieg, welchen Rußland gegen die Hohe Pforte geführt und wo Vladimireſku und dessen Pandurenkorps auf Rußlands Seite gefochten, mit dem Orden des Heiligen Vladimir auszuzeichnen geruht hatten. In den sich jetzt untrüglich vorbereitenden politischen Wirren könne Rußland fest auf den Sludjör rechnen, er werde nie anders handeln, als Seine Erzellenz es für gut befinde. Der Zeitpunkt sei da, wo man den Mann in Bukarest brauche, um ihm Verhaltensmaßregeln zu erteilen, und die Unberaumung des Prozesses sei ein Mittel, ihn unauffällig her-zuberufen.

Pini ließ das bewußte Wort fallen. Und daher stand Tudor Vladimireſku mit seinen sechs Olteniern im Divan, wo der Grenzstreit verhandelt wurde. Nicht gerade mit Interesse. Denn das Geflügel und die Kälber des Bornik hatten eben zu dem „Wort“ gereicht, und die Großbojaren sagten sich in Anbetracht der Kürze dieses Wortes, daß Herr von Pini zwar irgend einen Grund haben müsse, um die Verhandlung einer an und für sich so geringfügigen Sache zu wünschen, daß ihm aber der Ausgang der Streitfrage gleichgiltig sei, sonst hätte er auch in dieser Beziehung einen Wunsch geäußert.

Demgemäß saßen die Minister schläfrig um den huf-

eisenförmigen Tisch herum, dessen Mitte der Thronitz des Wojwoden, der heute leer geblieben, bildete.

Die zwölf Großbojaren waren in der Mehrzahl Griechen aus der Verwandtschaft und Gefolgschaft des Fürsten. Als Abzeichen ihres hohen gesellschaftlichen und politischen Ranges trugen sie lange Bärte und lange, pelzverbrämte Raftane aus hellfarbigem oder rotem Tuch. Der eine zeichnete Arabesken mit der Gänsefeder auf das Blatt Papier, das vor ihm auf dem Tisch lag; der andere ließ die großen Bernsteinperlen eines Rosenkranzes, der nach orientalischem Brauch die Kleidung eines Bojaren vervollständigte, mit hörbarem Klacken und Klappern durch die Finger kugeln; ein dritter schlürfte schmatzend den schwarzen Kaffee, den er sich von einem Arnauten hatte bringen lassen. Zwei oder drei unterhielten sich über irgend etwas und lachten. Keiner saß aufrecht da; entweder lümmelten sie am Tisch, oder legten sich tief in ihre Lehnstühle zurück.

Soeben hatte ein Beamter mit fauler Näselstimme das Schriftstück vorgelesen, welches die Darstellung der Streitfrage enthielt. Und der Minister für innere Angelegenheiten, ein vom Wohlleben aufgedunsener Mann, der den Klägern bisher den Rücken gedreht hatte, wälzte sich in seinem Lehnstuhl herum und sagte grob und hochmütig zu den sechs Panduren, die tannengerade, ernst und unbeweglich am anderen Ende des Sitzungsjaales standen: „Also, was wollt Ihr noch? Alle Beweise sind gegen Euch. Der Bojar Glogobeánu kennt seinen Grundbesitz besser, als Ihr Eure paar Erdkrumen. Er hat Dokumente, er hat das Zeugnis eines Eurer Nachbarn, des Gika Raiésku und zweier heiliger Priester . . .“

Während der Minister noch sprach, fühlte Tudor

Vladimirósku, der neben den Alteniern stand, plötzlich eine leise Berührung auf seinem Arm. Er sah sich um. Ein wenig hinter ihm befand sich ein Tisch, daran ein Schreiber saß, und dieser machte jetzt eine ganz verzwickte Grimasse: sein linkes Auge und sein linker Mundwinkel zuckten nach oben, auch die linke Schulter schob sich hinauf, während die linke Hand nachdrücklich Geldstücke auf den Tisch zu zählen schien. Dabei blinzelte das rechte Auge den Sludjór verschminkt an. Diese Gebärdensprache sollte bedeuten: „Zahle, Freund, zahle! Dann wird der erleuchtete Großbojar dort ganz andere Saiten aufziehen.“

Aber fast wäre der wohlmeinende Schreiber vor Schrecken unter den Tisch gefallen, als der Bezirkshauptmann einen Schritt vortrat und sprach: „Diese Männer aus Bodóni haben auch Urkunden und zwar zum Teil ältere als die des Bojaren Glogoveánu, der Divan hat sie zur Einsicht erhalten; ihre Güter habe ich seinerzeit vermessen, und mein Zeugnis wiegt wohl schwerer als das des Giza Kaiósku, den man den Dieb nennt; ich hatte ihn in meinem Dienst; er war ein Spion und Verleumder und eine Schande für die ehrenvolle Kumpanei der Panduren. Die heiligen Priester, von denen Ihr sprecht, wollten mich vor fünf Jahren zu Ungunsten der Bauern bestechen; ich habe sie dafür vor einen Ochsenkarren gespannt und sie mußten Steine führen . . . .“

Der Minister des Innern erhob seine fleischige Hand, an der ein großer Smaragd grüne Funken sprühte, und sagte verächtlich: „Wir sind erleuchtet.“

Hinter Vladimirósku murmelte der junge Urda-reánu: „Erleuchtet wie ein Keller durch ein Glühwürmchen.“



Die Sache aber war abgetan. Ein Beamter verlas das Urteil: die Bauern hatten verloren.

Ohne eine Miene zu verziehen, hörten sie zu, schweigend wie die Scholle, auf der sie zu leben gewohnt waren; ihre Köpfe blieben hoch erhoben, unbeweglich blieben ihre Hände, die den Rosenkranz nicht brauchten, mit dem sich die Bojaren dort ein nervenberuhigendes Spiel gaben, denn die Hände der Bauern hatten an zwei Dingen Ruhe gelernt, an der Pflugchar und an der Flinte.

Doch die Herren am Ministertisch hörten das Schweigen nicht und sahen die Ruhe nicht. Auch die Schrift auf den ernstesten Stirnen vermochten sie nicht zu lesen, jenes „Hic sunt leones“, wie es einst die Landkartenzeichner warnend auf noch unerforschte Erdteile zu schreiben pflegten.

Die Sitzung war zu Ende.

Die Hausarnauten und Leibdiener der Großbojaren eilten herbei, um ihren Gebietern den Ischlitz zu überreichen, ihnen beim Aufstehen und durch den Saal gehen behilflich zu sein, wobei sie sie unter den Armen stützten und an der Türe ehrerbietig und vorsorglich sagten: „Hier gibt es eine Schwelle, Durchlaucht!“, damit sich kein hochgeborener Fuß daran stoße. Pomphast zogen die Kastragenden durch den Gang und über die Stiege hinab zwischen dichten Reihen sich verneigender Schreiber, Gerichtsdienere, Arnauten und schaulustigen Volkes hindurch. Mitten darunter stand Tudor Vladimiresku mit seinen Panduren. Er drohte der stolzen Bojarenprozeßion und sagte so laut, daß es die Umstehenden hörten: „Das war heute ein griechisches Schiedsgericht. Aber es kommt der Tag, an dem ein oltenisches abgehalten werden soll.“

Als Jon Urdareánu unten im Hof sein Pferd besteigen wollte, merkte er, daß ein Hufeisen locker war.

„Zum Teufel!“ sagte der junge Mann zu einem anderen Panduren, „ich habe die Hufe doch heute Morgen geprüft, und alle saßen fest.“

Ein Zigeuner, der ganz in der Nähe vor einem Feuer auf der Erde hockte und Kupferkessel blank scheuerte, die den im Hofe wohnenden Gerichtsdienern gehörten, hob seinen buschigen Kopf und fragte grinsend, ob er dem Herrn einen guten Schmied empfehlen solle, der beste in der ganzen Stadt sei Soáre in der „Zigeunerei“ der Metropolitankirche; ein Junge könne ihn hin begleiten. Jon nahm das Angebot an und ließ sich zu dem Schmied Soáre führen.

Die „Zigeunerei“ war das Leibeigenenviertel des Metropolitens, das mehrere hundert „Seelen“ zählte; wie eine Riesenpilzwucherung standen die Lehmhäuschen mit ihren weit vorspringenden Binsendächern am Abhang des Kirchenhügels, unweit der großen Dudésku-Ruine.

Gleich vorn an der Straße lag Soáre's Behausung, und während der braune Schmied mit klingenden Schlägen ein neues Hufeisen zurechthämmerte, kam ein spinnendes Zigeunermädchen in den Hof hereingeschlendert und lehnte sich nicht weit vom Ambos an einen Baum.

Soáre achtete ihrer nicht, und Jon sah sie nicht, weil er dem Hofeingang den Rücken kehrte. Er wandte erst den Kopf, als das Mädchen zu singen begann. Und da sie nur auf diese Bewegung gewartet, tauchte sie den heißen Blick ihrer Schwarzaugen tief in die seinen und ließ ihre Stimme mit werbendem Schmelz erklingen:

„Komm zu mir, mein kleines Lieb!  
— Brüderchen, das kann ich nicht! —  
Komm nur, Schätzchen, bin kein Dieb!  
— Brüderchen, das will ich nicht! —  
Winzig ist dein süßer Mund,  
Groß der Augen träumend Rund,  
Die Gestalt so zart und klein  
Muß zum Küssen preislich sein!“

Jon lachte: „Weißt du kein anderes Lied?“

„Ist es nicht schön?“

„Aber man hört es zu oft. Durch keine Straße kann man reiten, ohne daß es einem aus irgend einem Fenster an den Kopf flöge.“

„Nicht alle mögen es so oft hören wie du.“

„Desto besser für sie.“

„Als ob du glaubtest, was du sagst, Herr!“

„Das geht dich nichts an. Du sollst es glauben und mir andere Lieder singen.“

„Gern, gnädigster Gebieter! Aber zu meinen schönsten Gefängen muß mich mein Bruder auf der Kóbsa begleiten. Da drüben wohnen wir —“ Sie nickte mit dem Kopf über die Schulter, daß die Blutnelke, die hinter ihrem Ohr steckte, an der braunen Wange auf und ab fuhr.

„Wie heißt du?“

„Galina.“

Es dauerte kaum ein paar Minuten, und die schlanke Galina hatte den lachenden Jon mit Schmeichelreden und Schmeichelblicken hinüber in die Duděšku-Ruine geführt, und als ihnen die Radováňka dort entgegentrat, ergoß sich ein wahrer Schwall unverhohlen sinnlichen Entzückens über den jungen Mann.

Allmählich hatte ihm die Bewunderung, der er seit drei Wochen auf Schritt und Tritt begegnete, das Blut erhitzt. Es war für den Landbewohner eine neue Erfahrung, auf sein bloßes Gesicht hin angestaunt zu werden, und wo er hinsah, begehrlichem Lächeln zu begegnen; der männlich reine Anstand, den er aus dem Elternhause mitgebracht, kämpfte einen schweren Kampf gegen seine Eitelkeit und seine jungen Sinne, denen hundert Weiber auf einmal Fallen stellten.

Die Radobánka und ihre Tochter führten ihn ins Haus hinein, öffneten eilfertig eine Thür im Flur, und als Ion Urdareánu über die Schwelle trat, sah er Sofiana Pantas auf dem roten Divan liegen.

3.

„Wer fehlt noch?“ fragte der Hausherr, Spatar Gregor Baleánu, die Bojaren, die bei ihm versammelt waren.

Man hielt Umschau und Musterung, so gut dies durch die blauen Schleiertwolken von Tabakrauch hindurch ging, die träge unter der niederen Decke des Zimmers hingen und aus dampfenden Marghilehs und Tschubuks immer noch vermehrt und verdichtet wurden. Schließlich stellte man die Identität der Anwesenden fest: auf den Sofas lagen oder saßen mit gekreuzten Beinen die Vettern Aláku und Michael Philipósku, die Brüder Georg und Diníku Golésku, der alte Van Barbu Bacarésku und der bucklige Dichter Nikolaus Bacarésku, der weißbärtige Constantin Balatschánu und Gregor Ghika, ein kleiner Mann mit rötlichem Bart und einem stillen, fast mürrischen Gesicht. Das waren Rumänen.

Von Griechen waren zugegen die Brüder Constantin und Ion Samurkásch, Mókú Billaras, Jacobáke Rizos, Rasth, der feurige Doktor Christaris, der keinen Kasten trug, sondern einen dunklen, verschürzten Reitrock und Stiefel, weil alle Ärzte ihre Krankenbesuche zu Pferd machten, und der Oberst der fürstlichen Leibgarde, Jor-dáke vom Olympos, ein schwächtiger, ernster Mann in farbenprächtiger Uniform.

„Zwei fehlen,“ sagte der Spatar Valeánu, „der Ban Gregor Brancoveánu und Georg Leventis.“

„Der Ban Gregor wird gewiß nicht lang auf sich warten lassen;“ meinte jemand, — „und Leventis auch nicht, — sofern es ihm möglich war, seine Schäferstunden pünktlich zu beenden.“

Man lachte.

Nur Christaris sagte mißbilligend: „Heute durfte er keine Schäferstunden haben.“

Da ging die Thür und zwischen zwei Hausarnauten, die ihn ergebenst vor der Schwelle warnten, kam der alte Brancoveánu herein. Er trug einen weißen Kasten über einem weißen Unterkleid und in der rechten Hand einen Rosenkranz aus weichflimmernden Opalen, der so lang war, daß er ihn mehrmals ums Handgelenk gewunden hatte.

„Tff—f—u—uh!“ fauchte er, „wer steckt alles hinter diesen olympischen Wolken?“ reckte dann langsam die Arme empor und hob sich den Riesenischlit aus feinstem grauem Lammfell mit einer wahrhaft hohenpriesterlichen Gebärde vom Haupt, worauf einer der Arnauten, der schon in Erwartung bereitstand, die Kopfbedeckung mit tiefer Verbeugung in Empfang nahm, um dann mit ihr und seinem Genossen zu verschwinden.

„Tff—f—u—uh!“ machte der Ban noch einmal, während er sich auf einem Divan niederließ.

„Ja, ja, so ist es!“ seufzte beistimmend der dicke Michael Philipósku.

„Was ist so?“ rief Constantin Samurkásch belustigt, „die Gicht, die Zeit oder die Welt?“

„Richtig gefragt,“ fiel mit feinem Lächeln der bucklige Nikolaus Bacarósku ein. „Auf dem Kopf steht die Welt, und hinkend ist die Zeit, daß solches nicht gefällt, ist keine Seltenheit.“

„Halal,\*) schlagfertiger Dichter!“ lachte der Bornik.

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe noch einmal, und mit einem allgemeinen: „Endlich!“ wurde Georg Leventis begrüßt.

Rasch machte er die Runde und reichte den Bojaren mit vielen lebhaften Entschuldigungen seine blaßlila behandschuhten Fingerspitzen. Er trug Beinkleider wienerischen Schnitts, ein bis unter die Knie herabreichendes Unterkleid, das ein Gürtel mit goldener Jupiterkopfschnalle zusammenhielt und darüber ein kurzes albanesisches Jäckchen; beide Kleidungsstücke waren von dunkelroter Farbe und an den Rändern mit Goldlixe verziert. Dazu Vatermörder und eine weißseidene Kravatte. Und alle Wohlgerüche des Serails entströmten dieser tadellos modernen Gewandung.

Unterdessen die übrigen Herren mit dem jungen Sekretär des russischen Konsulats noch Scherzworte wechselten, ging der Hausherr mit dem Hauptmann Jordáke ins Nebenzimmer, um sich zu vergewissern, daß sich kein Lauscher dort verborgen halte, und um die Türen von innen abzusperrern. Dann kamen sie ins Versammlungs-

\*) Türkisch ungefähr = Heil!

zimmer zurück. Gregor Valeánu schob einen Wandteppich beiseite, und Jordáke öffnete versuchsweise die kleine Türe, die sichtbar wurde; es war schwarz dahinter. Durch diese Türe gelangte man in den unterirdischen Gang, der in einem anderen Stadtviertel mündete, und den man bei Gefahr als Fluchtausgang benützen konnte.

„Alles in Ordnung,“ sagte Valeánu.

„Können wir beginnen?“ fragte der Bornik Samurkásch.

„Du hast das Wort, geehrter Bojar,“ erwiderte der alte Brancoveánu.

„Dann will ich wie Herr Nikolaus sprechen,“ hub Samurkásch an, indem er sich gegen den verwachsenen Dichter verneigte. „Auf dem Kopf steht die Welt, und hinkend ist die Zeit. Und darum haben wir uns hier zusammen gefunden. Denn wir möchten, wenn auch nicht die Welt, so doch unser Vaterland wieder gerade auf die Füße stellen. Vom Vaterland spreche ich hier sowohl im Namen der Griechen als im Namen der geehrten Bojaren, nicht nur weil die Donaufürstentümer füglich als neues Hellas gelten können, sondern weil sie ebensogut wie das tapfere Serbien es verdienen, selbständig zu werden.“

Bei dem Passus vom „neuen Hellas“ hatten einige Rumänen, zumal Gregor Ghika, bittere Gesichter geschnitten. Die Erwähnung der Autonomie Serbiens aber gefiel.

Der Redner sprach weiter von den schönen Beispielen, welche die Carbonari in Italien, die Descamisados in Spanien im Begriffe seien, den freiheitsliebenden Völkern der Erde zu geben, indem sie sich gegen Tyrannei und Dunkelmännerwirtschaft auflehnten. Dabei suchten seine Blicke die Zustimmung des jungen Leventis, der in

doppelter Eigenschaft hier saß: als Grieche und als Russe! Wenn er also diesen Ansichten rückhaltlos beipflichtete, so war er von Herrn von Pini dazu ermächtigt worden. Und Leventis pflichtete bei, eifrig, sogar nervös. Man sah, daß ihn die wohlgefekte Einleitung ungeduldig machte. Auch nahm er, sowie Samurkásch seine Stimme am Schlusse einer schönegliederten Periode in einen Orgelpunkt ausklingen ließ, rasch das Wort und rief: „Meine Herren, wie sehr unsere Sache eilt, hat mir eine unangenehme Nachricht bewiesen, die ich heute erhielt. Der Fürst wird einen Befehl erlassen, demzufolge niemand mehr ohne einen Erlaubnischein der Regierung Waffen tragen und Schießpulver kaufen darf.“

Darüber wurde man bedenklich. Der Wojwode ahnte also etwas. Er war kein Hetarist. Er wollte nur regieren und Geld machen, und dazu brauchte er ein freies Hellas nicht, sondern bloß die unterjochten Donaufürstentümer, deren Thron man sich um einige Millionen bequem von der Hohen Pforte kaufen konnte. Und ahnte der Wojwode etwas von der hetaristischen Verschwörung gegen ihn, so konnten die Verdächtigten binnen zehn Tagen von Tzarigrad durch Kapudji-Baschi geholt werden: im Geiste sahen die Bojaren schon, was das bedeutete. Die furchtbaren Edikuló, — das Gefängnis der Sieben Türme in Konstantinopel, — stiegen vor ihnen auf, wo manche Fürsten und Bojaren in Martern ihr Leben beschloffen hatten. Der Strang, das Schwert, Verbannung, Verarmung folgten einem entdeckten Komplott auf dem Fuß.

„Also fort mit der Kaulquappe!“ sagte der Bornik Samurkásch scharf.

Kaulquappe, „Mormolót“, war der Spitzname des



Wojwoden; dieses Wort bezeichnet auf rumänisch einen charakterlosen Schwächling.

„Fort mit ihm. Er ist eine Gefahr für die ganze Getärie,“ pflichtete Ion Samurkásch seinem Bruder bei. „An ihm können alle unsere Pläne scheitern, denn er wird den erlauchten Generalissimus Alexander Ipsilantis in seinem Vormarsch aufhalten.“

„Er ist ein Türkenknecht!“ rief Christaris verächtlich.

„Und ein elender Dieb,“ grollte Brancoveanu, auf dessen freundlich würdevollem Antlitz es tiefe Nacht geworden war. „Jetzt läßt er Schmuggelei treiben da oben an der Grenze, auf dem Gute Rainóni, das er den unglücklichen Bauern gestohlen hat! Jeden Sonn- und Feiertag verkauft er Adelstitel und Kastane zu Duzenden an die Meistbietenden. Die höchsten Würden und Ämter im Lande werden ganz jungen Leuten verliehen, weil er weiß, daß er mit uns Alten schwerer fertig wird!“

„Wer mag ihn unterrichtet haben?“ fragte Gregor Ghika barsch.

„Gott weiß es!“ rief Leventis erregt.

„Fort mit ihm,“ sprach Nikolaus Bacarésku. — „Aber wie?“

Diese praktische Frage versenkte die Versammlung in minutenlanges Schweigen.

Endlich erhob der Bornik Samurkásch wieder seine Stimme: „Da wir den Plan ins Auge gefaßt haben, müssen wir seine Ausführung offen besprechen. Da wir uns vor der That nicht fürchten, darf uns vor Worten nicht angst werden.“

Aber seltsamerweise mußten sie doch zuerst eine gewisse Scheu überwinden, um auszusprechen, was sie dachten. Dann war ihnen alles zu gefährlich und zu unsicher,

und besondere Schwierigkeiten machte es, die Person zu finden, die man mit dem Attentat betrauen konnte. Denn man traute eben niemand, so verworren waren die Interessen der Menschen in diesem Lande.

Endlich faßte Constantin Samurkásch die Lage in knappen Worten zusammen: „Das Mittel, um die Kaulquappe unschädlich zu machen, muß rasch und sicher sein, die Hand welche es anwenden wird, treu und geübt. Ich schlage vor, daß der tapfere Hauptmann Jordáke die Aufgabe übernehme.“

Alles wandte sich dem Soldaten zu, der bisher geschwiegen hatte. Man bestürmte ihn mit Bitten und Versicherungen des Zutrauens.

Der Mann, der vor achtzehn Jahren mit dem Haiducken Belku Petrovitsch für Serbiens Freiheit und später unter dem russischen General Kutusoff gegen die Türken gekämpft hatte, sagte finster: „Ich weiß, wie man Krieg führt. Wie man mordet, weiß ich nicht.“

Da nahm Constantin Samurkásch, den man in Hetäristenkreisen den Daimon nannte, seine ganze Beredsamkeit zusammen und sprach mit glühenden Worten über Tyrannenmord, zählte die herrlichen Beispiele des Altertums auf und schloß mit einer erschütternden Darstellung der Erniedrigung Griechenlands unter türkischem Joch. Bis hieher hatte er seine Rede an alle Anwesenden gerichtet, jetzt aber streckte er beide Hände Jordáke entgegen: „Wenn du sähest, daß deine Mutter von Räubern erwürgt wird, und du müßtest einen Sumpf durchwaten, um zu ihr zu gelangen und sie zu retten, so tätest du es, nicht wahr? Ist Hellas nicht deine Mutter? Wird sie nicht erwürgt? Und du zögerst, den Sumpf dieser Mordtat zu durchwaten?“

Dem Krieger lief eine Träne über die magere braune Wange. Er war ein großer Patriot.

„Ich bin bereit,“ sagte er.

Es wurde beschlossen, daß er den Fürsten am kommenden Morgen auf seinem Gang zum Divan erschießen werde.

Nachdem Jordáke dieses versprochen, hörte und sah er nichts mehr von dem, was um ihn vorging; sein ganzes Sein und Empfinden konzentrierte sich auf den furchtbaren Vorsatz. Die Außenwelt versank. Zwar vernahm er auf einmal fröhliche Stimmen und Lachen hinter sich, als er die Versammlung verließ, aber es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß diese Fröhlichkeit von den Verschwörern ausging.

Raum daß die Herren die Verantwortung des Attentats auf die schwächtigen Schultern des ernstesten Jordáke gewälzt, so atmeten sie auf und kehrten zum gewohnten sybaritischen Lebensgenuß zurück.

Man begab sich zur Tafel. Und als dem Spatar Valeánu eine fürstliche Einladung zu einem großen Empfang bei Hofe für den kommenden Abend überbracht wurde, ward man besonders lustig.

---

Erregt blieb nur Georg Leventis; er biß und kaute an seinem feinen braunen Schnurrbart, und durch seine große Nase, deren Spitze eigentümlich abgeplattet war, ging ein nervöses Zucken.

Bald verließ er das Gelage, warf sich in seinen Wagen, fuhr bis zu einer Stelle, die er dem Kutscher bezeichnet, und ging dann zu Fuß durch die Dunkelheit weiter. Er kam an eine hohe Mauer, die wehrhaft und

scheinbar unüberwindlich einen Bojarensitz befestigte. Der nächtliche Besucher aber kannte ihren schwachen Punkt. Dort wo der Wall, den Unregelmäßigkeiten irgend einer alten Grenzlinie folgend, sich zu einem Winkel einbog, befand sich ein schmales Türchen aus eisenbeschlagenen Eichenbohlen, und Leventis hatte den Schlüssel dazu.

Er öffnete und trat in den Garten. Trotz des seltsam warmen Herbstwetters fingen die Blätter an zu fallen, und der junge Mann, der noch einen langen Weg zu machen hatte, fluchte im Stillen über das Rascheln unter seinen Füßen.

Ebenso unnahbar wie die Mauer stand das Haus da, ein Hochparterre mit nur wenigen Fenstern nach der Gartenseite. Doch was nützten die sechsziegelgedicken Wände, da sie dort, wo sie am glattesten waren, ein Türchen durchbrach, zu dem der Schlüssel wiederum in Leventis' Hand lag.

So gelangte er, ohne daß sich irgend etwas um ihn her regte, über dunkle Treppen in das Herz dieses Hauses: ein prunkvolles Schlafgemach, dessen atlas- und goldschimmernde Divane, seidene Fuß- und Wandteppiche unter dem rötlichen Licht einer Ampel gleißten. Die Luft dieses Zimmers war von schweren Wohlgerüchen gesättigt.

Leventis nahm seinen Mantel ab, sowie den Taklit, einen flachen Turban aus gestreifter Seide, warf sich auf ein Ruhebett und vergrub den Kopf in den weißen Kissen, die dort aufgestapelt lagen. Die Kühle der Batistüberzüge tat seinem heißen Gesicht wohl. Er hätte schlafen mögen; aber es ging nicht. Da klatschte er in die Hände, und gleich kam eine alte Zigeunerin herein.

„Wo ist deine Herrin?“ fuhr er sie an.

„Bei Gott, das weiß ich nicht, Archonda.“

„Wann ging sie fort? Wann kommt sie nach Hause? Hat sie nichts gesagt? Ist Kir Evloghie noch auf dem Lande? War sie oft abwesend in den letzten Tagen?“ Er überschüttete die Alte mit hastigen Fragen. Und sie grinste nur, daß ihre Zähne blühten, und erwiderte schließlich: „Gnädigster, du hast deine Hysterikalen. So viel Fragen kann ich nicht auf einmal beantworten.“

Er schimpfte und schleuderte Rissen nach ihr. Das nannte man „griechische Nervenzustände.“

Da rief auf einmal eine hohe Stimme gebieterisch im Nebenzimmer: „He, Glende! wo bist du denn?“

„Die Herrin!“ sagte die Zigeunerin und stürzte fort; und gleich darauf trat Sofiana Pantas über die Schwelle.

„Siehe da! Kir Georg!“ lachte sie schallend auf, warf ihren Mantel aus violettem Atlas ab und stand da, rosig und goldig vom Kopf bis zum Fuß, in einem Mullgewand türkischen Schnitts, durch das man fast ihre Glieder sehen konnte.

Ein bitterer Streit entbrannte zwischen der schönen Frau und dem jungen Mann. Mit Spott und Triumph nahm sie seine Anklagen und Verdächtigungen entgegen, leugnete gar nicht, einen neuen Liebeshandel begonnen zu haben und weidete sich an der Kaserei, in die sich Levantis immer mehr hineinredete. Wußte sie doch, daß ihn nicht die Leidenschaft allein zu ihr zurückgeführt hatte.

Schadenfroh höhnte sie: „Mein Gott, ich sage ja nicht, daß du alt und häßlich bist. Aber du treibst neben der Liebe zu viel Politik. Das kann keine Frau vertragen. Bei jedem Ruß ruffst du: „Bâruki!“ und erwartest, daß ich ebenso begeistert: „Pâluki!“ antworte. Doch beim Küssen sind Worte Zeitverlust.“

Záruki, der Bundschuh, und Páluki, der Pfahl, waren die Losung der Hetáristen; mit diesen Worten begrüßten sie einander.

Leventis ballte die Faust und zischte: „Der Fürst ist kein Freund der Hetárie. Gut. Aber daß du ihm auch d a r i n zu willen bist, ist einer Griechin unwürdig.“

„Glender!“ kreischte sie auf, „Glender! was willst du damit sagen?“

Kir Georg hatte sie mit Vorbedacht dort getroffen, wo sie empfindlich war. Man munkelte, daß sie eine Spionin des Wojwoden sei, und um dies erfolgreich bleiben zu können, lag ihr natürlich viel daran, daß man es nicht glaube. Zum ersten Mal geschah es übrigens, daß Leventis darauf anspielte, denn bisher hatte er sich diese Lage der Dinge nur öfters zu nutzen gemacht, indem er gewisse Wünsche und Befehle des russischen Konsulats, die unauffällig an den Wojwoden gelangen sollten, der schönen Pantas gesprächsweise mittheilte. Doch seit der Nachricht von den Vorsichtsmaßregeln, die der Fürst in Bezug auf das Waffentragen traf, waren dem jungen Hetáristen gewisse Stunden der Leidenschaft eingefallen, in denen er, von Sofiana gereizt und betört, ihr Einiges über das Komplott verraten zu haben fürchtete. Genau erinnerte er sich dessen nicht, denn er hatte sie im Verdacht, ihm damals irgend ein sinnverwirrendes Gift gegeben zu haben, da er sich nachher tagelang krank gefühlt, und Dr. Christaris, den er befragt hatte, sich seinen Zustand nur durch Vergiftung erklären konnte. Gott sei Dank, würde die Angst morgen mit der sicheren Kugel aus Jordáke's Hand ein Ende nehmen.

Heute war er gekommen, um sich an Sofiana dafür zu rächen.

„Wer von uns beiden der Glendere ist, mögen die Götter wissen!“ höhnte er, ahnte aber kaum, wie richtig er sprach. „Ich will dir nur eines sagen: Seiner Erzellenz dem Konsul sind ganz schlimme Sachen über dich berichtet worden. Und ich gebe dir einen Beweis meiner Anhänglichkeit, indem ich dich hiemit warne. Seine Erzellenz duldet es nicht, daß man sich ungebetenerweise in Dinge mischt, die einen nichts angehen. Seine Erzellenz kennt in solchen Fragen keine Rücksicht — — —“ So drohte er eine zeitlang, ohne den Grund dieser Drohungen zu nennen, einfach im Vertrauen auf den Schrecken, den der Name des Herrn von Pini stets verbreitete, und auf das jedenfalls schlechte und mit gefährlichen Ränken beladene Gewissen der schönen Pantas.

Er hatte richtig gerechnet.

Sofiana, die die Absicht gehabt, die Schlüssel der geheimen Pförtchen ihres Hauses von Leventis zurückzufordern und ihn mit Hohn und Spott zu verabschieden, Sofiana lag wieder in seinen Armen.

Denn Herr von Pini war mächtiger als der Wojwode.

---

4.

Ein Gang aus Glas und Holz, der durch den Garten führte, verband die fürstliche Residenz mit dem Divan. Rechts und links von dem roten Laufteppich in der Mitte dieses Ganges standen die Tschohodaren, die Leibgarde des Wojwoden, und dort wo ein Vorhang die Türe ins Versammlungszimmer verdeckte, hielt der Hauptmann der Garde, Jordake vom Ohmpos, Wache.

Die Tschohodaren waren ihm so blind ergeben, wie es nur unter Männern vorkommt, die miteinander im

Krieg gewesen, denen sich die Tüchtigkeit ihres Führers im Kampf auf Leben und Tod offenbart hat. Solang demnach diese Männer den abseits gelegenen Glasgang bewachten, konnte eine dort verübte That geheimgehalten werden, und man gewann Zeit, sie so darzustellen, wie es den Beteiligten paßte.

Erwartungsvoll saßen diejenigen Bojaren, die in das Komplott eingeweiht waren, im Divan und lauschten gespannt auf Jordákes Schuß. Mancher zog seine dicke goldene Uhr aus dem Schalgürtel und dachte: jetzt muß der Fürst den Gang betreten. Und im Geist sah er ihn, in der Haltung, die sich die Wojwoden in der Öffentlichkeit gaben, gesenkten Kopfes, weder rechts noch links blickend, damit sie etwaige Ansprachen und Kniefälle ignorieren konnten, — die eine Hand tief in die Tasche vergraben, die sich zwischen den Falten der Schalwari\*) befand, und darin mit neugeprägten Goldstücken klimpernd, während die andere mit dem Rosenkranz spielte. Sah ihn zwischen den Tschohodaren einherschreiten, die ihm, auf ein Kommando ihres Hauptmanns, die militärischen Ehren erwiesen, sah ihn mit langsamen Schritten, denn Alexander Soukos war leidend und müde, sich immer mehr dem Platze nähern, wo er sterben sollte.

Aber so langsam der Wojwode auch ging, endlich mußte er diesen Platz doch erreicht haben. Es war Zeit. Der Fürst ließ gewöhnlich nicht auf sich warten.

Der Schuß aber war noch immer nicht gefallen.

Die Augen der Verschwörer im Sitzungsaal hingen jetzt an der Türe hinter dem Thronsiß.

Und in der That blieb Alexander Soukos auch heute pünktlich.

---

\*) weite türkische Hosen.



Die Thür ging auf, und er trat ein.

Die Getäristen schnellten von ihren Sitzen empor wie noch nie. Sie vermeinten, einen Geist zu sehen. Doch belehrte sie die Gründlichkeit und Geldgier, mit der sich dieser Geist sofort in die Erörterung neuer Steuerfragen vertiefte, bald eines Besseren.

Also hatte Jordáke nicht geschossen. Weshalb? Man saß auf Kohlen, und zwar auf noch viel brennenderen als früher.

---

Jordáke hatte nicht geschossen. Im Augenblick, da er hätte losdrücken müssen, hatte sich der alte Soldat vor seiner Waffe geschämt und salutierend den kranken Fürsten vorbeigehen und weiterleben lassen.

Sowie dann Alexander Soutzós im Divan verschwunden war, übergab der Hauptmann seinen Posten am „fürstlichen Vorhang“ einem Unterbefehlshaber, verließ den Gang, schwang sich draußen auf sein Pferd und sprengte davon, bis hinein in den Hof des Egumen Klarion, wo er seinen kleinen, wilden Bulgarenhengst so heftig verriß, daß die scharrenden Hufe des zurückprallenden Tieres eine Wolke von Staub aufwirbelten.

„Ist der Sludjér Tudor zu Hause?“ rief Jordáke einem Diener zu.

Und als dies bejaht wurde, ließ er sich zu ihm führen.

„Freund,“ sagte er, „wir haben zusammen unter Rutusoff gefochten.“

„Das haben wir,“ erwiderte Tudor.

„Ich fange an, mich nach Pulver zu sehnen.“

„Ich auch.“

„Die großen Herren aber riechen nach Moschus und Ambra. Gift für unsereins.“

„Gift,“ bestätigte Tudor, dessen hellbraune Augen mit eigentümlichem Leuchten an den stahlgrauen des anderen hafteten, der diesen Blick zurückgab.

„Du bist ein Sohn der Karpathen; ich bin vom Olymp,“ fuhr Jordače fort.

„Wir sind im Wind der Berge aufgewachsen,“ sagte Tudor.

„Und solch ein Kerl aus der Stadt,“ sprach der Aephte weiter, „weiß nicht einmal, von welcher Himmelsrichtung der Wind weht, der ihm um die Nase bläst, wenn er sie hinausstreckt —.“

„Geschweige denn,“ fiel ihm der Pandur ins Wort, „daß er den Sturm begreift, der vom Gebirge herab über die Felder braust.“

Mit einem Ausruf der Freude ergriff Jordače des anderen Arm. „Parutschik,“ rief er, „ich wußte wohl, zu wem ich kam! Sie haben mich für ihre Ränke dingfest machen wollen. Da bin ich zu dir geflohen. Glaube mir, es ist Zeit, daß wir zwei zusammenhalten.“

„Es ist Zeit.“

„Wollen wir Blutbruderschaft schwören?“

„Ich bin bereit.“

„Hast du gefastet?“

„Ich habe gefastet.“

„So komm mit mir in die Kirche St. Sava.“

„Ich komme.“

Sie ritten zusammen über die Dimbovița-Brücke zurück bis zur Kirche St. Sava. Wie alle reichen Gotteshäuser lag sie mitten in einem großen Hof, um den herum weiße Gebäude mit Arkadengängen aufgeführt waren, stockhoch zum Teil, zum Teil nur Erdgeschoß. Dort wohnten sehr verschiedene Leute. Der Priester mit seinen Diakonen und Dienern; einige Obertschobodaren von der

Leibgarde. Unter Jon Georg Karadjá, dem Vorgänger des jetzigen Wojwoden, hatte sich die ganze Leibgarde in den Gebäuden von St. Sava, die an den fürstlichen Garten stießen, eingemietet, und es war schwer gewesen, sie auszuquartieren, als man in einem Flügel des Klosters, an Stelle der griechischen, die erste rumänische Hochschule gründete, an der ein Siebenbürger Rumäne, Georg Lazar, unterrichtete. Und in etlichen Winkeln hausten Pfriündner, die von der Kirche unterstützt wurden.

Im Hof faulenzten immer ein paar Leute, und gleich fand sich ein Zigeunerjunge ein, der den Reitern die Pferde hielt, während sich ein Greis im verblaßten, pistaziengrünen Raftan von einem gestürzten Grabstein erhob und den Kirchenschlüssel aus der Wohnung des Sakristans holen ging.

Wladimirésku und Jordáke betraten das Gotteshaus. Seine glatten, jeder erhabenen Ornamentik baren Wände zierten Malereien byzantinischen Stils, deren harte Farben erst dort, wo Kerzendunst sie anräucherte, zu düsterer Weichheit verschmolzen. Weihrauchduft und der kühle Moder, den die Steinfliesen des Estrichs aushauchten, erfüllte das schmale Kirchenschiff.

„Barutschik,“ hub Jordáke an, als sie allein geblieben, — den Sakristan hatten sie fortgeschickt, nachdem sie zwei Kerzen von ihm erstanden, die er auf den großen Leuchter neben dem Iconostas gesteckt und angezündet, — „Barutschik, wir wollen beide dasselbe: unsere Völker befreien. Und, glaube mir, dazu gibt es nur ein Mittel. Weder mächtige Verbündete, noch kluge Diplomatie, noch Ränke und Mordanschläge. Sondern Tapferkeit allein. Ich hab' es miterlebt, damals als die Serben, ganz ohne fremde Hilfe, das türkische Joch abschüttelten.“

„Ich glaube dir.“

„Drum laß uns, was die großen Herren auch beschließen mögen, zu einander halten. Denn nur wir zwei verfügen über wirkliche Soldaten, du über deine Panduren, ich über meine Klephten und Sulioten. Sie verstehen zu schweigen, zu gehorchen und zu sterben. Sieh', ich verlange von deinem Lande nichts anderes, als daß es mir gestatte, hier auszuharren, bis sich mir der Weg nach Hellas öffnet. Und solange ich hier bin, rechne auf mich.“

„Und du auf mich.“

Dann ließen sie den Priester kommen, beichteten, nahmen das heilige Abendmahl, taten den Schwur der Hetäristen, für's Vaterland zu leben und zu sterben, und schlossen Blutbrüderschaft, indem sie sich mit einem Dolch den Arm ritzten und die roten schweren Tropfen in ein Weinglas fließen ließen, daraus sie dann beide tranken.

Liefertst, wie es beider Art, und ergriffen, denn sie waren schlichte Männer, die ihr Volk nicht aus Eigennutz, sondern um seiner selbst willen liebten, verließen sie die Kirche.

Im Hof war es lebendig geworden. Aus der Schule des Georg Lazar schwärmte die Jugend mit ihren Bücherpäckchen unterm Arm. Da gab es langlockige Bauernsöhne, denen die Ephorie der Kirche St. Sava ein Stipendium auszahlte, Bürger- und Kaufmannskinder in bunten Raftanen mit kleinen Tuchkäppchen auf den nach türkischer Sitte geschorenen Köpfen, und junge Herrchen im albanesischen Zäckchen, halblangem Unterkleid und „europäischen“ Hosen. Diese Herrchen wurden von Hausarnauten erwartet und schwangen sich auf ihre bereitstehenden Pferde. Mit einer Grandezza, als wären sie selber bereits

Borniks und Spatars, stemmten sie die eine Hand in die Seite, während sie in der anderen die goldgestickten Zügel aus Sammet hielten, und sprengten zum Klostertor hinaus.

Auf der Schwelle seiner „Schule“ stand Lazar und sah den Knaben nach, sah ihnen nach mit einem großen, melancholischen Blick, der seine etwas plumpen Gesichtszüge verschönte und vergeistigte. Er trug ganz europäische Kleider, die ziemlich abgenützt waren. Seufzend fuhr er sich mit der Hand über die frühgefurchte Stirn und über das Haar, das ihm, schlicht zurückgestrichen, bis auf den Nacken herabfiel.

Doch als er Vladimiresku erkannte, kam ein freudiger Schein in seine Augen, er winkte ihm und rief: „Sludjér Tudor, geh nicht an mir vorbei!“

Sie hatten einander im Hause des Egumen Marion kennen gelernt. Tudor trat bei Lazar ein, und dieser zeigte ihm mit wehmütigem Lächeln seine Schule, seine liebe Schule: ein niederes Zimmer, von dessen Decke und Wänden der Kalkbewurf sich abschälte, mit einem bröckelnden Tonofen und ein paar Bänken aus Lannenholz, denen die Zeit und die Schüler übel mitgespielt hatten.

„Das stürzt euch einmal über den Köpfen zusammen,“ meinte Vladimiresku. „Und der Ofen taugt nicht mehr.“

„Wenn die Kälte zu arg wird,“ sagte der andere, „rechne ich auf die Klagen der Bojaren söhne. Da wird man schließlich einen Ofensetzer schicken. Aber vielleicht bleibt darauf das Holz aus —,“ schloß er seufzend.

„Was machst du dann?“ grollte Tudor.

„Dann erwärmen wir uns am heiligen Feuer!“ rief da der Schulmann, und mit diesem Wort wurden seine

fiebermatten Züge straff. „Oh, Freund, Freund,“ fuhr er fort, „wenn ich nur ein Fünkchen solchen Feuers in meiner Kinder Augen entfacht habe, dann wird mir warm und wohl ums Herz, dann denke ich nicht mehr an das, was ist, sondern an das, was sein kann, was sein wird, wenn sich dies edle Volk erst auf sich selbst, auf seine glorreichen Ahnen besinnt.“

„Wer sind die?“

Das breite, blasse Gesicht Lazar's verklärte sich in stolzem Leuchten. „Die Römer,“ sagte er aus ganzer Seele.

Den Sludjér Tudor ließen diese Römer eigentlich kalt. Zum ersten war er kein studierter Mann und wußte wenig vom Altertum; zum zweiten war er ein Sohn der Karpathen aus dem Dorf Bladimir im Distrikte Gorj, in die Berge aber hatten sich einst die Ureinwohner des Landes vor den Römern geflüchtet, jene Ureinwohner, von deren Heldengeschichte die Trajanssäule die einzige Urkunde ist, die großen Dacier mit der Löwenmähne und den keusch bis zum Halse und bis ans Handgelenk verhüllten Frauen, die Dacier, deren Führer sich zum gemeinsamen Giftrunk versammelten, als sie einsahen, daß sie römischer Übermacht erliegen mußten.

Den Sludjér Tudor ließen die Römer kalt; aber er achtete die hochgemute Begeisterung des „Bruders von drüben“, — von über den Bergen drüben, — wußte er doch durch Ilarion, daß der Theologe Lazar um dieser Begeisterung willen seine Pfarrei in Hermannstadt hatte verlassen müssen, denn es war von der Siebenbürger Regierung übel vermerkt worden, daß der wallachische Bauernsohn aus dem Dorfe Abbrig in einer Predigt für seine Nation dieselben politischen Rechte beanspruchte wie

die, deren die anderen Nationen des Karpathenlandes genossen.

Diesem Gedankengang folgend, sagte Tudor: „Von den Römern durfst du „drüben“ wohl nicht sprechen?“

Lazar, dessen weiches und zugleich feuriges Gemüt sich jedem Stimmungswechsel rasch hingab, senkte das Haupt, faltete die Hände und sprach traurig: „Drüben sollen wir Sklaven bleiben.“ Und schwer seufzend fuhr er fort: „Vieles erträgt der Mensch, und es ist ihm wohl gesund, daß er kämpfe. Doch Mißachtung vergiftet die Herzen. Denn auch die Seele braucht Sonne; ihre Sonne aber heißt Wohlwollen und Liebe. Darum reicht die Kraft eines guten Wortes weiter als die der Waffen oder des Geldes. Und daß allein das Wort solche Kraft besitzt, ist ein Beweis der edlen Art des Menschengeschlechtes. In der Bibel steht ja: am Anfang war das Wort. Am Anfang soll immer sein: Liebesfülle. Nicht dem Sturm gehorchen die Blumen im Frühjahr, sondern der Sonne.“

Tudor hatte den edlen Träumer mit ernstem Blick betrachtet. Dann sagte er: „Du bist ein wackerer Lehrer für die Jugend, die noch unschuldig ist. Gott helfe dir bei deinem Werk. Aber für die Erwachsenen, die der Gerechtigkeit Stimme nicht hören wollen, gibt es einen anderen Lehrmeister. Diesen da.“ Er schlug mit der Linken auf seinen Säbelknauf.

Begeistert streckte der Schulmann dem Panduren beide Arme entgegen: „Ein warmes Herz und ein gerechtes Schwert, ja, Freund, diese beiden sollen die Völker regieren!“

---

5.

Rechts und links vom Hoftor der fürstlichen Residenz brannte Pech in großen Pfannen. Hochauf züngelten die Flammen, bald gelb und bald rötlich violett, und beleuchteten die Einfahrt der vierspännigen Karossen, deren Insassen sich zu dem Fest bei Hofe begaben.

Den Verfall und Unrat im Inneren des Hauses verbargen Teppiche und die Schar der reich gekleideten Diener und Tschohodaren, die sich auf der Treppe, sowie oben auf dem Vorplatz drängten, auf den die Türen der Bankettsäle mündeten.

Im Empfangsraum, — wo der Wojwode noch nicht erschienen war, — herrschte eine angeregte Stimmung. Zumal konnten die Verschwörer nicht umhin, die Lage ungemein komisch zu finden.

Rizos sagte zu Rasth, nachdem sie sich vor einander verneigt und die rechte Hand mit einem Schwung von unten nach oben, zuerst an den Mund und dann an die Stirn geführt, was nach türkischer Etikette soviel bedeutet als: ich hebe den Staub, den du betreten, an meine Lippen und an mein Haupt —: „Welche Überraschung! Uns seine blutigen Mörder wähnend, sind wir seine getreuen Untertanen!“

Rasth strich lachend seinen schwarzen Bart und entgegnete: „Daß Jemand noch lebt, bedeutet glücklicherweise nicht, daß er unsterblich sei.“

„Heil deiner trostreichen Logik!“ sprach der andere. „Daß uns ihm denn treu bleiben, solange sich uns die Gelegenheit dazu bietet. Möge er heute Abend beim Spiel gewinnen, damit er, sobald es die Umstände fordern, seinen Obolus bereit habe. Bei seinem wenig ein-



träglichen Beruf hat der arme Mann bis jetzt für die Charonsfahrt wohl noch nichts zurücklegen können.“

Das launige Wort vom Obolus, den sich der Wojwode heute erspielen sollte, machte die Runde unter den Eingeweiheten und erheiterte alle. Diese byzantinischen Spötter waren nicht mehr imstande, irgend etwas ernst zu nehmen, nicht einmal ihre eigenen Staatsstreiche. Sie lebten zwischen Gift, Richtschwert und Verbannung; wer aber nicht gerade der Vergiftete, der Enthauptete oder der seines Vermögens Beraubte war, dessen Witze spielte mit diesen Greueln, wie ein Taschenkünstler mit Dolchen spielt. Denn der Interessenkreis eines Jeden ging kaum über ihn selbst hinaus; eine gemeinsame Sache, Begeisterung für einen großen Gedanken vermochten sie nicht zu empfinden, jedenfalls nicht lang bei dieser Empfindung zu verweilen. Im türkischen Joch waren sie zu Sklavenseelen geworden.

Zu gleicher Zeit, da unten im Hof lautes Rufen und Schreien die Ankunft des russischen Konsuls bezeichnete, betrat der Wojwode oben den Empfangsraum. Der kränkliche Mann ging gebückt unter der Last seines mit Hermelin gefütterten, blausamtenen Kastans; trotz sorgfältigster Pflege wollte sein dünner Bart nicht jene seidige Fülle erreichen, die alle Großen des Janars anstrebten.

Von zwei Würdenträgern unter den Armen gestützt, begann Alexander Souhos, seine Gäste zu begrüßen, und entwickelte dabei jene Kunst im Abstufen und Abmessen der Äußerungen seiner Schuld, die Männer in öffentlichen Stellungen für besonders imposant halten.

Wie flog aber der Wojwode durch den Saal, als Herr von Pini im goldstarrenden Diplomatenfrack auf der Schwelle erschien! Und fortan folgte ein Schweif von

demütigen Bojaren dem allmächtigen Konsul auf Schritt und Tritt.

Sehr ausgezeichnet, doch weniger umworben, wurde auch der österreichische Agent, Ritter Fleischhackl von Hackenau.

Während der königlich preussische Konsul, Baron von Kreuchel-Schwerdtberg, von den Anwesenden fast ignoriert worden wäre, hätte sich ihm nicht die reizende Schwiegertochter des Fürsten lebhaft und liebenswürdig genähert. Die Prinzessin Katinka, geborene Kantakusinó-Baschkáni, eine Moldauerin, kannte Kreuchel aus Jassy, wo der Baron bei dem früheren Wojwoden Kallimafi Präzeptor gewesen.

„Ach, mein lieber alter Freund,“ sagte die Prinzessin in fließendem Deutsch, „wie wohl tut es mir, Ihr Gesicht unter all diesen neuen Menschen zu sehen!“ Sie war jung verheiratet an den Prinzen Nikolaus und schüttete rasch ihr volles Herz vor dem ehemaligen Lehrer aus, bei dem auch sie mit den Töchtern des Wojwoden Kallimafi deutschen Unterricht genossen. Ihre Ergüsse leitete sie mit den Worten ein: „Sie werden mich wohl für kindisch halten —“, wobei ein wehmütiges Lächeln um ihren Mund spielte, während sie die schönen Augen fragend zu dem Konsul erhob. Dieser verneigte sich. Sie war fünfzehn Jahre alt!

Mit einer Art scheuen Empörung sprach sie von den „schrecklichen Frauen“ in Bukarest, von ihren Ränken und verwickelten Liebschaften, ihrer Brunnfsucht und Eitelkeit, und daß man nicht drei zusammen einladen könne, ohne daß wenigstens zwei davon Todfeindinnen seien.

Dem guten Kreuchel wurde dabei weh ums Herz: wie viel Unschönes, Unedles hatte diese Frauenblüte

kennen lernen müssen! Und er begann, ihr, wie in alter Zaffher Zeit, einen kleinen Vortrag zu halten. An der jetzigen Immoralität der rumänischen Gesellschaft trüge die russische Besatzung, die während des letzten Kriegs, 1806—1812, im Lande gelegen, große Schuld. Bis dahin kannte die Gesellschaft jene Zügellosigkeit nicht. Ja, man ging in der Sittsamkeit so weit, daß die Geschlechter nie zusammen bei Tisch saßen. Die Bojarinnen waren arbeit- sam und gar vorzügliche Hausfrauen; die feinsten Gewebe, die schönsten Stückerien gingen aus ihren Händen hervor. Küche und Keller selbst zu überwachen war ihr Stolz. Dies sei der frühere echte, wahre „Nationalcharakter“ der Mol- dauerin und der Walachin gewesen. Aber die Russen kamen, lehrten das Volk Branntweintrinken, verdarben die Bojaren, und diese verdarben dann ihre Frauen.

So sprach der ritterliche und russenfeindliche Kreu- chelh, als eine Bewegung im Nebenzimmer, wo die Spiel- tische standen, aller Aufmerksamkeit ablenkte. Von dort- her war eine Art gedämpften Wutschreis erklingen, und denjenigen, denen es gelang, sich durch die Türe zu zwingen, bot sich ein eigentümlicher Anblick.

An einem der Spieltische saß die Fürstin Frussina, eine weißgeschminkte Brünette mit dicken schwarzen Augenbrauen, unter denen wahre Blitze hervorschossen, denn eben war eine blendende Frauenerscheinung ein- getreten, blendend nicht allein als Schönheit, sondern in des Wortes vollster Bedeutung blendend, weil ein Licht- sprühen von ihr ausging, als sei sie ganz in Edelsteine gekleidet. Dies war auch der Fall. Ihr Sammetjäckchen verschwand unter Arabesken von Diamanten und Ema- ragden; Brust und Hals waren schwer mit funkeln dem Tau beladen. Auf dem schwarzen Haar lag ein Turban

aus Perlensträhnen um eine kleine, blitzende Kuppel herum, dem über und über mit Diamanten besäten Fes. Born am Kleid floß ein flimmernder Strom bis auf den Rocksaum herab. Und der Rosenkranz, den Sofiana Pantas, denn sie war es, in der Hand hielt, bestand aus schwarzen Perlen.

Darob war der Fürstin Frussina fast der Atem vergangen. Denn, obwohl auch sie glitzerte wie ein Idol, hatte sie doch nur halb so viel Schmuck auf sich wie die Frau des Aga.

„Mavros! Mavros!“ herrschte sie mit jenem kreischenden Organ, das den Griechinnen aus dem Fanar eigen war.

Von einem Nebentisch erhob sich ein eleganter Bojar und kam eilfertig an die Seite der gereizten Fürstin.

Diese zischte ihm ins Ohr, — aber viele hörten es, —: „Das ist eine Frechheit! Das dulde ich nicht! Sage dem Fürsten, daß ich das nicht dulde!“

Der Hetman Mavros, Dragoman der fremden Gesandtschaften, war ein vollendeter Hofmann. Er verstand seine Herrin sofort, glitt durch die Schar der Gäste hindurch bis in den Saal, wo der Fürst mit Pini auf einem Divan saß, verneigte sich tief und sagte mit gedämpfter Stimme: „Hoheit, der durchlauchtigen Fürstin ist eben etwas sehr Peinliches begegnet. Kira Sofiana Pantas hat sich erlaubt, so reich geschmückt zu erscheinen, daß der bescheidene Sinn Ihrer Hoheit dadurch empfindlich verletzt wurde.“

Der Wojwode, dessen unstete, fieberglikernde Augen beim Namen der Kira Sofiana sich lüstern verschleierten, konnte sich eines Lächelns kaum erwehren.

„Weiberlaunen, lieber Mavros,“ sagte er. „Was meinst du, sollen wir ihnen nachgeben?“

„Ich fürchte,“ entgegnete der Hetman, der es fertig brachte, ernst zu bleiben, „ich fürchte, daß die Nerven der Fürstin durch den Vorfall erschüttert worden sind.“

„Also sage der Kira Sofiana,“ entschied Soukos jetzt auch ganz gravitatisch, „sie möge sich zurückziehen und zu Hause drei Wochen über ihr Betragen nachdenken.“

Der Fürst wußte, daß er morgen einen Kurier nach Wien werde schicken müssen, um seiner Gemahlin von dort ebensolchen oder noch viel prächtigeren Schmuck kommen zu lassen, als der, den die Frau des Aga trug. Die Rückkunft des Kuriers würde dann ungefähr in drei Wochen erfolgen.

Mavros entledigte sich auch dieses Auftrags, indem er Kir Evloghie Pantas damit betraute. Kir Evloghie, ein hagerer Grieche mit einem Raubvogelgesicht, der sich in Konstantinopel vom Pantoffelhändler zum Geschäftsmann des Patriarchats aufgeschwungen, tat sehr bestürzt, und bald schritt seine Frau zwischen ihm und dem gewandten Mavros durch die Menschenmenge auf dem Vorplatz. Dort stand auch Leventis.

Zu diesem sagte Sofiana im Vorbeigehen laut und bitter: „Ihrer Durchlaucht gefällt mein Schmuck nicht, und ich werde nach Hause geschickt. Das nennt man Fürstengunst.“

Diese Komödie hatte die schöne Pantas erfunden, um den Verdacht, als sei sie bei Hofe allmächtig, zu entkräften.

Manche glaubten ihr. Leventis sah ihr in die Karten. Für ihn war die Finte auch nicht gemeint.

Der Zwischenfall blieb aber ein angenehmer Gesprächsstoff, der sogar dem vereitelten Attentat und dem Witz mit dem Obolus den Rang streitig machte. Alles sprach über die Juwelen der Kira Sofiana und über die unerhörten Erpressungen und Räubereien des Evloghie Pantas, der sich ein Haus und ein Landgut um das andere kaufte.

Das Fest bei Hof war sehr gelungen.

---

Müde und fieberklappernd zog sich der Fürst endlich mit seiner Familie zurück. Er hörte kaum auf das Gekeif seiner Gattin, die ihm die Unverschämtheit der Pantas lang und breit erzählte, schlurfte in sein Schlafgemach, ließ sich entkleiden und sank mit einem Gefühl, als sei sein Körper aus Blei, in die Kissen seines Bettes.

Dort überfiel ihn das Grauen, wie jede Nacht und wie stets, sobald er allein war. Gleich nach seiner Ernennung zum Wojwoden der Walachei hatte es ihn ergriffen. Böse Ahnungen, daß er in Bukarest durch Mörderhand sterben werde, quälten ihn. Ungläubig und abergläubisch wie er war, sah er in allem schlechte Vorbedeutungen und magerte zusehends ab. Seine Nerven waren dermaßen zerrüttet, daß er im Zorn oft weinte und schrie. Höllepein konnte nicht viel ärger sein als das Leben des Fürsten Alexander Souzoz.

Dennoch ließ er den Thron nicht fahren! Er, der ihn bereits kannte, denn vor neunzehn Jahren war er einige Monate in der Moldau und einige Monate in Muntenien Gospodar gewesen, er hatte nach der Flucht seines Vorgängers Karadjá, Millionen aufgewandt, um sich den Traum aller Fanarioten, den Fürstentitel in den

Donauländern wieder zu erkaufen, hatte sich den Wuchern verschrieben, hatte bestochen, verleumdet, gelogen, alle jene Ränke angewandt, die seit hundert Jahren den Weg nach Bukarest und nach Jassy ebneten, und war, umgeben von einem Troß von Kreaturen, nach dem gelobten Land aufgebrochen. — „Denn,“ sagte er, „wer die Rosen liebt, muß sich über die Stiche ihrer Dornen nicht beklagen.“ Sein Heißhunger nach Geld und sein Dünkel hielten seiner Todesangst die Waagschale.

Also hatte es das Fatum bestimmt: die hellenische Nation, das Gehirn unter den Völkern der Erde, wie sie sich selbst nannte, mußte sich mit jenem Volk Europa's, das den toten Punkt in der geistigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit verkörperte, mit den Türken, verquicken. Und auf dem Sumpf der osmanischen Geistesbeschaffenheit und Verwaltung trieb die entartete griechische Klugheit die tollsten, buntesten Giftblüten. Das Salz, von dem die Menschheit jahrhundertlang gezehrt, war taub geworden.

Dasjenige Volk aber, welches dieses schlimmste aller Gifte bis zur Reife auskosten mußte, war das rumänische. Seit hundert Jahren stöhnte es, schutzlos, hilflos, im Bann dieser Seuche, denn es lag nicht im Plan seiner mächtigen Nachbarn, daß es gesunde.

Dennoch war der fremde Krankheitsstoff nicht überallhin gedrungen. Alles Volk im Lande hatte sich nicht zu Sklaven machen lassen.

Das erlebte der Fürst am folgenden Tag, dem 20. Oktober.

Wie gewöhnlich erwachte er nach unerquicklichem Schlaf zwischen zwei und drei Uhr morgens, zu jener Stunde, von der Napoleon gesagt, sie sei der beste Prüf-

stein für Mannesmut, denn um diese Zeit empfänden es Körper und Geist am schwersten, ihre Kräfte anspannen zu müssen. Darum war der Augenblick dieses Erwachens für den Fürsten die ausgesuchteste der vielen Qualen, die er zu ertragen hatte. Mit dem Schlaf schien dann auch jegliche Lebenskraft von ihm zu weichen; er spürte eine Art kalten Ebbens im Körper und in der Seele, als verließen ihn alle Säfte und alles Wollen. Ungeheuer aber türmten sich die Gefahren um ihn her. Zwar schlug sein Gewissen nicht. Denn die Fanarioten hatten diese Befähigung ihres Geistes mit Sophismen sorgfältig ertötet. Aber an Stelle des Gewissens war eine Leere und Öde geblieben, die sich zwischen zwei und drei Uhr Morgens mit körperlicher Angst, mit körperlichem Grauen bis zum Wahnsinn füllte. Dann kam eine schlaflose Ewigkeit, die, noch bevor es tagte, von einem eigentümlichen Laut unterbrochen wurde: einem langgezogenen, traurigen Ruf, der von der öden und grauen Straße heraufklang und jeden Morgen düstermelodisch, wie eines hoffnungslosen Warners Stimme, des Fürsten Ohr traf. Während der ersten Tage seines Aufenthalts in Bukarest hatte Souhos diesen Ruf für ein Alarmzeichen gehalten, das einen Türken- oder Russeneinfall verkündete, war aus dem Bette gesprungen und hatte das Haus rebellisch gemacht. Dann erfuhr er, daß ein Wäckerbursche mit den seltsam modulierten Molltönen sein frisches Brot anpreise und ließ ihn an seinem Morgengang und Trauergesang nicht verhindern. Ründete er ihm doch das Ende der Nacht an.

Auch heute erhob sich in der tiefen Stille und schon von weitem hallend die melancholische Stimme.

Gleich darauf aber wurde an des Fürsten Türe gepocht:



Souhos' Herz stand still.

Da traten Missoglu, sein vertrautester Diener, und hinter ihm der Aga Evloghie Pantas ein.

„Was ... was ...?“ stotterte der Fürst.

Pantas küßte einen Zipfel der Bettdecke, während Missoglu rasch sagte: „Verzeihung, Ipsilótate, aber der Aga hat eben eine Nachricht erhalten, die keinen Aufschub leidet.“

Und jetzt berichtete Kir Evloghie, von der letzten Poststation vor Bukarest sei ihm ein Eilbote gesandt worden, um ihm mitzuteilen, daß eine nach Hunderten zählende Truppe von Männern sich im Anzug nach der Hauptstadt befinde.

Fast heulte der Fürst auf: „Ipsilantis! Die Hetäristen!“

„Nein, nein,“ beschwichtigte ihn Pantas, „ganz gemeine Walachen.“

Sofort legte sich der erste wahnwitzige Schrecken des Landesvaters.

„Rarnári!“ schimpfte er verächtlich, „was soll das heißen? Was untersteht sich dieses elende Gesindel?“

„Leute aus Tergöwischte,“ sagte Pantas mit einiger Berlegenheit.

„Bewaffnet?“ fuhr der Fürst wieder auf.

Man beruhigte ihn; sie seien nicht bewaffnet.

Trotzdem blieb die Sache unbequem. Nach Tergöwischte, der alten, jetzt verlassenem Fürstenresidenz am Abhang der Karpathen, hatte Alexander Souhos Beamte und Arnauten gesandt, um ein Landgut zu besetzen, das in der Nähe der Stadt lag und von dem der Hospodar behauptete, es sei herrenlos. Er wußte aber ganz genau, daß dieses Landgut den Bürgern von Tergöwischte von

früheren eingeborenen Herrschern für Kriegsdienste geschenkt worden war. Nur hatte er sich die Bürger weniger unbotmäßig vorgestellt.

Es galt also Vorsichtsmaßregeln gegen sie zu treffen.

---

Daher fanden die Tergówischer, als sie gegen Mittag ankamen, den Fürstenhof von einer großen Anzahl Ar- nauten bewacht. Doch traten die Männer, — es waren ihrer bloß hundert, — entschlossenen Schritts durch das Thor, hoben dann alle miteinander die Mützen vom Kopf und schrieten: „Gerechtigkeit!“

Bertwundert hörte es die Menge, die sich um den ernstesten Zug, auf seinem Gang durch die Stadt, geschart hatte, jetzt aber draußen vor dem Tore bleiben mußte.

Erfreut hörte es Tudor Vladimiresku, der sich den Leuten ebenfalls angeschlossen. Und da er als Freund des Hauptmann Jordáke den Leibgardisten bekannt war, gelang es ihm, samt seinen Olteniern in den Hof zu dringen, wo er zwischen den Tschohodaren stehen blieb.

Noch einmal erhoben sich die Männerstimmen in markigem Chor: „Gerechtigkeit!“ und dann ein drittes Mal: „Gerechtigkeit!“

Auf den Stufen vor der Eingangstür erschienen zwei Minister, um mit den Bürgern zu reden.

Der Älteste unter den Klägern aber trat vor und sagte: „Der Wojwode soll kommen.“ Und die anderen wiederholten in brausendem Einklang: „Der Wojwode soll kommen!“

Empört wandten sich die Herren ab und gingen zum Fürsten. Worauf im oberen Stoß ein Fenster geöffnet

wurde, an dem Alexander Soukos, bleich und in seinem Pelz fröstelnd, erschien.

Un ihn hielt der alte Bürger aus Tergówischte seine Ansprache, knapp und klar, wie die Rumänen aus dem Volk sprechen, ohne Scheu und mit großem Anstand. Er verwahrte sich gegen die Eingriffe der „Herrschaft“ in die Rechte der Stadtbewohner von Tergówischte und hob die Pergamentrolle der Schenkungsurkunden mit ihren riesengroßen Siegeln empor.

Als er geendet, sagte ihm ein Beamter, der auf der Treppe stand, ironisch: „Der Fürst versteht nur griechisch.“

„Das ist nicht meine Schuld,“ gab der Alte laut zurück, „mich hat Gott zum Rumänen gemacht.“

Der Hof war sprachlos über dieses Auftreten. Dazu kam beim Fürsten der Ingrimme darüber, daß kein einziger der Bojaren, die er zu sich hatte berufen lassen, erschienen war. Sie hatten sich mit vielen devoten Worten entschuldigt. Jetzt zog sich Soukos vom Fenster zurück, und ließ den Tergówischtern sagen, ihre Angelegenheit werde auf Grund der Dokumente untersucht werden, sie aber sollten ruhig nach Hause zurückkehren und als friedliebende Bürger jeder seinem Geschäfte obliegen, auf daß die Wohlfahrt der Stadt nicht leide.

Der Alte aus Tergówischte erwiderte, er bliebe mit fünf Genossen in Bukarest, bis ihre Sache entschieden sei. Die übrigen würden heimgehen.

Man war froh, die Leute so weit beruhigt zu haben.

Als sie in geschlossenen Reihen den Fürstenhof verließen, staunte sie das Bukarester Volk an. Einer sagte: „Himmel, haben diese Tergówischter ein Mundwerk!“

Und den Tergówischtern blieb fortan der Ruf, daß sie, wo sie sich im Recht glaubten, nicht leicht zum Schweigen zu bringen seien.

Ludor sah seine Panduren bedeutsam an. Da wurde sein Blick plötzlich scharf. Er fragte: „Wo ist denn Jon Urdareánu? Er ging doch mit uns vom Hause fort?“

„Er mag auf der Straße von uns weggedrängt worden sein,“ meinte Preda.

„Weggedrängt? Ist er ein Kind?“ Und da die Männer nichts erwiderten, fuhr Ludor drohend fort: „Was ist das mit dem Burschen? Ich sehe ihn selten unter euch. Und wenn ich befehle, daß er mitkomme, wagt er, sich von uns zu trennen?“

---

Am 20. Oktober stachen die Dornen jener Rosen, die Alexander Souhos liebte, besonders tief. Der Fürst konnte den Auftritt mit den „frehen“ Bürgern und die Abwesenheit der Bojaren nicht verwinden. Zähneknirschend ließ er es geschehen, daß das Versprechen, welches die Minister den Tergówischtern gegeben, als Anasora abgefaßt wurde.

Um Mitternacht aber verließ der Wojwode heimlich und verkleidet sein Haus und ging zu Herrn von Pini. Und als er dem Konsul in einem abgelegenen Zimmer gegenüber saß, legte er seiner Wut und Enttäuschung keinen Zügel mehr an und zeigte sich in der ganzen Nacktheit seiner Habsucht. Kein Wucherer und Geizhals konnte seinem Gelde verzweifelter nachjammern als dieser Hospodar dem Tergówischer Gute.

Pini hörte ihn regungslos, mit steifem Kopfe an. Und erst als der Fürst alle Bojaren einzeln schlecht gemacht und verwünscht hatte und dem Weinen nahe war, fragte er scharf: „Was wollen Sie eigentlich, mein Prinz?“

Die Unterredung wurde wie gewöhnlich in französischer Sprache geführt, da Pini, obwohl Grieche von Geburt, den Janarioten gegenüber stets den Russen heraufkehrte. Durch den Nimbus des Czarenreiches hielt er ihre zappelnden Nervenbündel in Zucht.

„Was ich will?“ stöhnte der Fürst, „mein Gut will ich! Helfen Sie mir, Erzellenz, mein Gut zu erlangen! Hier“ — er zog eine Schriftrolle aus einer Tasche seines Raftans und reichte sie dem Konsul mit zitternden Händen, — „hier habe ich einen Akt aufsetzen lassen, der mein Recht auf die Tergówischter Besizung bekräftigt. Wenn alle Bojaren das unterschreiben, so können die Hunde von Bürgern mir nichts mehr anhaben. Erzellenz, befehlen Sie, daß man unterzeichne! Ich bin ein armer Mann! Ich habe Schulden! Ich brauche Geld!“

„Jedermann braucht Geld,“ sagte Pini eisig.

Da holte der Fürst unter nervösem Aufschluchzen aus einer anderen Tasche des Raftans eine ziemlich große Schildplattdose hervor, durch deren gelbbraune Wandungen es dunkelgoldig schimmerte. Die Dose war voll Dukaten. Er stellte sie auf den Tisch und rief dann händeringend: „Befehlen Sie, Erzellenz, befehlen Sie, daß man unterschreibe!“

---

6.

„Kufe mir den Jon Urdareánu,“ sagte der Sludjér Tudor zu Preda. Und als der Pandur sich anschickte, den Auftrag auszuführen, fügte Vladimírěsku hinzu: „Ist er denn zu Hause?“

„Er ist zu Hause,“ lautete die Antwort, die der Sludjér nicht erwartet zu haben schien, denn fast glättete sich die Falte, die ihm zwischen den Brauen stand.

Preda fand den jungen Mann im Stall, mit seinem Pferd beschäftigt.

„Du sollst zu unserem Parutschik kommen, Herr Jon,“ meldete der Pandur, und im Hof setzte er hinzu: „Ein Glück, daß du nicht fort warst — wie gewöhnlich.“

Ihm diesen Wink eines drohenden Ungewitters zu geben, konnte sich Preda nicht versagen. Der schöne Bursch war den Alteniern ans Herz gewachsen.

Jon erwiderte nichts und begab sich rasch ins Haus.

„Du hast befohlen?“ sagte er, indem er Tudors Zimmer betrat.

Der Kreishauptmann ging, einer eingewurzelten Gewohnheit gemäß, auf und ab und sagte eine geraume Zeitlang nichts; ein Zeichen, daß ihn inhaltsschwere Gedanken beschäftigten, über die er Herr werden wollte, bevor er sie äußerte. Ab und zu warf er einen Blick auf Jon Urdareánu. In dem niederen Zimmer sah des jungen Mannes schlanke Gestalt noch einmal so reckenhaft aus; Tudor beobachtete ihn scharf, mit soldatischen Augen. Er konnte an der Haltung, dem aufmerksam ernststen Gesichtsausdruck Jon's nichts zu tabeln finden. Und daß eine dunkle Röte langsam in des jungen Mannes Wangen und Stirn stieg, befriedigte den Vorgesetzten. Urdareánu verstand demnach die stummen Wortwürfe, die

ihm gemacht wurden, und empfand auch, daß es Güte war, die diese Bortwürfe nicht laut werden ließ. Diese Art Güte aber war selten bei Tudor Bladimirósku.

Endlich sprach er: „Morgen mit Tagesanbruch begleitest du eine Fuhr Heu nach Baneássá. Das Gras wird spärlich. Du machst mit den Männern draußen die Rechnung für die Weide, zahlst den Hirten für einen Monat aus, bleibst über Nacht dort und kommst dann zurück.“

„Zu Befehl,“ antwortete Jon.

„Du berichtest den Männern genau den Verlauf ihres Prozesses und alles, was du politisches in Bukarest erfahren, vornehmlich das Ereignis mit den Tergówischtern.“

Die Röte auf Jon's Antlitz wurde tiefer.

„Denn ich habe dich nach der Stadt mitgebracht, nicht damit du werdest wie die Tschokois, sondern damit dein Herz und Verstand sich mit Abscheu vor ihnen füllen.“

„Ich habe verstanden.“

„So handle danach.“

„Zu Befehl.“

Mit erleichtertem Aufatmen verließ der junge Mann den Sludjér. Er war nicht nur darüber froh, daß Bladimirósku ihn mit Nachsicht behandelt, sondern auch darüber, daß er durch die kurze Unterredung sich selber wieder gefunden. Der gewaltige Ernst, der von dem Bandurenführer ausging, hatte das erhitzte Blut und die aufgeregte Phantasie Urdareánu's abgefühlt und abgelenkt. Seine Männlichkeit hatte sich an der des Sludjér ausgerichtet. Er fühlte sich wieder stark den Versuchungen der Hauptstadt gegenüber, wie am Abend seiner Ankunft, da er die alte Kupplerin davongejagt.

Im Flur begegnete er dem Egumen und küßte ihm die Hand.

Lachend fragte Marion, mit einem Blick nach Tudor's Thür: „Hast du gebeichtet? Sind dir deine Sünden vergeben worden?“

„Sie sind mir vergeben worden, heiliger Vater,“ erwiderte Ion mit einem warmen Licht in den Augen.

„Dann gehe hin und sündige nicht mehr,“ sagte der Egumen, indem er plötzlich den feierlich priesterlichen Ton anschlug, den er mit viel Würde und Überlegenheit zu gebrauchen wußte, — „der Sludjér sieht mehr in dir als einen kräftigen Burschen, der gut reitet und einen Auftrag rasch ausführen kann. Der Sludjér und das Land brauchen Vertrauensmänner. Geh mit Gott.“

Segnend hob er zwei Finger.

Ein Schauer der Ehrfurcht rieselte durch Urdareánu's Glieder. Mit wenigen klugen Worten hatten ihm Tudor und der Egumen einen Einblick in die Gedankenwelt, in der sie lebten und handelten, gestattet und ihn dadurch der verderblichen Sphäre, in die er geraten, viel sicherer entrückt als durch demütigende Strenge.

Dieses echt pädagogische Vorgehen war Marion's Werk. Er hatte dem Pandurenhauptmann dazu geraten, indem er ihm gesagt: „Bergiß nicht, daß junge Oltenier zumindest eben so viel wert sind wie junge Pferde, die nur stützig gemacht werden, wenn man sie über Gebühr straft.“ Denn er kannte des Sludjér rauhe Art.

Darum trat er jetzt erfreut bei ihm ein und sagte: „Unser oltenischer Prachthengst ist ganz gezähmt und zu jedem Dienst bereit. Das hast du fein gemacht.“

Dieses Lob verfehlte wiederum nicht seinen guten Eindruck auf Tudor.



„Du hast mich gut beraten, Vater,“ sagte Vladimírěsku mit schlichter Anerkennung.

„Ich? Ich war weiter nichts, als was einst die Flöte für einen großen römischen Staatsmann gewesen.“

Tudor wurde aufmerksam. Er liebte es, aus Klarions Gelehrsamkeit zu schöpfen, weil sie lebendig war, sich mit Lebendigem beschäftigte, wohingegen sich die Gelehrsamkeit der meisten anderen Gebildeten in Bukarest, nach griechischem Muster, um Grammatik und Rhetorik drehte.

„Erzähle mir diese Geschichte, Priester, du weißt, das gefällt mir,“ jagte der Pandur.

Und Klarion, der Menschenkenner, verfolgte seinen Sieg weiter, indem er von Cajus Gracchus sprach.

Tudor hörte aber noch eine andere Wahrheit als die, wie edel und eines starken Mannes würdig es sei, seinen Zorn zu bemeistern, aus der Geschichte heraus.

„Vor wie viel Jahren war das?“ fragte er.

„Ungefähr vor neunzehnhundert.“

Langsam und schwer betonend wiederholte Vladimírěsku: „Neunzehnhundert. Vor neunzehnhundert Jahren schon dieselben Kämpfe um Rechte fürs Volk. Seit neunzehnhundert Jahren nichts gelernt, als die Geschichte dieser Kämpfe.“

„Das kommt daher, mein Freund,“ sagte der Egu-men, „daß niemand neunzehnhundert Jahre alt wird. Die Weisheit will von jedem Menschen von vorne studiert werden. Zu solchem Studium aber reichen sechzig bis siebenzig Jahrlein nicht aus.“

Über diese trostlose Schlußfolgerung runzelte der Pandur die Brauen. „Dann ist der Herr Christus umsonst gestorben?“ fragte er grollend.

Marion bedauerte bereits, seine voltairianische Ader vor Vladimiresku zu Wort haben kommen zu lassen, und dies aus zwei Gründen: erstens weil er dem Oltenier aufrichtig zugetan war und ihn nicht verletzen wollte, und zweitens, weil es unpolitisch war, diesem tatkräftigen Mann sein Ideal zu nehmen; man lähmte ihn dadurch. Darum erwiderte der Egumen rasch: „Nein, nein, wenn auch unsere Klugheit in ihren Fugen wankt, das Kreuz bleibt aufrecht stehen. Daran wollen wir uns halten.“

Aber es war ihm recht, daß Paul jetzt Besuch anmeldete, die Bojaren Aléku und Michael Philipésku.

Marion fand beide zornrot und aufgeregt in seinem Empfangszimmer. Sie überschriegen einander förmlich, indem sie erzählten, es sei ihnen vom Fürsten ein elender Wisch zum unterschreiben ins Haus geschickt worden, eine Anafora, die des Wojwoden Recht auf das Tergowischer Landgut bestätige; sie hätten diese Zumutung zurückgewiesen und hätten den Egumen, desgleichen zu tun. Eine ganze Menge Bojaren — daß Gott sie mit fressendem Feuer schlüge! — hätten bereits unterzeichnet. Aber die Verschwörer natürlich nicht. Brancoveánu und Valeánu seien außer sich über diese höchste Frechheit des Fürsten. Der Metropolit auch.

Bei Nennung des Metropoliten entspann sich ein Streit zwischen den Besuchern und dem Hausherrn, da letzterer spöttisch dreingeschaut. Die Bettern Philipésku warfen dem Egumen Ungerechtigkeit gegen Dionisie Lupu vor. Er sei ein wahrer Patriot, unterstütze die rumänische Schule, schicke junge Männer auf seine Kosten ins Ausland, habe eine vortreffliche Kirchengängerschule gegründet.

„Ja, ja,“ beharrte Ilarion, „nachdem er auf griechische Art seinen Stuhl erkaufte.“

„Sollte er ihn einem Griechenhund lassen?“ schrie der überaus dicke Michael Philipésku.

Und der Egumen schrie zurück: „Der Zweck heiligt nicht das Mittel!“

Der Bojar Méku bat eindringlich, man möge bei der Sache bleiben; jedenfalls habe der Metropolit die heutige unerhörte Forderung des Wojwoden nicht unterschrieben. Sie seien auch nicht gekommen, um zu streiten, sondern im Gegenteil um sich mit dem Egumen in dieser peinlichen Geschichte zu einigen. Denn das Maß sei voll. Solche Diebereien könne man sich nicht gefallen lassen.

Da ging die Tür, und Paul meldete einen Oberstschohodaren, der eine allerhöchste Anasora zur Unterschrift bringe.

„Hinaus mit ihm!“ befahl Ilarion.

Die Bettern Philipésku umarmten den Egumen und empfahlen sich, um, wie sie sagten, noch zu anderen Gefinnungstüchtigen zu eilen.

Als sie im Wagen saßen, fragte der Bojar Michael: „Sätten wir ihm nicht dennoch mitteilen sollen, daß wir zur Halwá gehen?“

Halwá war der Spitzname Pini's unter den Verschwörern. Dieses Wort bezeichnet eine türkische Speise aus Mehl, Sesamkörnern und Honig, eine zähe Masse, deren ölige Süßigkeit leicht Kraken im Halse verursacht.

„Nein, nein,“ erwiderte Méku, dem die Freunde den Beinamen Fuchs gegeben, „für diese Priester hat die russische Rechtgläubigkeit eine untwiderstehliche Anziehungskraft.“

„Oh, solch ein Voltairianer . . . .“

„Glaubt er nicht an Gott, so glaubt er doch an Weib-  
rauch.“

Sie fuhren bei Pini vor und wurden empfangen.

Der Konsul war nicht wenig erstaunt über den Magemut dieser zwei Bojaren, die ihn in höflichen, aber bestimmten Worten, denen man den mühsam niedergekämpften Born anmerkte, ergebenst baten, sich doch in innere, nationale Fragen, wie diese Tergówischer Angelegenheit, nicht zu mischen, sondern sich an die Stipulationen der Traktate von Kutschük-Kainardji aus dem Jahre 1774 und von Bukarest aus dem Jahre 1812 zu halten, in denen Rußland sich darauf beschränkt, die Landesfreiheiten beschirmen zu helfen.

Der Konsul mußte wirklich lachen, worüber die armen Patrioten nicht wenig erschrafen. Und als Pini sie mit liebenswürdigen Worten entlassen hatte, sprach Aléku Philipésku ingrimmig zu seinem Better: „Ich glaube, der Fuchs ist heute ein Esel gewesen.“

Diesmal irrte sich der Kluge Bojar nicht. Noch bevor es dunkelte, sausten zwei von Arnauten umsprengte Karossen in entgegengesetzten Richtungen aus dem Weichbild der Stadt Bukarest hinaus. In der einen, gen Süden jagenden, saß der nach Siláva verbannte Bojar Michael, in der anderen, gen Norden kollernden, der Bojar Aléku Philipésku, der auf sein Gut Mardjinéni verbannt war.

---

7.

Im Eichenwald von Baneássa, den der warme Spätherbst in einen goldenen Dom über schwarzen, knorrigen

Säulen verwandelt hatte, fand Jon Urdareánu außer den Banduren auch zwölf Mokáns. Dies waren die Weidepächter von jenseits der Karpathen, würdevolle, breitschulterige Männer, deren Redeweise langsamer und zugleich heiterer war als diejenige ihrer Stammesgenossen diesseits der Berge, schwerreiche Schafzüchter, die nur um Dukaten Karten spielten und in den Siebendörfern, wo sie mit ungarischen Csángos und Szeklern zusammen wohnten, die schönsten Häuser bauten.

Sie waren gekommen, weil sie gehört hatten, daß die Weidesteuern, die schon im verflossenen April verdreifacht worden waren, wieder erhöht werden sollten. Nun wollten sie darüber beim österreichischen Konsulat Klage führen.

Die Banduren hörten schweigend zu, wie sich die Mokáns über die willkürliche Gelderpressung des Wojwoden entrüsteten, während sie das milde und gerechte Regiment der Kronstädter Stadtgemeinde, der die Siebendörfer gehörten, in allen Tonarten priesen. Zu Hause freilich bekamen die Stadtväter auch ihr gut Teil Tadel ab, aber da die Menschen gewöhnlich nur durch Vergleichen Wesen und Wert der Tatsachen erkennen, wurden die Kronstädter Ratsherren, so wie man sie dem Hospodaren der Walachei gegenüberstellte, zu wahren Heiligen.

„Und Ihr laßt Euch plündern und begehrt nicht auf?“ fragte der älteste Mokán, der im ganzen Burzenland bekannte Andrési Trandabáru.

Die Banduren blickten wiederum auf ihren Ältesten, den Joan Dárka aus Mehedinj, und dieser antwortete mit undurchdringlichem Gesicht: „Der Dachs hat eine lange Zunge, aber er kann nicht reden,“ und bot, um

das Gespräch abzubrechen, dem Mokán eine noch rauchende, goldgelbe Schnitte vom Maisbrot an, das eben in einem großen Kessel gekocht worden war.

Als sie der Stadt zuritten, sagte Trandabúru zu seinen Gefährten: „Habt Ihr was gemerkt? Hunde, die nicht bellen, beißen.“

---

Herr Udriktý, der Kanzler des österreichischen Konsulats, ein alter Beamter, der den wichtigen Posten in Bukarest seit Jahren bekleidete, hatte einen schweren Stand mit den Siebenbürger Weidepächtern, und der Konsul mit der Regierung, der die Klagen der Mokáns unterbreitet wurden. Tage verstrichen, die Angelegenheit kam nicht vom Fleck, und es trafen immer mehr Schafzüchter aus den Siebendörfern ein. Erzellenz von Fleischhackl berichtete aber indigniert an das Wiener Kabinett: Herr von Pini unterstütze den Wojwoden in der Steuerfrage, habe jedoch einige Mokáns zu sich kommen lassen und ihnen geraten, nach Bessarabien zu ziehen, um den Chifanen in der Walachei zu entgehen. Auch die Übersetzung eines griechischen Pamphlets schickte er, das man eines Morgens am Haustor der königlich kaiserlichen Agentur gefunden, und in welchem Jemand, der es weder mit dem Fürsten, noch mit den Verschwörern hielt, seinem Jammer freien Lauf ließ.

„Wehe, wehe uns!“ rief dieser Politiker, „denn die Beherrscher der Walachei bemühen sich, die christliche Religion zu vernichten. Ein Beweis davon ist die Ernennung jenes berüchtigten Atheisten“ — das war der Egumen Marion — „zum Bischof von Ardjesch. Wehe,

wehe uns! denn sie bemühen sich, vom regierenden Fürsten und noch mehr vom russischen Konsul unterstützt, alle Abgaben dreifach zu erhöhen. Der Haupturheber dieser schmutzigen Ränke ist der Samurkásch, und die diesbezüglichen Verhandlungen werden beim plattnasigen Georg“ — damit war Leventis gemeint, — „im Beisein des Georg Philipésku, des Gregor Valeánu und jener zwei niederträchtigen Brüder Golésku insgeheim fortgesetzt. Allein dies alles ist nicht genug, und jetzt verlautet das Gerücht, daß man den Metropolitén absetzen wolle, weil er diesem gesetzwidrigen Vorschlag nicht beistimmen mag. Es scheint, daß diese Leute keine Zeitungen lesen, sonst wüßten sie, was jetzt in Spanien, was in Neapel und in anderen Ländern vorgeht, und daß die Vorrechte der Völker allgemein zunehmen. Zu verwundern ist es wirklich, wie der Konsul Pini glauben kann, daß solche Verhältnisse auf die Dauer unbekannt bleiben werden. Gewiß wird alles dem gerechten und mächtigen Kaiser Alexander zu Ohren kommen.

Griechenland ist zwar mein Vaterland, aber hier in der Walachei wurde ich erzogen, hier lebe ich, hier bin ich zu Amt und Würden emporgestiegen, hier endlich habe ich mich mit einer Walachin verheiratet, und tief schmerzt es mich, das Unglück meines zweiten Vaterlandes mit anzusehen!“

Als Herr von Hadenau diese Schmähchrift erhielt, ließ er Udrişky rufen und fragte: „Wer, zum Kukud, ist denn wieder das? Gegen den Fürsten, gegen Pini, gegen Hilarion, gegen Samurkásch —, der Mensch ist einfach gegen alle miteinander.“

Udrişky rieb sich die Hände. Seinem hohen Chef in verwickelten Fällen Auskunft zu erteilen, war dieser

Beamtenseele stolzeste Lebensfreude, und kraft seiner langjährigen Beobachtungen und Studien der „walachischen Verhältnisse“ löste er spielend das Rätsel: der Autor des Pamphlets konnte zu keiner anderen Bojarenkategorie gehören, als zu jener, die unter Karadjá's Regierung „haleá“, d. h. in Amt und Würden gewesen, während sie jetzt „paiá“, außer Dienst, war und infolgedessen nicht stehlen konnte.

„Gefährlich?“ fragte Hackenau.

„Schreier. Aber keine Hetäriften,“ erklärte Udrişky.

Da donnerten Karossen in den gewölbten, mit Balken belegten Torgang des Konsulats herein, und gemeldet wurden Seine Heiligkeit Ilarion, der neue Bischof von Ardjesch, und die Bojaren Brancoveánu, Gregor Ghika, Bacaróşku, Balatşhánu, Kretzuléşku.

„Patrioten und Hetäriften,“ rubrizierte der Kanzler schnell.

Hackenau empfing die Herren. Sie baten, daß alle Türen geschlossen würden, und Ilarion rief in seinem und seiner Begleiter Namen den Schutz des Konsuls an, falls ihre Unterschriften auf der Tergówischer Anafora gefälscht werden sollten.

Nachdem sich die Bojaren entfernt hatten, ließ Hackenau wieder Udrişky holen und teilte ihm das Vorgefallene mit.

„Dabei,“ sagte er, „verdankt dieser lustige Vogel, der Ilarion, seine sehnlichst erwartete Einsetzung in das Bistum Ardjesch doch nur dem Pini, der ihn beschützt. Warum hat er also bei dem Tergówischer Schelmensstreich nicht mittun wollen?“

Udrişky fraute sich mit der von ihm unzertrennlichen



Feder das leichtgepuderte Haar. Nach einigem Überlegen sagte er: „Weil er, so sonderbar das klingt, halt doch anständig ist, Euer Gnaden.“

„Ja warum nicht gar!“ meinte der Konsul.

„Auf Ehre, Excellenz, der Mann ist anständig,“ beteuerte der Kanzler, nicht etwa weil er den Bischof vor ungerechtem Verdacht schützen wollte, zu solch idealen Standpunkten schwang sich sein protokollarisches Gemüt nie auf, sondern weil er es nicht vertrug, daß man seine unfehlbare Menschenkenntnis in Zweifel zog.

---

8.

Der Hof des Bornik Samurkásch gehörte zu den größten in Bukarest. Mitten darin lag das schneeweiße Wohnhaus, das ein weit vorspringendes, aber wenig steiles Ziegeldach krönte, dessen Schuppen einen warmen, altroten Ton angenommen hatten. Die Bordertwand des Halbstoßs, der unter dieses Daches Schutz lag, gliederten acht Fenster, zwischen denen als schlichter, doch wirkungsvoller Schmuck, flache Pfeiler mit tiefen Ranneluren angebracht waren. Links, auf der Gartenseite, setzte ein breiter Glasgang, den man mit dem türkischen Namen Djamlík bezeichnete, die Front fort; er ruhte auf mächtigen Eichenpfosten. Auch die rundbogige Eingangstür vorn in der Wand des Erdgeschosses war aus wetterschwarzem Eichenholz gezimmert. Rotweißschwarz also war der Farbendreiklang an diesem Hause; aber weiß herrschte vor, nach altrumänischem Brauch.

Und obwohl dieser Hof dem Griechen Constantin Samurkásch, dem Daimon der Hetárie, gehörte, war noch

etwas anderes als die Anlage und Bauart echt rumänisch an ihm, und zwar seine Seele, Sinka, die Gemahlin des Bornik.

Den „früheren Nationalcharakter“, den der preußische Konsul so schmerzlich an den meisten Bojarinnen vermifste, hatte sich diese Frau in vollem Maße bewahrt. Sie liebte ihren Hausfrauenstand, wie der gläubige Priester seinen Beruf liebt, und darum bot er ihr uner-schöpfliche Freuden, denn sie liebte klug, mit dem sinnigen Tiefblick für Gutes und Schönes, dem keine Einzelheit bedeutungslos ist, der es aber versteht, die Bedeutung jeder Einzelheit an der Harmonie des Ganzen zu messen. Sinka Samurkásch war weder schön noch sehr gelehrt; sie war nur eine geniale Hausfrau. Darum wurzelte ihr Mann mit tausend Fasern in seinem Heim.

Mit Wollust atmete er die Reinlichkeit seines Hauses ein, wenn er aus den schmutzigen Höfen der anderen Griechen kam. Mit ausgebreiteten Armen ging er Frau Sinka entgegen, wenn sie mit stillem Lächeln vor ihn hintrat. Sie frisierte sich nicht nach der Wiener Mode mit hochaufstrebenden, durch Bandschleifen abgebundenen Lockengebilden, sondern trug schlichte Scheitel. Sie schnürte sich auch nicht den Atem aus dem Leibe, bis ihr Oberkörper zum hölzernen Dreieck ward, sondern blieb bei der alten Tracht der Bojarinnen: ein kastanartiger Überwurf auf einem weichen Unterkleid.

In Frau Sinka's Gesindestuben wurde alles Leinen zum Hausgebrauch getwoben und, je nach seiner Bestimmung, als Leib- oder Bettwäsche, im Sticrahmen mit reichen Mustern verziert. Frau Sinka's Keller und Vorratskammer hätten das Haus mit seinen fünfzig Einwohnern, — denn alle Schreiber und Diener waren mit

ihren Familien, oft sogar mit ihren Kindeskindern dort einquartiert, — zwei oder drei Monate lang mit Nahrung versorgen können, ohne von auswärts etwas zu kaufen. Frau Sinka's Küche und ihr griechischer Koch waren berühmt, und nicht minder berühmt war ihr Kafedji-Bascha, der Vorsteher jenes wichtigen Raumes, in dem der schwarze Kaffee zubereitet, die Dultschaka — das Eingemachte — und die Tschubuks und Narghilehs aufbewahrt wurden. Dieser Raum befand sich im Erdgeschoß, unweit der Empfangszimmer, da der Kafedji jeden Augenblick gewärtig sein mußte, den Besuchern des Bornik, nach orientalischer Sitte, mit Tabak, Kaffee und Süßigkeiten aufzutwarten.

An einem düsteren Dezembernachmittag erklang plötzlich das Glockenzeichen, das Frau Sinka selbst zu geben pflegte, indem sie oben in ihrem Gemach auf eine Art Hebel im Fußboden trat, von dem aus ein Draht durch die Mauer hinab in die Kaffeeküche führte und dort eine kleine Schelle an der Wand zum bimmeln brachte.

Sofort erhob sich Andronake, der Kafedji-Bascha, vom Divan und erteilte seinen drei auf den Matten am Boden hockenden Gehilfen umsichtige Befehle. In wenigen Minuten war die Prozession auf dem Wege nach dem Herrenzimmer. Voran schritt ein Diener mit silberner Platte, auf der Glastellerchen mit eingemachten Früchten und Gläser mit frischem Wasser standen; dann kam ein Zweiter, dessen Platte mit Kaffeetäßchen bedeckt war; der Dritte hielt zwischen den zehn Fingern seiner zwei Hände die langen, schlanken Pfeifenrohre, die Tschubuks aus Weichselholz, deren Mundstücke aus Bernstein, Perlmutter, Jade oder Kristall bestanden. Die Ellenbogen leicht angezogen, die beladenen Hände mit

der Innenfläche nach oben haltend, trug der Tschubuttschi behutsam die zwei langgestielten, bereits dampfenden Pfeifenhalbkranze, denn in jedem Pfeifenkopf lag eine glühende Kohle. Andronáke selbst aber trug eine kostbare Silberdose voll Kaimák, dem feinsten türkischen Tabak, zum Nachfüllen, und einen Stoß Kupferteller.

Und als die Diener oben im Rauchzimmer angelangt waren, wo der Bornik mit seinen Gästen auf den niederen Divanen saß, warf Andronáke mit unfehlbarem, wohl- abgemessenem Schwung, so daß das Auffangen ein Leichtes war, jedem Bojaren seinen Tschubuk in die Hand und dazu den kupfernen Aschenbecher vor ihn auf den Teppich. Dann entfernten sich die Diener und waren gewärtig, nach ungefähr einer halben Stunde wieder gerufen zu werden, um neue Kohlen zu bringen und die Pfeifen frisch zu füllen. Zu ihrem Erstaunen vergingen diesmal aber zwei Stunden und mehr, und sie wurden noch immer nicht befohlen.

Es ward sogar Essenszeit, so daß Nikoli, der Koch, die Beschließerin zu Frau Sinka schickte, mit dem Jammerbericht: seine Speisen verdürben, was er denn anfangen solle?

„Seine Gnaden, der Bornik,“ sagte die Bojarin, „wird wohl wissen, warum er die Speisen verderben läßt. Auch ich warte und füge mich seinem Willen. Nikoli soll sich beruhigen. Diesmal trifft ihn keine Schuld.“

In der That wußte der Bornik, warum heute weder ans Rauchen noch ans Essen gedacht werden durfte, solange man in ernster Beratung beisammen saß. Man hatte nicht nur die Pfeifen, sondern sogar den Biß ausgehen lassen.

Denn die Versammlung, der diesmal ausschließlich Griechen beiwohnten, hatte gewichtige Nachrichten aus Konstantinopel, aus Mazedonien und dem Peloponnes erhalten.

Sehr schlimm lauteten die Berichte aus Konstantinopel: dort benahmen sich die Hetäristen so unvorsichtig, betrieben ihre Verschwörungen zum Sturze des türkischen Reiches so sorglos, daß selbst die schlechte und faule Polizei der Osmanen ihnen auf ihr Geheimnis gekommen war. Entsetzt schrieben die Bischöfe, die Verfolgungen hätten bereits begonnen, um so mehr, und dies war der traurigste Teil der Botschaft, als zwei Griechen, Assimakis und Galatis, die Hetärie der türkischen Regierung ver-raten hatten. Galatis wollte sich dadurch für den Tod seines Bruders rächen, den das Exekutiv-Komitee der Hetärie wegen eigenmächtigen Handelns unschädlich hatte machen müssen. Auch Kamarinos, einen anderen Hetäristen, den man nach Petersburg zu Capodistria gesandt und der dann überall laut verkündete, daß die Griechen auf Rußlands Hilfe nicht zu bauen hätten, war man gezwungen gewesen, zum ewigen Schweigen zu bringen.

Seufzend sprach Constantin Samurkásch die Sophokläischen Worte: „Denn welch' Geschwür greift tiefer fressend um sich, als ein schlechter Freund.“

Demnach konnte man unmöglich bis zum 25. Mai 1825 mit dem Ausbruch des Freiheitskrieges warten, wie es zuerst bestimmt war. Aus Bessarabien drängte Alexander Ipsilantis, der Archi, das angebetete Haupt der Hetäristen, zur Lat. Mit Michael Soukos, dem Hospodaren der Moldau, hatte er sich bereits verständigt.

Der Hauptmann Jorđáke und der Kaminár Sava, die beiden Soldaten unter den Bukarester Verschwörern,

sahen besorgt drein. Denn Milosch von Serbien, mit dem sie seit dem Frühjahr in Briefwechsel standen, um ihn sich zum Verbündeten zu machen, antwortete ebenso höflich als ausweichend. Ohne Serbiens Hilfe aber war der Zug nach Konstantinopel ein Ding der Unmöglichkeit. Zudem hatten die ersten Angriffspläne des Archi so sonderbar gelautet, daß die erfahrenen Krieger wenig erbaut davon waren. Ipsilantis hatte beabsichtigt, über den Peloponnes nach Tzarigrad zu eilen und dort „im Schutze einer dunklen Nacht“ das Arsenal und die türkische Flotte zu erobern und den Sultan gefangen zu nehmen. Mit welchen Streitkräften dies ausgeführt werden sollte, blieb ebenso dunkel wie die schützende Nacht, denn die Hetaristen hatten weder Geld noch geschulte Soldaten, weder Waffen noch Pferde.

Nun aber mußte man ans Werk gehen.

Leventis sprach mit Bestimmtheit von Rußlands Hilfe. Der Zar habe in Petersburg dem Fürsten Ipsilantis selbst gesagt: „Qu'une levée de boucliers se fasse en Grèce, et mes Cosaques courront à votre secours.“

Christaris saß da mit glühenden Augen und wiederholte die Worte, die der Archi gesprochen, als man ihm die gefährliche Lage der Hetärie in Konstantinopel mitgeteilt hatte: „Die Würfel sind gefallen! Ein Feigling ist jeder, der im Angesicht der Gefahr, in der seine Brüder schweben, noch die Zeit mit Berechnungen verliert!“

„Tod oder Freiheit!“ riefen die Jungen in der Versammlung, und auch Jordáke stimmte mit ein.

Christaris sprang auf: „Es handelt sich ja um Hellas! Um Hellas! Erfahrt Ihr auch ganz, was das bedeutet? Nicht etwa um ein junges, neuauftretendes Bauernvölklein, oder um einen Länderkolos, den Bar-

baren und Wilde bewohnen, nein, um das Gehirn der Welt, die Leuchte der Geister! Ganz Europa wird helfen!"

"Freund, Freund," dämpfte der Hausherr den Begeisterten mit melancholischem Unglauben, „du denkst zu gut von Europa. Was kümmert es sich um eine Handvoll Menschen in seinem südöstlichsten Winkel, eine Handvoll Menschen ohne Geld und ohne Waffen?"

Da rief der andere mit einem Jauchzen, das halb wie Schluchzen klang: „Freund, Freund! Europa hat Homer gelesen! Wir haben kein Geld, aber wir haben Denker, wir haben keine Waffen, aber Dichter haben wir! Und siehe, not tut der Welt die Schönheit, not tut der Welt die Poesie! Und beten wollen wir: „Gib uns, Herr, unser täglich Ideal!“ Das Volk wollt' ich sehen, das in diesem Zeichen nicht siegte!"

Der junge Aristias warf sich dem Arzt zu Füßen. Ein anderer stimmte die hetäristische Freiheitshymne an: „Fili mu simpatriote!“, die man zur Melodie der Marseillaise sang, man umarmte einander, und Tränen traten den Männern in die Augen.

Sinnend, ernst, sah Constantin Samurkásch dem allen zu. Und endlich nahm er seinen ausgegangenen Eschubuk zur Hand, klopfte mit dem Pfeifenkopf auf den kupfernen Aschenteller zu seinen Füßen und rief befehlend: „Handeln! Handeln!"

Mit freudigem Gehorsam wandten sie sich ihm zu.

„Befiehl! Rate uns!" rief Christaris.

„Der Mormolók muß sterben. Aber diesmal unfehlbar. Dann ist der Platz frei für Ipsilantis."

Man stimmte eifrig bei.

Und Christaris, dessen schmales Gesicht mit den Seheraugen tief erblaßte, sagte rasch, noch bevor Samurkásch weiter reden konnte: „Laßt diese That meine Sorge sein.“

---

9.

Aus den Bergen von Schnee, die der Arivek, der fürchtbare Ostwind, zusammengeweht hatte, ragten nur die Kirchen und die stockhohen Bojarensitze hervor. Von den niederen Häusern und gar von den Hütten des geringen Volks sah man kaum die Dächer. Von Glück konnten die sagen, deren Haustüre auf der Südseite lag, denn denen gelang es, sich einen Steg auszuschaufeln. Jenen aber, deren Eingang gen Norden oder Osten gekehrt war, mußten die Nachbarn heraushelfen, was erst geschehen konnte, nachdem sich der dreitägige, rasende Sturm gelegt hatte. Die Leute lachten, als sie an diese Arbeit gingen; wirkt doch der erste Schnee im Jahr stets belebend, vielleicht weil er weiß ist, vielleicht weil er etwas „Neues“ ist, an dem sich das Kind im Menschen ergötzt, wohl auch darum, weil er diesem Kinde als Festbote erscheint.

Darum war Bukarest unter seinen eisigen Daunen-  
hügeln fröhlich. An stelle der schweren Karossen flogen kleine Schlitten durch die Stadt; an stelle der holperigen „Brücken“ in den Hauptstraßen, der grundlosen Pfützen in den Nebengassen gab es blendend weiße Hohlwege, auf denen die Schlittentufen ohne Ruck dahinglitten.

Weniger ergeben in sein Winterschicksal als das philosophische Bukarester Volk war der königlich preussische Konsul, Herr von Kreuchelsh-Schwerdtberg. Denn er litt



Mangel an Wasser und schrieb ihn, was am empfindlichsten schmerzte, einem Mangel an Rücksicht und an Respekt zu. Daher sandte er einen Brief an den Hetman Mavros, des Inhalts, daß ihm die seinem Vorgänger zuerkannten Wasserwagen samt ihren Führern unerklärlicherweise vorenthalten würden, und er und sein Haus sich mit geschmolzenem Schnee behelfen müßten. Der Hetman aber erwiderte, es sei ihm nicht bekannt, daß die Regierung dem Herrn preussischen Konsul Wasserwagen zu stellen hätte, überdies mache er darauf aufmerksam, daß das Wasser der Dimbovitzka augenblicklich bis zu einem gewissen Grade condensiert sei. Preußen, das damit beschäftigt war, seine napoleonischen Wunden zu heilen, kam vorläufig politisch wenig in Betracht; daher mochte sein Vertreter nach Wasser schreien, so viel er wollte, man reichte ihm den Eßig der Ironie.

Des Konsuls Tochter aber, Fräulein Adelaide, saß bei der Prinzessin Katinka Souzoz, die sie auf einen Nachmittag zu sich gebeten hatte, und versuchte, die junge Frau aufzuheitern. Denn die reizende, liebenswürdige Katinka war schwermütig geworden. Freilich wollte sie zuerst nicht mit der Sprache heraus und sagte, der Gesundheitszustand des Schwiegervaters mache ihr Sorge.

„Er ist sehr gut zu mir, der Arme,“ seufzte sie, „überhäuft mich mit Schmuß, den ich eigentlich nicht besonders liebe. Es geht ihm eben nicht am besten. Ein Fontanell am Arm macht ihm zu schaffen.“

„Doktor Christaris war bei Seiner Hoheit, nicht wahr?“ fragte Adelaide.

„Ja. Was ist das für ein sonderbarer Mann! Ich begegnete ihm im Gang, und wie er mich ansah, erinnere

ten mich seine Augen an Osterkerzen, so still und leuchtend blickten sie. „Ach, Ostern!“ unterbrach sie sich, und trotz des Zwanges, den sie sich augenscheinlich auferlegte, zuckte es plötzlich um den zarten, noch kindlichen Mund. „Glauben Sie, daß es je wieder Frühling wird? Daß dieser furchtbare Winter je ein Ende nimmt? Daß wir Ostern erleben? — Ostern in Paschkáni —!“ mühsam unterdrückte sie ein Aufschluchzen und wand das Batisttuchlein in ihrer Hand zu einem Strick zusammen.

„Liebe Durchlaucht,“ tröstete die junge Elsäfferin, „auch den Schnee schickt der liebe Gott. Da brauchen wir uns gar nicht zu fürchten.“

Das sagte sie so treuherzig und eindringlich, daß aus dem Schluchzen Katinka's ein dankbares Auflachen wurde, wobei ihr freilich zwei Tränenperlen über die Wangen kugelten. „Seien Sie gesegnet, Adelaide,“ rief sie, „dafür daß Sie vom lieben Gott mit Vertrauen sprechen, das habe ich lang nicht mehr gehört. Glauben, Hoffen scheint es hier nicht zu geben. Nur Fürchten. Fürchten vor allem, vor Träumen, Blicken, Geräuschen, Gegenständen. Gestern bekam die Schwiegermutter Krämpfe, weil sie bei Tisch auf dem Hammelbraten weißliche Flecke bemerkt hat, was auch ein böses Zeichen sein soll. Wären es rote gewesen, sagte sie, so hätte es sogar Mord bedeutet!“ und die kleine Prinzessin biß die Zähne zusammen, um vor nervöser Aufregung nicht zu weinen.

Adelaide wiederum hätte beinahe vor Mitleid mit der unter den Fanarioten vereinsamten jungen Moldauerin geweint.

„Sagen Sie,“ rief da Katinka plötzlich, indem sie alle Gebote höfischer Zurückhaltung außer acht ließ, „wie

Kann man ein Volk regieren wollen, das man nicht liebt? Von dem man täglich behauptet, es sei elend, nichtsnußig, gemein?!"

Doch diesen edlen Kummer zu lindern, ging über das Vermögen der guten Adelaide. Auch empfand dies die Prinzessin und setzte daher rasch hinzu: „Fragen Sie Ihren Vater, und bringen Sie mir dann die Antwort.“

---

Während sich Angst und Grauen am Fürstenhof immer mehr einnisteten, — denn der Zustand des Wojwoden wurde von Tag zu Tag schlimmer, obwohl man dies mit dem größten Geheimnis umgab, — während die Getäristen mit fiebernder Hast ihren Aufstand vorbereiteten, Mitglieder anwarben und klopfenden Herzens den Nachrichten aus dem Peloponnes, aus Elis und Arkadien lauschten, wo sich die Natur selbst dem Aufruhr der Gemüther anzuschließen schien, indem sich die alte Erde der Götter und Drakel schüttelte, Felsen verschlang und siedende Quellen plötzlich emporstrudeln ließ, — während das ausgefogene rumänische Landvolk von seiner Regierung mit neuen, unerschwinglichen Steuern bedroht wurde und nur wenige Patrioten darob die Köpfe zusammensteckten, — unterhielt man sich in Bukarest umsomehr, als das Neue Jahr vor der Türe stand. Die sorglosen, steuerfreien Bojaren gaben den Ton an, tafelten, tanzten und spielten Karten, und die Bürger ahmten ihnen nach.

Bukarest blieb dem Ruße treu, den es längst hatte, dem Ruße einer gefährlich fröhlichen Stadt, in der es die Fanarioten und die Weiber den Männern schwer machten, sittenstreng und pflichtbewußt zu bleiben.

Was Wunder, daß Ion Urdareánu, obwohl er aus Baneássa mit den besten Absichten zurückgekehrt, am Neujahrsabend an der Tafel der Kira Arista, der reichen Kaufmannsfrau saß. Unsummen hatte sie der Radovánta gegeben, bis beide mit vereinten Kräften, mit Beschwörungen und Liebestränken, die nichts anderes waren als nervenreizende Gifte, den jungen Mann wieder in den Taumel der Vergnügungen hineingezogen. Sein Sinnenrausch ward umso wilder, als er ihm bisher fremd gewesen. Die strotzende Jugendkraft des Landbewohners konnte an Ausschweifungen leisten, was kein städtisches Herrchen mehr ertragen hätte. Und die Gesellschaft, in die er geraten, lehrte ihn, darauf eitel zu sein. — „Religion und Moral“ spintisierten die jungen Lebemänner aus der griechischen Schule, „sind in ihrem letzten Grunde nichts anderes als Vorschriften körperlicher Hygiene. So lang die Gesundheit eines Menschen also nicht unter seinem Lebenswandel leidet, hat er sich gegen Moral und Religion nicht vergangen. Und leidet die Gesundheit,“ folgerten sie weiter, „so gibt es Ärzte. Die müssen auch leben.“ Die Ärzte selbst aber, — mit wenigen Ausnahmen, — widersprachen dieser Beweisführung nicht, da ihnen die Folgen solcher Ansichten viel sicherer Geld eintrugen, als die Anpreisung der hippokratischen Wahrheiten „von der Diät“, deren glänzende Vertreter und Verfechter ihre Vorfahren bereits vor mehr denn zweitausend Jahren gewesen. Von dieser früh erreichten Höhe waren die griechischen Heilkünstler jetzt zum Charlatanismus herabgesunken und gebrauchten die ihrer Nation eigene Einsichtsfähigkeit auch auf diesem Gebiet, um das Laster in virtuoser Weise auszubeuten.

Ion Urdareánu saß bei Kira Arista, obwohl ihn

Sofiana Pantas auf den Knieen gebeten hatte, die Neujahrsnacht bei ihr zu verbringen. In drei Monaten hatte er es so gründlich gelernt, die Frauen zu verachten, daß er sie behandelte wie Sklavinnen. Er ließ sie um seine Gunst betteln und wählte aus, welche ihm gerade paßte. Seine Bechkumpane klatschten Beifall und sagten, er räche sie an den launenhaften Weibern. Aber in ihrem Innern waren sie voll Neids auf den „rohen, walachischen Bauern“.

Der Silberreichtum auf Kira Arista's Tafel war ebenso groß als der des Wojwoden. Sechs Armleuchter zu je zwölf Kerzen verbreiteten strahlendes Licht; die vielen Körbe und Schalen, in denen Süßigkeiten und Süßfrüchte gehäuft lagen, wiesen prächtige Arbeit in altitalienischem Stile auf; ihre Henkel zierten goldene Äpfel in silberner Blattrossette. Die Weine wurden aus goldenen Krügen kredenzt. Die Speisefolge nahm kein Ende.

Eustatie Simonidis, Arista's Gemahl, war Tuchhändler; auch pachtete er einträgliche Steuern, wie z. B. die Grenzzölle, und unter diesen mit Vorliebe den Zoll auf die Schweineausfuhr nach Osterreich, von dem das „Nadelgeld“ der Fürstin bestritten wurde. Damit letzteres reichlich sei, hatte sich der Wojwode von der Pforte einen Firman erkaufte, welcher die Schweine besonders hoch zu besteuern anbefahl, da sie eigentlich alle für den Bedarf der Stadt Bukarest bestimmt seien. Eustatie Simonidis zahlte die hohe Pacht, und — wurde steinreich dabei.

Sein ursprünglich scharfgeschnittenes Gesicht war jetzt fett und verquollen, der Blick verglast; schon nach einer halben Stunde hatte er den Arm um eine Frau gelegt, die nicht die seine war.

Arista's kohlschwarze Augen aber verschlangen förmlich den stolzen, goldblonden Kopf Urdareánu's, der wieder einmal unglaublich lang nüchtern blieb.

In das Singen, Fiedeln und Flöten der Lautenschläger mengte sich bald das Aufkreischen der Weiber und die trunkenen Scherze der Tischgenossen. Nach der Tafel wollten sie tanzen.

Der Tisch wurde an die Wand gerückt, die Zigeuner traten in die Mitte des Zimmers, und um sie herum gaben sich Männer und Frauen im Kreise die Hand.

Urdareánu saß auf einer Ecke des Divans, schlürfte ein Täßchen schwarzen Kaffee's und sah dem Tanze zu. Er wollte sehen, wie die Stadtleute das machten. Denn Hora, Kindia, Batáta, und wie die vielen Reigen alle hießen, kamen vom Lande. Hier, in Bukarest aber, waren sie kaum wieder zu erkennen. An Stelle der vornehmen Ruhe der Hora, der schwebenden Schnelligkeit der Kindia, des kühnen Schwunges der Batáta, gab es ein Schlenkern und Werfen der Glieder, bei dem die Männerkastane und Frauenröcke flogen, als würden sie ausgeklopft, und das Fleisch an den Körpern schlotterte. Die Köpfe wackelten hin und her, man schrie und quietschte. Eines der Lieder, die zum Tanze gesungen werden, wurde schließlich in ohrenbetäubender Weise gebrüllt: „Grüner, grüner Weidenbaum! Süßer, süßer Frühlingstraum!“ und wer von dem pöbelhaften Loben müde ward, der zog ein Weib mit sich ins Nebenzimmer, auf einen Divan.

Plötzlich warf Urdareánu seine Kaffeetasse weg, daß das feine Schälchen am Boden zersprang und die türkischgeschmückte Filigranhülle, in der es gesteckt, in eine Ecke rollte.

„Das nennt ihr tanzen?“ schrie Jon in den Lärm hinein. „Tschokois, die ihr seid!“ und indem er sich zwischen zwei junge Herrchen stellte, legte er ihnen die Arme auf die Schultern, aber so, daß sie meinten, an den schlanken, großen Altenier angeschmiedet worden zu sein. Sein Haupt und seine Schultern blieben fast unbeweglich, der Körper glich, in der Geschlossenheit seiner Glieder, einer lebendigen Säule, aber jeder Muskel tanzte, bis in die Fingerspitzen pulsierte der Rhythmus. — „Rascher!“ befahl Urdareánu den Zigeunern und hielt den Kreis dabei fast auf dem Platz, was doppelt ermüdete. Reu- chend machten sich die Paare los. Nur Jon's Neben- männer konnten seinem Griff nicht entfliehen. Sie waren bleich geworden. Es schien, als wolle er sie zu Tode tanzen und dabei verhöhnte er die Tschokois, die Griechen und ihre Dirnen. Denn jetzt war ihm der Wein zu Kopf gestiegen. Er suchte Händel. Und fand sie schließlich. Vier Tschokois überfielen ihn von rückwärts.

Das wüßte Gelage endete mit einer Prügelei.

Als Jon Urdareánu endlich Arista's Haus verließ und aus der dunstigen Hitze der Zimmer in die eisige Nacht hinaustrat, umzuckte ihn plötzlich ein so blendendes Licht, daß er fast taumelte.

Da fiel ihm ein, daß die Sage ging: in der Neujahrsnacht öffne sich manchmal der Himmel, und wer Zeuge dieses Wunders sei, der könne einen Wunsch tun, der sicher in Erfüllung gehe. Doch erlebe solches nur, wer reinen Herzens sei. Jon lachte spottend, wie er das jetzt gelernt: so war er also reinen Herzens, wie ein neugeborenes Kind? Schade, daß er dies nicht früher gewußt, denn in der Überraschung war ihm kein Wunsch eingefallen, sondern als ihn das Licht umhüllte, hörte er gerade

das Lied, das ihm nicht aus den Ohren ging: „Grüner, grüner Weidenbaum! Süßer, süßer Frühlingstraum!“ Nun das mochte als Wunsch gelten: sein Leben sollte einem Frühlingstraum gleichen!

Er stolperte heimwärts, indem er die scharfrhythmische Melodie bald laut, bald leise vor sich hin sang.

Daß das „Himmelslicht“ ein Schwindel gewesen, der seinen wirren und erhitzten Kopf befallen, als Jon Urdareanu ins Freie trat, konnte sich der junge Mann nicht denken, da ihm Ähnliches bisher nicht begegnet war.

---

Am Neujahrstag leuchtete die Sonne über Bukarest, aber eine Sonne mit Zähnen, wie der Volksmund sagt, deren Strahlen den glitzernden Raureif auf Bäumen, Gittern und Dächern nur härter zu machen schienen.

In den festlich stillen Straßen ertönten heute nicht die vielen verschiedenartigen Schreie und Rufe, mit denen herumziehende Verkäufer ihre Waren ankündigten, nicht einmal das eigentümlich glucksende, auf zwei Tönen modulierte: „D — u!“ der Wasserführer.

Durch den hohen Schnee stapften nur feiertäglich gekleidete Menschen, die Glückwunschbesuche machen gingen, ganze Familien, denen die Kinder mit der Sörkova, einer Blumenrute, voranschritten. Wochenlang hatte man diese Rute vorbereitet, um damit am Neujahrstage die älteren Verwandten, die Gönner und großen Herrschaften zu „schlagen“, sie bestand aus einem Apfel-, einem Birnen- und einem Rosenzweig. Die drei Reiser hatte man von den kahlen Bäumen gebrochen und dann in ein Gefäß gestellt, dessen Wasser täglich gewechselt wurde. Doch mußten Luft und Wärme in dem Raum, wo man



sie aufbewahrte, unverändert bleiben, was um so leichter war, als man die Fenster gegen die grimmige Kälte mit Tuchstreifen verklebte. Die Reiser begannen dann wirklich zu treiben, sogar Blütenknospen anzusehen, ja man konnte sie bis zum vollen Erblühen bringen, denn die Rumänin hat eine glückliche Blumenhand.

Häufig kreuzten sich die Sörkovaträger unterwegs mit dem „Pflüglein“, das von bäuerlichen Gratulanten, die aus den nächstliegenden Dörfern kamen, geführt wurde. Vier Ochsen zogen den Pflug, der mit einer Lanne geschmückt war, auf der bunte Bänder und Goldfäden hingen, und etliche Burschen gingen mit. Zwei oder drei schwingen Peitschen, deren lange Hanfschnüre mit seidnen Spitzen versehen waren, damit sie besser knallten. Ein anderer trug den „Stier“, eine kleine Trommel aus Ochsenhaut, durch die ein Kofshaarstrang gezogen wird, was ein tiefes, brüllendes Sausen gibt. Das Knallen der Peitschen, das Brüllen des „Stiers“, und das Läuten einer Kuhglocke waren feiertägliche Geräusche in der stillen, kalten Winterluft, die dem Neujahrstag die rechte Stimmung gaben.

Das Pflüglein zog von Hof zu Hof, und der Sprecher sagte die schöne „Colinda“ auf, den Glückwunsch der Landbebauer, der vom Aekern in der schwarzen Erde erzählt, vom Säen und vom Ernten, vom Korn, dessen Halme hoch und schlank sind wie Schilf, dessen Ähren rundlich wie Späzen, und dessen Körner wie Perlen sind; und vom Dreschen auf der Arja, dem Druschplatz, der „im Wege des Windes“ gelegen sein muß, damit der Luftzug die Spreu wegsege. Dann wünscht er dem Herrn reichen Erntesegen und auch der schönen Hausfrau, die er mit besonders zarter Bewunderung beschreibt: wie sie in die

Vorratskammer läuft, um das feinste Sieb zu holen, denn sie will mit ihren feinen, goldenen Händen den Bauernburschen den Neujahrskuchen backen, und so rasch läuft sie, daß ihre Pantöffelchen klappern, die Röcke fliegen und die Ohrringlein klingeln. Der geflochtene Kuchen aber, den Zucker und Honig versüßen, wird wunderschön, er strahlt wahrhaftig wie Christi Angesicht und erleuchtet das ganze Haus, wenn er auf dem Tische steht. Schließlich versichert der Sprecher, daß er gern noch länger bliebe, um ohne Unterlaß Gutes zu wünschen, doch würde es Zeit zur Heimkehr ins Dorf, denn sei auch das Herrenhaus schön mit Schindeln gedeckt, mit weißem Kalk bestrichen und mit Gold verziert, so ist dem Bauern seine eigene Hütte, und wäre sie auch bloß mit Dünger verklebt, dennoch lieber, weil sie eben ihm gehört. Und überdies müßten die Burschen nun heim, damit die Mädchen am Neujahrsabend nicht ungeküßt blieben!

Für den, der hören und verstehen wollte, spiegelte sich in der schlichten Colinda des rumänischen Bauern ganze Seele ab: seine tiefe, gesunde Liebe zum Boden und zum Ackerbau, sein feiner Sinn für Bornehmheit, seine weise Genügsamkeit, die neidlos auf den Reichtum des Herrn sieht und stolz den eigenen geringen Besitz preist, und am Schlusse die anmutig scherzende Fröhlichkeit.

Wie die Blume ein Zeugnis ablegt für die Bodenbeschaffenheit, so tut es das Volkslied für die Sinnesart einer Nation: unbewußt, naturnotwendig. Dem Volkslied sollen kluge Herrscher lauschen.

Wer aber lauschte ihm in Bukarest?

Zwar ließ man den Bauern durch die Diener Gaben austheilen. Doch verstanden die Griechen die rumänische Colinda nicht, und die Bojaren hörten sie nicht an.

Im Hofe des Bischof von Ardjesch aber stand Tudor Bladimirósku. Er verlor kein Wort und musterte alle Burschen, die mit den Pflügen auf dem harten, knirschenden Schnee hereingezogen kamen. Er fragte, aus welchen Dörfern sie seien und wie es ihnen gehe. Aber da sie ihn nicht kannten, antworteten sie zurückhaltend, ohne zu klagen, meist mit einem Scherzwort, weil es Festtag war. Tudor kannte ihre Art genau, war er doch selber ein Bauernsohn, und er freute sich ihrer Verschlossenheit. Wer die Kraft hat, zu schweigen, hat auch Kraft zur Tat.

Als der letzte Pflug den Hof verließ, kam Marion von seinen Neujahrsbesuchen zurück.

Er sagte, er sei durchgefroren, bestellte Glühwein und war übellaunig, was bei ihm zu den Seltenheiten gehörte.

Nach einiger Zeit trat er rasch bei Tudor ein, — seine geistliche Würde und Kleidung behinderten seine Lebhaftigkeit in keiner Weise, — und sprach: „Freund, ich hab' es mir hin und her überlegt, aber hole der Teufel die Diplomatie. Es ist am besten, einem gerechten Mann wie dir die Wahrheit zu sagen.“

Bladimirósku sah von dem Brief auf, den er gerade schrieb und legte die Feder hin, womit er zeigte, daß er zum Hören bereit sei.

„Ich komme von Pini,“ fuhr der Bischof fort, „der teilte mir mit, daß ein gewisser Simonidis, ein Tuchhändler, ein Schweinehund, heute bei ihm geklagt hat, ein Bewohner meines Hofes habe ihm gestern Abend beim Festschmaus den Hausfrieden gebrochen, ihn und seine Gäste furchtbar verhaun — Gott segne ihn dafür! — und ihm sein Weib verführt. Das würde aber nicht viel

bedeuten, wenn der Simonidis, wie fast alle Zollpächter, nicht russischer Untertan wäre, seines Reichthums wegen von Pini geschätzt würde und es daher leicht hätte, den Konsul gegen andere Leute aufzuheizen.“

Tudor fragte langsam: „Und wer war jener Bewohner deines Hofes?“

„Oh! wer wird es sein!“ warf der Bischof kurz hin, „ein Kind wird er sein, ein dummer Junge, der es nicht so schlimm gemeint hat, den die Schweinehunde zuerst verführt haben, und ihn dann anklagen.“

Vladimirésku klatschte dreimal in die flachen Hände, und ein Pandur trat ein.

„Preda,“ sagte der Kreishauptmann, „bringe mir den Jon Urdareánu,“ und als Preda nicht sofort das Zimmer verließ, setzte Tudor hinzu: „D u b r i n g s t ihn diesmal.“

„Zu Befehl, Herr,“ antwortete der Pandur und ging.

Der Bischof wußte, daß sich das Gewitter, welches seit langem gegen Jon in der Luft lag, seit heute Morgen, wo alle Oldenier zum Glückwunsch erschienen waren, nur Urdareánu nicht, noch drohender gestaltet, und daß er es mit seinem Bericht über Pini's Klage nun vollends zum Ausbruch gebracht hatte. Aber dies war notwendig gewesen, um noch schlimmere Dinge, wie z. B. die Ungnade des allmächtigen Russen, zu verhüten. Auch hatte Marion die Sache so günstig wie möglich, den Fehler gleich mit seiner Entschuldigung dargestellt, weil er den blonden Burschen selbst gern mochte, und weil er wußte, wie sehr der gestrenge Kreishauptmann an dem Sohn seines Freundes Urdareánu hing.

Nun fragte er sich, ob er bei dem peinlichen Verhör bleiben solle oder nicht.

Tudor aber sagte kurz: „Ich wünsche, daß du zugegen seist, Vater.“

Es war sonderbar, wie dieser einfache Kreishauptmann das Befehlen verstand, und wie Seine Heiligkeit der Bischof diesen Ton natürlich fand. Das kam von dem heiligen Ernst in Tudor's Seele.

---

Als man Jon Urdareánu am Neujahrsmorgen hatte wecken wollen, war dies ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Rütteln und sogar das Emporheben des Oberkörpers und Wasser ins Gesicht spritzen hatte nichts geholfen. Jon blieb liegen wie ein Toter, nur daß seine Glieder nicht steif und kalt waren.

Auch jetzt hielt es noch schwer, ihn munter zu machen. Endlich erschien er in Tudor's Zimmer.

Diesmal aber ließ es der Bandurenhauptmann nicht bei schweigenden Wortwürfen bewenden. Furchtbar fuhr er ihn an: „So hältst du dein Wort? So wahrst du deine Ehre? Einen Hund, der auf jedes Menschen Pfiff hört, nennt man eine elende Bestie. Wie soll man den Banduren nennen, der auf den Pfiff der Tschokois hört? Was suchtest du bei ihnen? Ihren Aussatz, ihre Krätze? Glaubst du, ich werde dir gestatten, ihre gottverfluchte Seuche unter meine Leute zu bringen?“ und ein Blick der Verachtung fuhr wie ein Blitz an Urdareánu's Gestalt herunter.

Freilich lag heute in des jungen Mannes Haltung nichts Stolzes. Seine Gesichtsfarbe war fahl, die Augen erloschen; es machte ihm sichtlich Mühe, fest auf den

Füßen stehen zu bleiben, und dieser Anblick entfachte des Barutschik Empörung immer mehr.

Doch fing Urdareánu an, sich unter den tausenden Sieben der Worte Bladimirósku's aufzurichten. Und als Tudor ihn noch einmal anschrte: „Was suchtest du bei den Tschokois?“ erwiderte Jon, indem seine Zähne zwischen den blassen Lippen blinkten: „Ihre Rücken, die ich durchgebläut habe.“

Der Kreishauptmann ließ seine Faust krachend auf den Tisch niederschmettern: „Du Nas!“ brüllte er, „du fängst wahrhaftig an zu faulen: du hast spotten gelernt! Lachen, wo nicht gelacht werden darf! An ihrem Lachen werden die Tschokois ersticken. Denn nichts ist ihnen heilig, und nichts ist ihnen fürchterlich. Sie lachen über des Volkes Elend, wie über ihre eigene Sünde. Weil du dich mit den Kazaóns herumgebalgt hast, glaubst du, besser zu sein als sie? Bist du mit der Waffe in der Hand ihnen entgegen getreten, in ehrlichem Kampf? Nein, der Wein hat dich zum Helden gemacht. Schmach über dich! Ich hielt dich für einen Mann, der seinen Begierden gebieten kann, und du bist ein Rohr im Winde. Einer heiligen Sache hast du dich gelobt und hast dann Spott mit ihr getrieben. Hund du, Berrä ...“

Doch bevor Tudor das schlimmste aller Worte aussprechen konnte, trat der Bischof vor ihn und erhob das Kreuz, das er an goldener Kette auf der Brust trug, mit derselben großen Gebärde, als hielte er es in der Kirche zur Anbetung empor, und während Bladimirósku mitten im Worte stecken blieb, wandte sich der Priester, sah Urdareánu an und deutete gebieterisch nach der Thür.

Jon verließ das Zimmer.

Dann blieb es eine zeitlang still. Tudor hielt seine geballte Rechte auf die Brust gepreßt, stützte sich mit der Linken auf den Tisch, sah zu Boden, und sein Atem keuchte. Endlich hob er den Kopf und warf einen zornfunkelnden Blick auf Klarion, indem er grollte: „Wärest du kein Priester . . .“

Klarion sprach ruhig: „Aber ich bin ein Priester.“

Dann als Tudor begann, mit auf dem Rücken verschränkten Händen auf und ab zu gehen, wußte der Bischof, daß sich wieder mit ihm reden ließ. Und er fragte: „Bist du nicht auch einmal jung gewesen?“

Der andere wanderte hin und wieder, und seine finsternen Augen schienen in weite Fernen zu schauen. Endlich sagte er: „Ich bin nie jung gewesen. Denn der alte Schmerz meines Landes hat schon meiner Jugend das Lachen verwehrt.“

„Eine Apostelseele,“ dachte Klarion. Laut sprach er: „In den Bergen gibt es Felswände, die den Donner und die rufenden Stimmen hallend zurückwerfen. Aber es gibt auch solche, die es nicht tun. Dennoch sind beide von Gott so gewollt, wie sie eben sind.“ Und dieses Gleichnis wirkte überzeugender auf den Bauernsohn, der es von Kindheit auf gewohnt war, die Wahrheit in der Natur zu suchen und zu finden, als eindringliche Vorstellungen über Altersunterschied und Nachsicht.

Eine volle Viertelstunde sann der Pandur den Worten des Bischofs nach, erwog sie bei sich und bemühte sich redlich, dem Willen Gottes, der die Felsen verschieden schuf, gerecht zu werden.

Dann setzte er sich an den Schreibtisch, tauchte die Quillfeder in das Tintenfaß, sagte dem klugen Freund:

„Du hast recht,“ und fing an zu schreiben. Marion erhob sich, um zu gehen.

„Heiliger Vater,“ hielt ihn Tudor zurück, „da ich für den Sohn meines Freundes Urdareánu verantwortlich bin und ihn den Versuchungen dieser elenden Stadt nicht länger aussetzen darf, schicke ich ihn morgen früh nach Karákal, zu Janku Jiánu.“

„Gut,“ sagte Marion, hielt aber plötzlich inne, fuhr sich durch den Bart und meinte: „Du weißt wohl, was es heißt, um diese Jahreszeit nach Karákal zu fahren? Die Wölfe sind bereits in den Vorstädten Bukarest's erschienen. Auf dem Lande machen sie das Reisen lebensgefährlich. Du schickst ihn den Untieren in den Rücken.“

Da schlug Tudor mit der Faust auf den Tisch: „Besser den Wölfen als den Huren!“

---

Tief erbittert ging Ion in seine Kammer zurück. Wie alle Leute, die einundzwanzig Jahre alt sind, wußte er ganz genau, was er getan hatte, und besonders was ihm schaden konnte und was nicht. Überdies hatten Tudor's große Heftigkeit und die absichtliche Wucht seiner Vorwürfe anstatt des jungen Mannes Gewissen, seinen Troß geweckt, wie das bei kraftvollen Naturen zu geschehen pflegt. Und trotzigen Herzens fuhr er am nächsten Morgen von dannen. Der Kreishauptmann hatte ihn nicht mehr zu sich beschieden, sondern ihm einen Zettel gesandt, darin stand: „Überbringe diesen Brief dem Bojaren Janku Jiánu in Karákal und tue, was er dir sagen wird. Joniža Balanésku begleitet dich.“

Raum aber war der Schlitten, in dem Ion mit dem



Bänduren Balanésku saß, zum Hofstor hinaus, als Preda ihm laut rufend nachgelaufen kam.

Der Kutscher hielt.

„Hier, Urdareánu,“ sprach Tudor's Vertrauter, indem er einen riesigen Wolfspelz in den Schlitten legte, „der Sludjér sagt, der Mantel, den du trägst, sei dünn wie eine Zwiebelschale.“

„Für mich ist er warm genug,“ erwiderte Jon ungnädig.

„So zieht diesen da der Balanésku an,“ meinte Preda gleichmütig, „Gott befohlen,“ und kehrte in den Hof zurück.

Die Pferde griffen wieder aus.

Balanésku lächelte schweigend vor sich hin. Er wußte, daß es einen Zusammenstoß zwischen Tudor und Urdareánu gegeben, ahnte auch weshalb, und freute sich, daß der Parutschik dennoch nicht umhingeconnt, für den jungen Mann väterlich zu sorgen.

Jon aber ließ den Pelzmantel vollkommen unbeachtet; sein warmes junges Blut trockte dem Frost, selbst draußen auf dem Flachland, wo der Wind mit den mächtigen Schneetüchern spielte, in die er pfeifend hineinfuhr, daß sie in unabsehbarer Reihe am Schlitten vorbei in die weiße Ferne tanzten.

Das leichte Gefährt flog auf der großen Poststraße dahin, die nach Oldenien führte, auf der es Poststationen gab, die ungefähr zwei Stunden von einander entfernt waren, wo man Pferde wechseln konnte. Freilich war jetzt von der Straße kaum etwas zu sehen, dafür bildeten aber auch die brückenlosen Flüsse keine Hindernisse mehr, denn sie lagen im Eise fest und rührten sich nicht. Dörfer

gab es fast keine. Sie hatten in Rumänien wenig Bestand: bald brannten sie die Türken nieder, bald flohen die Bewohner vor der Steuerlast in die Nachbarländer. Zumal im Distrikt Teleorman war die Einöde gewaltig, denn seine Südgrenze bildet eine Donaufurt, die von den Feinden fleißig benützt wurde. Und dennoch deuteten die Namen der uralten Verkehrswege in diesem Distrikt auf Reichthum und blühenden Handel; da gab es von Süden nach Norden die Schaffstraße und die Salzstraße, von Osten nach Westen die Butterstraße und die Wachsstraße. Und seiner ganzen Länge nach wurde Teleorman vom Trajanswall durchzogen, der in kühner Geradheit von der Donau bis an die Karpathen führte. Der Gegensatz zwischen der Wüstenei und den freundlichen, schönen Benennungen ihrer Verkehrsadern kam daher, daß Gott das Land reich gemacht, die Türken und Fanarioten aber es ausfogen.

Um Sonnenuntergang näherten sich die Panduren dem Dorfe Balátsch, das halbwegs zwischen der Hauptstadt und Karákal lag, auf dem Stammgut der Großbojaren Balatschánu, deren Tollkühnheit in alten Volksliedern gepriesen wurde, Liedern aus vorfanariotischer Zeit, denn im Jahre des Herrn 1820 gab es keine „tollkühnen“ Großbojaren mehr.

Der ganze Himmel war zartgrau, und nur am Horizont schimmerte ein pfirsichroter Streifen, der allmählich an Leuchtkraft zunahm, bis die sinkende Sonne auf einmal in roter Pracht mitten darin stand und die matten Schneeflächen rosig anglühte. Dann verschwand sie so rasch, daß man fast meinte, das Drehen der Erdfugel wahrzunehmen. Und nun begann das obere Gewölk durch bisher unsichtbare Risse blutig zu strahlen.

„Morgen gibt's Sturm,“ meinte Balanéstu.

Die Nacht verbrachten sie im Postwirthshaus, wo sie Abenteuer von erstorenen Wanderern, von Räubern und Wölfen hörten. Erzählten Zigeuner diese Geschichten, so rollten ihre Augen dabei, und sie stießen hohle Kehllaute aus wie der Wind oder wie wilde Tiere; erzählten Griechen, so geschah dies laut, aufgereg't, mit zappelnden Bewegungen. Die Rumänen schwiegen meist, denn sie hatten Nerven von Eisen und standen mit dem Tod von jeher auf vertrautem Fuß.

---

Sowie es tagte, brachen die Banduren auf.

Sie sausten im weißen Sturm dahin, der immer ärger wurde, je näher sie dem Olt kamen. Zum Glück hatten sie den Nordostwind im Rücken. Doch war es manchmal, als müsse der kleine Schlitten mit den sieben leichtfüßigen Pferden, die kaum den Boden zu berühren schienen, von einem besonders gewaltigen Schneewirbel in die Luft gehoben werden.

Als sie eine Art Hohl-gasse zum Olt hinunterfuhren, erscholl plötzlich vielstimmiges, heulendes Gebell zu beiden Seiten, und an den Böschungen, die oben bewaldet waren, jagten dunkle Tiere herab.

„Wölfe!“ schrie der Kutscher. „Feuer!“

Zon und Balanésku rissen ihre Pistolen aus den Gürteln und schossen mit beiden Händen zugleich rechts und links in das keifende, mit den Zähnen klappernde Rudel.

Da stürzte eines der vier Vorderpferde, und der Schlitten stand, während sich die übrigen Pferde in wüthen-der Angst laut wiehernd häumten.

„Ich schneide es los!“ schrie Urdareánu, legte seine Pistolen auf den Sitz und schwang sich über den Rand

des Gefährts. In zwei Sätzen war er zu Häupten des gestürzten Tieres und zerteilte mit wenigen zielsicheren Stichen seines Messers die Riemen. Um ihm dies zu ermöglichen, hatte auch Balanésku die Zügel anfassen müssen, da zwei Arme allein den tosenden Anäuel der übrigen sechs Pferde nicht mehr meistern konnten.

Da das Schießen aber aufgehört, rückten die Wölfe mit Geheul näher, und als Urdareánu zurückrannte, sah er einen Wolf auf Balanésku's Rücken springen. Mit einem Satz war Jon im Schlitten, riß das Tier an sich und schleuderte es mit solcher Kraft empor, daß es weitab in den Schnee versank. Doch wäre er selber durch die Wucht des Schwunges und bei dem plötzlichen Anziehen und Davonrasen der Pferde fast mit herausgestürzt, hätte sich nicht Balanésku, der jetzt wieder die Hände frei hatte, umgedreht und ihn gehalten.

Dies war alles wortlos vor sich gegangen. Jetzt sagte Balanésku: „Dem Herrn sei Ehre und Preis, und meinem dicken Pelz. Gott lohne es dir, Urdareánu.“ Dann begannen beide Panduren, sich im Heu und in den Decken zurecht zu wühlen, die vom Ringen und Stampfen verschoben worden waren.

Ein violetter Schimmer in dem niederfallenden Schnee, kündete, daß irgendwo die Sonne sank. Zwar hatten sie den Ort hinter sich gelassen, aber nun hieß es, Karákal erreichen, bevor es dunkel wurde.

In dem engen, hölzernen Gefährt saß man dicht nebeneinander.

Und plötzlich sagte der ältere Pandur: „Mir scheint, du frierst, Urdareánu?“

„Ich friere nicht,“ erwiderte Jon mit steifen Lippen.

Nach einiger Zeit jedoch beharrte Balanésku wieder: „Du frierst. Ich fühl' es. Du schauerst in einem fort zusammen. Du bist wohl verletz, sonst wäre es dir heiß, wie mir.“

„Vielleicht,“ gab der andere zurück.

Balanésku zog unter dem Kutschbrett den verschmäh-ten Mantel des Sludjér Tudor hervor, und ehe Ton widersprechen konnte, hatte er ihn darin eingehüllt. Dann fragte er: „Wo bist du verwundet?“

„Am linken Arm. Weiß der Teufel, wie die Wolfszähne dahin kamen.“

---

Es gehörte die ganze Landesvertrautheit des Kutschers dazu, um Karákal im Schneetreiben zu finden. Seit Balátsch hatten sie die Poststraße, die geradenwegs nach Slátina weiterführte, verlassen und eine südliche Richtung eingeschlagen. Hier unterbrach keine Pferdestation mehr die Einöde. Weder Wälder noch Dörfer bildeten ein Wahrzeichen, nach dem man sich hätte richten können.

Bei einbrechender Dunkelheit aber fuhren sie zwischen geflochtenen Weidenzäunen dahin, auf deren mit dürrem Rankenwerk breit überwachsener Kante hohe Schneekissen lagen.

„Karákal!“ sagte Balanésku erleichterten Herzens.

Tief geduckt lag das Städtchen an der breiten Brust der oltenischen Ebene. Man haute nicht hoch in Rumänien, denn vor den furchtbaren Winterstürmen waren niedere Häuser mit breitem Dach sicherer als ragende Gebäude, und der Glut des Sommers entging man am besten in den unter schattenden Bäumen sich bergenden Wohnstätten, die auch durch den Bridvór, eine säulengetragene

Altane, auf zwei oder drei Seiten vor dem Sonnenbrand geschützt wurden.

Nicht einmal die Hoshunde in Karákal bellten, als die Schlittenglocken in der Dämmerung durch den Ort himmelten, geschweige denn, daß sich Menschen auf den Gassen gezeigt hätten. Vor dem bitteren Winter hatte sich alles Leben in die Häuser verkrochen, über deren Schindel- und Binsendächern der Sturm weiße Rauchfahnen schwenkte.

Endlich bogen die Pferde durch ein gemauertes Tor in einen großen Hof.

„Was?“ rief Balanésku. „Sind wir angekommen?“

„Lut's dir leid?“ gab der Kutscher zurück.

„Ei, daß dich! Kann's ja kaum glauben,“ lautete die Antwort. „Ich wußte nicht mehr, was ich tun sollte, damit mir der Junge wachbleibt, denn wer bei dieser Kälte einschläft, erfriert.“

Noch standen die Pferde nicht, als oben auf dem Bridvör, dessen weiße Kleeblattbogen in der hereinbrechenden Dunkelheit schwach sichtbar waren, eine Tür geöffnet wurde und eine Männerstimme klang: „Wer ist da?“

Da rief Jon Urdareánu laut zurück: „Ein Bote des Gludjér Tudor Vladimiresku aus Bukarest an den Bojaren Janku Jiánu.“

„Willkommen! Nur rasch herauf!“

Aber dieser Einladung Folge zu leisten, erwies sich als nicht ganz leicht. Denn hatte Jon beim Klang der Stimme des Bojaren Jiánu seine in der Erstarrung schläfernden Sinne auch zum vollen Bewußtsein seiner Botenwürde zurückgezwungen, so gehorchten ihm doch die Glieder nicht mehr. Wie eine zweischneidige Klinge aus

Eis war ihm die Kälte durch die Wunde am Arm in den Körper gedrungen, so daß er sie bis in die Lungen und bis ins Herz verspürte.

Zu Urdareánu's großem Ärger rief nun Balanésku: „Mein Gefährte ist verletzt!“ worauf der Bojar Jiánu einen Pfiff ausstieß, der ebenso schneidend gellte, wie der Sturm draußen auf der Ebene, und der den Hof lebendig machte.

Diener kamen gelaufen. Der erste am Schlitten aber war der Hausherr selber.

In wenigen Minuten befand sich Urdareánu oben, in einem Zimmer, doch konnte er von seiner Umgebung nicht mehr viel wahrnehmen. Mit letzter Kraft bezwang er das fliegende Zittern seiner Glieder und das Klappern seiner Kinnbacken, zog einen Brief aus dem Gürtel, wobei ihm Balanésku helfen mußte, und überreichte ihn dem Bojaren.

Das grautweiße, viereckig gefaltete Papier trug die Überschrift: „Seiner Gnaden dem Pitár Jon Jiánu.“ Rasch erbrach der Empfänger die zwei Siegel auf der Rückseite, trat in den Schein der Kerzen, die auf einem Tisch brannten, und überslog den in cyrillischen Buchstaben klar und schön geschriebenen, kurzen Inhalt: „Freund Jiánu, mache dich sobald als möglich auf den Weg und sammle deine Leute für die bewußte Arbeit. In einem Monat fangen wir an zu pflügen. Dein stets zu jedem Dienst bereiter Bruder Theodor.“

Der Bojar warf das kühne Haupt zurück und drückte die Faust mit dem Brief an die Brust. „Endlich,“ kam es ihm mit verhaltenem Jubel aus tiefster Seele.

Doch als sein Blick auf Urdareánu fiel, den Balanésku und die Diener auf den Rand des Divans nieder-

gelassen hatten, wo der junge Mann mit blutüberströmtem Arm und geschlossenen Augen saß, steckte Janku Zianu den Brief zwischen die Knöpfe seiner schwarzweißen Weste, — denn dieser Bojar trug oltenische Bauernkleider, — und rief fröhlich: „Den Überbringer so guter Botschaft wollen wir bald heilen! Alexe, Mutter Miroáia soll kommen. Sag ihr, es handelt sich um einen Wolfsbiß,“ und leise setzte er hinzu: „Bring mir auch ein rotes Eisen.“ Da man nie wissen konnte, ob ein Wolf nicht toll war, schien es am sichersten, die Wunde vorerst auszubrennen.

Mutter Miroáia hieß die Beschließerin, das altehrwürdige Hausmöbel, das auf keinem Bojarenhof fehlen durfte. Während alle anderen dienstbaren Geister leib-eigene Zigeuner waren, nahm man als Beschließerin gewöhnlich eine freie Rumänin, oft eine entfernte, arme Verwandte oder ein Mitglied irgend einer Beamten-, Kaufmanns-, Kleingrundbesitzersfamilie, die „zum Hof“ des reichen Bojaren gehörte, d. h. ihm zu Dank verpflichtet war. Frau Miroáia besaß alle Eigenschaften ihres Amtes: ein stilles, geräuschloses Wesen, Augen, denen nichts entging, genaue Kenntniss der Arzneien und leidenschaftliche Mütterlichkeit. Sie kam mit einer Flasche voll rubinroten Johannisöls, dem unfehlbaren Wundheilmittel, und einer zweiten voll Blumentwasser, um damit die vom Sturm verbrannten Augen des Verletzten, deren Netzhaut ganz braun geworden, zu baden.

Aber so geschickt und bewandert die Miroáia in der Wundpflege war, stand ihr der Bojar Janku in diesen Dingen nicht nach. Und dabei mußte die Beschließerin ihn immer wieder verstohlen ansehen, denn kannte sie auch die Raschigkeit seiner Bewegungen, so lag doch heute ein Feuer ganz besonderer Art darin. Ja, die verhaltene



Freudigkeit in seinem Wesen, im Strahlen seiner grau-grünen Augen war so groß, seine Liebenswürdigkeit so ansteckend, daß Urdareánu selbst beim Schmerz, den ihm das Ausbrennen der Wunde und das Auftauen seiner durchfrorenen Gliedmaßen verursachte, zuweilen lächeln mußte.

Endlich sagte Ziánu: „So, jetzt quälen wir dich nicht länger, und Mutter Miroáia mag dich in Schlaf singen, junger Held. Gott befohlen. Er hat euch heute sichtbarlich behütet.“ Damit verließ er das Gemach.

Noch jagte der Sturm durch die Lüfte, und was am Hause irgendwie beweglich war, klapperte, freischte und wurde gerüttelt. Mit einemmal schien es sogar wie Donner in den Flur herein zu rollen, und zwar geschah dies, als Herr Janku die Haustüre öffnete und auf den Bríd-vór hinaustrat. Die Nacht war eisig. Im Hof sausten die Bäume hohl wie die See.

Ziánu aber dehnte die Brust, breitete die Arme aus, als wolle er den Orkan ans Herz schließen und dankte Gott für Tudor's Botschaft. Denn dieser ehrsame junge Bojar war etliche Jahre Haiduck gewesen und vor dem Tode am Galgen nur dadurch bewahrt worden, daß sich das Hoffräulein Sultana Galaschésku erbot, ihn zu heiraten. Dies hatte sich vor drei Jahren ereignet. Ihr zuliebe gelobte er damals den ihm verhafteten Griechen Urfehde, verließ die Wälder, bezog wieder sein Gut Olténi und sein Haus in Karákal und tat keinem Janarioten mehr etwas zuleide. Aber dies fraß ihm das Herz ab. Denn so oft seine schöne, kluge Gattin meinte, ihn mit der neuen Lebensweise ausgeföhnt zu haben, kam eine Nachricht vom Lande oder aus einer Stadt über Erpressungen, Ungerechtigkeit, schamlose Sittenverderbnis, „Ra-

tachrisis“, wie das griechische Wort für Mißbräuche jeder Art lautete, und dann gab es stürmische Zeiten im Hause des Pitár Janku Ziánu, dann beriet sich Sultana mit dem vertrauten Diener ihres Mannes, dem Leibeigenen Alexe, der ihn einst auf allen Rachezügen begleitet, und sie fanden stets, daß die Jagd und tagelanges Durchstreifen von Wald und Berg das einzige Mittel sei, um den Bojaren einigermaßen zu beruhigen.

---

In ihrem Zimmer saß Frau Sultana auf dem Divan und stützte den Kopf auf die Hand. Die Arbeit, eine feine Weißstickerei, hatte sie beiseite gelegt und dabei zu ihrer Freundin, Safta Poienáru, gesagt: „Schon eine Stunde lang geht er da draußen in Nacht und Sturm auf und ab. Was mögen ihm die Fremden für Nachricht gebracht haben?“

Das junge Mädchen ließ auch ihre Handarbeit in den Schoß sinken, hob den stolzen Kopf mit den nußbraunen Scheiteln, sah vor sich hin und sprach dann herb: „Was wird es sein? Eine neue Niederträchtigkeit.“

Da streckte Sultana die gefalteten Hände aus und rief gequält: „Safta, Safta, ich habe unrecht getan, diesen Mann an mich zu fesseln!“

„Ohne dich wäre er eines elenden Todes gestorben.“

Die junge Frau ließ die Arme sinken und seufzte ratlos. Fast nie sprach sie von diesen Ereignissen. Aber heute war ihr Herz zu voll. Seitdem die unbekanntenen Gäste angekommen, hatte sie weder ihren Gatten noch Mutter Miroáia erblickt und nicht gewagt, aus eigener Macht das Zimmer zu verlassen. Denn hätte er ihre

Gegenwart gewünscht, so würde Janfu sie gerufen haben. Aber daß er, nachdem er die Fremden aufgenommen und für sie gesorgt, nun allein in die brausende Nacht hinausstürmte, war ein Zeichen großer Erregung bei ihm, und Sultana's Herz zog sich in schmerzlicher Eifersucht zusammen, in Eifersucht auf ihres Mannes Gedanken und sein anderes Selbst, das gefesselte!

Da fuhr wieder die donnernde Windsbraut in den Flur und drohte, alle Türen im Hause aus den Angeln zu heben.

Safta stand auf. „Herr Janfu kommt,“ sagte sie, raffte ihre Arbeit zusammen und verließ das Zimmer.

Und Herr Janfu kam herein, als wäre er der Sturm selber, nahm seine Frau in die Arme und drückte sie an seine Brust. Er duftete nach Kälte.

Still schlug sie die braunen Augen zu ihm auf. Sein Antlitz leuchtete, die Nasenflügel bebten, ein Licht brannte groß und wild in seinem Blick.

Doch nachdem er sie, als wäre sie ein Kind, ein paar-mal hin und her gewiegt, stellte er sie lachend auf den Boden und begann, ihr von den Gästen zu erzählen; den Urdareánu habe er als Knaben, vor Jahren, bei seinem Bruder Michael Ziánu kennen gelernt. Es sei ein tüchtiger Bursch aus ihm geworden, der seinem Gefährten heute das Leben gerettet. Die Urdareánu aus dem Distrikt Mehedintz gehörten zu den ältesten Geschlechtern des Landadels, die meistens einen viel reineren Stamm-baum besäßen als die Großbojaren, weil sie sich weder zum Zeitvertreib mit Zigeunern, noch aus Politik mit Fanarioten vermischt. Nach einem Abenteuer, wie das der beiden Panduren hätten sich Tschokois nicht zu fassen gewußt vor „Hysterikalen“, während diese Ottenier

lachend davon sprachen, d. h. Balanésku habe erst dann gelacht, als ihm versichert wurde, Jon's Verletzung sei nicht gefährlich.

Plötzlich unterbrach er sich. „Warum antwortest du nicht, Sultana?“

„Weil du wohl sprichst, aber mir nichts sagst, Janfu.“

Freilich hatte sie sich, bevor Jíanu eintrat, vorgenommen, ihrer Würde nichts zu vergeben und sich um Dinge, die er ihr verschwieg, nicht zu kümmern. Daß er sie aber durchaus als Kind behandelte, dem man nur Unwesentliches erzählt, hatte sie um ihre Selbstbeherrschung gebracht.

Schon zuckten seine Brauen. „Was soll ich dir denn sagen?“

Sie hob den Kopf und entgegnete: „Was dir beliebt, Gebieter. Ich frage ja nicht.“

Sultana wußte, wie unangenehm ihn das Wort „Gebieter“ in ihrem Munde berührte, zumal sie es nur im Streit mit kühlem Stolz und einem Anflug von spöttischer Überlegenheit gebrauchte, ihm damit zu verstehen gebend, daß er sich „wie ein Türke“, d. h. sinnlos tyrannisch benahm. Er murzte dann gewöhnlich etwas wie: „Altenischer Starrkopf“, und besann sich, je nach dem Anlaß, mehr oder minder rasch auf seine Ritterlichkeit, denn er gehörte zu den groß angelegten Naturen, die es tief beschämt, als Tyrannen zu gelten.

Heute aber erwiderte er gar nichts, wandte sich nur auf dem Fleck um und ging hinaus, indem er die Türe ebenso unsanft behandelte, wie es vorhin der Wind getan.

Sultana blieb regungslos sitzen und sah zu Boden. Sie bereute. Die Freude, endlich einmal eine gute Nachricht erhalten zu haben, hatte die junge Frau, anstatt sie

mit Zanku zu teilen, ihm verbittert. Jetzt mochte sie sich allerdings Vorwürfe darüber machen, daß sie sein Leben in Bahnen gezwungen, die ihm fremd waren, an Stelle des herrlichen Kampfes um Freiheit und Gerechtigkeit ehelichen Zwist gesetzt hatte. In ihrem Herzen nahm die kluge, temperamentvolle Altenierin Partei gegen sich selbst, gegen die verletzte Gattin, sprang auf, lief hinaus und suchte ihren Mann.

Sie fand ihn im Rauchzimmer vor dem großen Stern aus Waffen, der an der Wand, auf einem Teppich angebracht war. Mehrere Pistolen, Dolchmesser und Pulverhörner lagen wie zur Auswahl auf dem Divan.

„Verzeihe mir, Zanku,“ sagte sie.

Er maß sie mit einem eigentümlich funkelnden Blick, den sie an ihm nicht kannte, und bei dem es ihr kalt ums Herz rieselte, ein Blick, wie er wohl jene einst getroffen, die dem Haiducken Zianu feindlich in den Weg getreten.

Unwillkürlich nahmen ihre Augen den Ausdruck tieftrauriger Angst an, Angst davor, daß er ihr plötzlich so fremd gegenüberstand.

Das brachte ihn an ihre Seite. „Du fürchtest dich doch nicht vor mir?“ sagte er rasch und legte ihr beide Hände auf die Schultern.

„Ich fürchte mich nicht,“ antwortete sie, indem sie das Beben ihrer Lippen bezwang.

„Du willst, daß ich dir sage, was für Nachrichten mir die Panduren gebracht?“ fuhr er fort. „Gut. Aber wenn ich es dir sage, so denke daran, daß du es gewollt hast.“

„Ich werde nur an dich denken, Zanku.“

Bei diesem Wort hingebender Selbstlosigkeit schloß er sie in die Arme, mit einer großen, einhüllenden Gebärde, die Sultana besonders an ihm liebte. Dann trug er sie

auf den Divan und ließ sie mit einem Arm darauf nieder, während er mit dem anderen die Waffen fortschob, um ihr Platz zu machen.

„Tudor Vladimiresku hat mich gerufen,“ sagte er. „Sowie sein Bote ein Pferd besteigen kann, brechen wir auf und sammeln meine einstigen Genossen, die ich ihm zuführe. Den Plan haben wir im Sommer festgestellt. Was ich allein nicht gekonnt, als ich in den Wäldern lebte, das vollbringen wir nun zu zweien, nein, zu tausenden, denn das Volk geht mit uns. Sie sind endlich erstarbt an ihrem Elend. Sie wollen nicht mehr die Sklaven von Sklaven sein. Sie werden Tudor und mir helfen, das Land reinzufegen vom Unrat fanariotischer Laster —.“

Da fuhr Sultana zusammen und rief: „Janku, du hast geschworen —!“

„Ich habe geschworen, die Griechen nicht mehr als Haiduck auf ihren Höfen zu überfallen. Aber ich habe nicht geschworen, mein Land in Schmach und Schande untergehen zu lassen! Ich habe nicht geschworen, die Männer Olteniens daran zu verhindern, wie Männer zu handeln. Das Haiduckentum hab' ich aufgegeben, nicht die Pflicht, Soldat zu sein, wenn die Not es gebietet. Willst du, die mir das Leben gerettet, mich jetzt zum Tode verurteilen? Denn mit gekreuzten Armen zusehen, wie Tudor und seine Panduren um Freiheit kämpfen, wäre mein Tod, Sultana.“

„Janku!“ schrie sie fast, erfaßte seine Hand und hielt und streichelte sie mit zitternder Bärtlichkeit. „Weißt du nicht, daß ich dich mehr liebe als mich selber? Solltest du auch eine Sünde begehen, indem du wieder zu den Waffen greiffst, so nehme ich diese Sünde auf mich, auf mich ganz allein.“

Er setzte sich neben sie, zog sie an sich. „Ach, du — du —“ kam es ihm aus tiefster Seele, und seine Lippen auf die ihren pressend, murmelte er: „Du Haiduckenlieb —!“ Dann bedeckte er die ganze zarte Gestalt mit Küssen. Doch wußte Sultana, daß die Leidenschaft, die jetzt über sie hinflutete, nicht ihr galt. Das eine Wort „Haiduckenlieb“, ein Rosenname, den er ihr nie gegeben, zeigte ihr, was seine erste, seine stärkste Liebe gewesen, wie er sie unterjocht und mit welcher Frühlingsgewalt sie jetzt wieder erwacht war: die Liebe zur Freiheit. Sultana hielt an sich, um nicht zu weinen, denn ihre Tränen, das wußte sie, brachten ihn außer sich. Er war gerecht und gut. Daß seine Seele geschaffen, um diesen Gerechtigkeitsdrang, seinem Lande zu Nutz und Frommen, in Laten umzuwandeln, war Gottes Wille. Hatte Sultana den Haiducken nicht gerade um dieser Eigenart willen geliebt?

---

Am nächsten Morgen trat der Bojar Jiánu bei Urdareánu ein und erkundigte sich nach seinem Befinden.

Son sagte lächelnd: „Weißt du, Herr Janku, das Wolfsbießt hat mir wohlgetan. In Bukarest hatte ich oft einen Schädel wie ein Kürbis voll Blei, und die Haut war mir wie ausgedörret. Jetzt fühle ich mich leicht und frisch. Wann brechen wir auf?“

Jiánu lachte bloß und ließ sich die Wunde zeigen. „Eleséi!“ sagte er dann, „der Bursch ist wie aus Eichenholz gezimmert. In vier Tagen dürste alles verheilt sein. Und nun erzählt mir vom Sludjér Tudor und was in dem gottverfluchten Tschokoinest, in Bukarest, vorgeht, wo man, wie der junge Mann da behauptet, oft einen Schädel wie ein Kürbis hat.“

Zon wurde glühend rot.

Balanésku aber, den der Hausherr am Lager des Verwundeten getroffen, berichtete über Tudor's Aufenthalt in der Hauptstadt, was ihn hingeführt und daß kein Tag vergehe, an dem der Kreishauptmann nicht die Großbojaren wegen ihrer Prasserei, ihrer Käuflichkeit und Laueheit verwünschte. Am Neujahrsabend hätte er bei Tisch gesagt: „Wenn ich lebe, werde ich zwölf Paar Bundschuhe aus der Haut der zwölf Minister machen.“

„Halal!“ bekräftigte Ziánu. Dann fragte er, ob Vladimírésku den Panduren, außer dem Brief, keine mündliche Botschaft aufgetragen.

„Er hat mir beim Abschied nichts weiter gesagt, als: „Der Bojar Zanku weiß, was er zu tun hat. Wir haben alles miteinander besprochen.“ Wie dir bekannt, Herr, ist der Sludjér reich an Gedanken und karg an Worten.“

Zwei Tage später stellte der Hausherr Zon Urdareánu seiner Gattin und deren Freundin vor. Dabei besah den in Bukarest allen Frauen gegenüber so dreist gewesenen jungen Mann seltsamerweise knabenhafte Schüchternheit. Die zwei Oltenierinnen hatten nämlich gar nichts gemein mit den Griechinnen und hellenisierten Bojarinnen der Hauptstadt. Obwohl Sultana, die man ihrer großen Schönheit wegen dazu auserkoren, als Ehrenfräulein der jüngsten Tochter des Wojwoden Karadjá am Fürstenhof gelebt, hatte sie ihr schlichtes, würdevolles Wesen beibehalten. Und Safta Boienáru, die vater- und mutterlose Waise, verließ nur von Zeit zu Zeit den Bojarenhof ihrer Großmutter, um Verwandte oder Freunde auf anderen Landsitzen zu besuchen; sie hatte nie eine Stadt gesehen, nicht einmal Kraiówa, die Hauptstadt Olteniens. In ihrem Wesen lag jene herbe Jungfräulichkeit, die die



rumänischen Volkslieder preisen, indem sie das Mädchen kurzweg „die Stolze“ nennen.

Beim Mittagmahl leitete der Pitár Ziánu die Unterhaltung. In altrumänischen Häusern war es nicht Sitte, daß sich die Frauen an den Tischgesprächen beteiligten. Ja, bevor die Janarioten die Oberhand im Lande gewannen und alle ihre Gebräuche einführten, galt es sogar als ein Gebot des Anstands, daß beide Geschlechter die Mahlzeiten getrennt einnahmen. Auf den Landedelfitzen hatten sich viele dieser Überlieferungen bewahrt, und Urdareánu, der in dem weltabgelegenen Urdári herangewachsen, atmete freudig die Heimatluft.

Zanku Ziánu war bei strahlender Laune. Er erzählte Jagdgeschichten, dann neckte er Safta Poienáru, die ihm keine Antwort schuldig blieb. Ion, der ihr gegenüber saß, sah sie zuweilen an, aber eigentlich hoben sich seine Blicke nur bis zu ihrem Mund, dessen edle, lieblich feste Linien sich ihm ins Gedächtnis prägten.

---

Eine Woche nach Urdareánu's Ankunft in Karákal brachen die Männer auf. Der Sturm hatte nachgelassen, die Kälte sich gemildert. Auf der blendenden Schneedecke des Hofes standen zwei je mit fünf Pferden bespannte Schlitten. In dem einen saßen bereits der Pandur Balanésku und Alexe, Ziánu's Diener.

Vor dem anderen verabschiedeten sich Herr Zanku und Urdareánu von den Bojarinnen, denn diese waren mit in den Hof herabgekommen. Aus dem goldigen Rotbraun des mächtigen Fuchspelztragens, der ihren blauen Sammetmantel zierte, hob sich Sultana's zartes Gesicht dem Antlitz ihres Gatten entgegen. Um ihrer Erregung

zu wehren, nahm sie ihre Zuflucht zu praktischen Erfindungen und fragte, selbst während er sie küßte, ob er alles habe, was er brauche, ob der Pulver- und Kugelvorrat gut verpackt, ob sie ihm nicht noch einen Pelz hätte mitgeben sollen.

Janku lachte: „Urdareánu hat einen, der ist groß genug für zwei!“

Der junge Mann stand vor Safta und wußte nicht, was er ihr zum Abschied sagen könnte. Sie hielt ihren roten, mit silbergrauem Beh verbrämten Mantel, dessen Ärmel leer herabhingen, über der Brust zusammen und atmete mit hocherhobenem Kopf die Winterluft ein, die sie tagelang entbehrt, da die Frauen während des Unwetters nicht das Haus verlassen hatten.

Da rief der Bojar Zianu: „Vorwärts, vorwärts, Son, sofern wir heute Abend in Dragascháni und nicht bei deinen Freunden, den Wölfen, übernachten wollen!“

Urdareánu verneigte sich vor dem jungen Mädchen. „Bleibe gesund,“ murmelte er.

Sie streckte die Hand aus dem Pelz hervor und reichte sie ihm: „Geh mit Gott!“ Dann sprangen die beiden Männer in den Schlitten, und schellenklingelnd flogen die Gefährte zum Hoftor hinaus, während die Hunde, die man angekettet hatte, weil sie nicht mitdurften, ihrem Herrn aus vollem Halse vortwurfsvoll nachbellten.

Sultana legte den Arm um die Freundin, und indem sie ins Haus gingen, sagte Safta: „Der Schnee noch nach Weilchen, fandest du nicht?“ Doch da die junge Frau keine Antwort gab, neigte sich das Mädchen, das größer war als sie, zu ihr nieder und sah ihr ins Gesicht. Zwei Reihen durchsichtiger Perlen liefen über Sultana's Wangen herab.

Dann saßen die Freundinnen stundenlang beisammen, und die junge Frau sprach von Zanku, wie sie noch nie und zu niemand über ihn gesprochen. Sie erzählte vom ersten Jahr ihrer Ehe, das zugleich Himmel und Hölle gewesen, der Himmel, weil Zanku das edelste Herz von der Welt besitze, die Hölle, wenn Sultana sah, daß es in seiner Seele zu stürmen begann. „Und wie man eben als junge Ehefrau ist,“ sagte die nun Erfahrene, seit vollen drei Jahren Verheiratete, „unvernünftig, stets zu Tränen geneigt und so ganz unbewandert in des Mannes Art und Eigentümlichkeiten, stellte ich seine Geduld oft auf harte Proben. Denn wenn ich ihn gar nicht verstand, hatte ich Angst vor ihm. Er aber meinte, —“ sie senkte die Stimme und sprach der Freundin fast ins Ohr, „ich hielt ihn für einen Übeltäter und es sei mir bange vor seiner Wildheit. Dann wurde er weiß wie Kalk und rannte auf und davon, in den Wald. Und ich saß da, in Tränen aufgelöst und hatte ihm vor Schluchzen gar nichts erklären können. Doch fügte es Gott einmal, daß am selben Tage der Sludjér Tudor Bladimirósku zu Besuch kam. Du weißt, wie schätweisam und ernst er ist, und daß ihn niemand je lachen gesehen. Ich aber war so unglücklich, daß ich jede Scheu vor dem grimmigen Manne vergaß, mich ihm an den Hals warf und ihn hat, mir Zanku zurück zu bringen. Er strich mir über die Haare und ging ihn holen. Gegen Abend kamen sie beide. Zanku sprang die Treppe zum Bridtvór hinauf, wo ich wartete, und rief: „Schilt nicht, denn das hat schon Tudor besorgt!““

Die Freundinnen standen aneinander geschmiegt am Fenster und sahen in den Sonnenuntergang hinaus. Sasta schwieg, und Sultana fuhr wie verträumt fort: „Einmal hat er mir erzählt, wie er auf einer Bergspitze

gefessen, lange Zeit, ohne sich zu rühren, und wie sich ein Adler plötzlich unweit von ihm niederließ. Der sei mit einem wunderbaren Rauschen herabgefahren, daß das eigentümliche Sausen der Schwungfedern, zwischen deren Kiel die Luft hindurchpfeift, zu vernehmen war. Zanku hatte damals das Gefühl, als schlug ihm der Vogel seine Flügel um die Schultern. Daran muß ich stets denken, — wenn er mich in die Arme schließt.“

---

Zur selben Stunde des Sonnenuntergangs fuhr Ziánu im Städtchen Dragascháni, das auf breitem, flachem Gelände zwischen dem mächtigen Dltfluß und der unabsehbaren Hügelkette seiner Weinberge liegt, in den Hof des Bojaren Niku Dragán, ließ sich melden und anfragen, ob Gäste willkommen seien.

Der Bojar, ein behäbiger Fünziger, trat selbst, in einen Riesенpelz gehüllt, auf den Bridvör heraus und bejahte eifrig die an ihn gestellte Frage.

Beim Betreten des Flurs fiel Ziánu jedoch eine gewisse Unruhe im Hause auf, Durcheinanderlaufen von Menschen im Hintergrund, hastiges Flüstern und Lürensgehen.

„Mir scheint, wir kommen ungelegen,“ sagte Zanku, „du hast wohl bereits Gäste?“

„Keine Spur von Gästen!“ fiel ihm Herr Niku rasch ins Wort, „nichts als meine eigene Familie.“

Da schrillte eine Kinderstimme durchs Haus, die die Wände und das Trommelfell der Anwesenden wie eine Schraube durchbohrte.

„Bre, bre!“ sagte Ziánu, „deine Familie hat sich, wie es scheint, seit dem verfloffenen Herbst, wo ich dich

befuchte, vermehrt. Damals bestand sie nur aus deinen zwei erwachsenen Söhnen."

"Auch gehört die verdammte Ränge nicht mir!" schimpfte der Bojar, "s wird eine Zigeunerin ihren Balg mit über den Hof gebracht haben. Giza, geh, und gib ihr eine Ohrfeige. Tut sie's noch einmal, so kommt sie an die Stiege!"

An der Stiege des Pridvór's wurden Leibeigene, die sich vergangen hatten, mit der Rute oder Peitsche gezüchtigt.

Aber trotz der strengen Drohung des Herrn Niku ging das Kindergeheul noch fast während zwei Stunden im Hause um, bald von links und bald von rechts, ja schließlich sogar von unten, als käme es aus dem Keller, zwar gedämpft, aber immer gleich wütend und boshaft. Die Leute des Hauses sahen verstört drein, der Bojar sprach bei Tisch absichtlich laut und ließ zwei seiner Zigeuner kommen, die mit Fiedel und Kóbsa aufspielen mußten. Doch sowie die geringste Stille eintrat, schoß das Geschrei wie ein Pfeil durch den Fußboden herauf.

Ziánu und Urdareánu hatten große Mühe, ernst zu bleiben, was augenscheinlich von ihnen erwartet wurde, da der Hausherr, dem Schweißperlen über das dicke Gesicht liefen, alles tat, um den Lärm zu vertuschen.

Nach der Mahlzeit aber, als sich die Reisenden rasch zur Ruhe begaben, weil sie früh am nächsten Morgen aufbrechen wollten, erklärten ihnen Mlere und Balanésku den sonderbaren Vorfall, da es dem Panduren und Zanku's Diener gelungen war, das Geheimnis des nicht zu bezwingenden Kindergebrülls zu erforschen.

Beim Bojaren Dragán war eine zahlreiche griechische Familie zu Gast, und als diese den Namen Zanku Ziánu's

gehört, des Fanariotenfeindes, von dem es im Volkslied hieß:

„Auf Griechen macht er wilde Jagd,  
Er hetzt sie hin, er hetzt sie her,  
Das Mark aus ihren Knochen saugt  
Der grimme Mann vom Olt!“

hatte sie sich in panischem Schrecken in die abgelegensten Kammern geflüchtet, denn bei hereinbrechender Winter-  
nacht auf und davon zu fahren, wagte sie nicht, da ihr Gut  
stundenweit entfernt lag. Zum Verräter aber wurde  
jenes schreiende Kind, ein sechsjähriger Knabe, „ein echter,  
verwöhnter, frecher Griechenbalg,“ sagte Balanésku, der  
sich den Unannehmlichkeiten des Verbergens nicht anbe-  
quemen wollte; er brüllte wie am Spieß, schlug um sich  
und mußte zuletzt mit einem Tuch über dem Kopf von  
zwei Dienern fortgeschleppt werden, wobei sich die Mutter  
das Haar raufte und inständig flehte: „Schreie wenigstens  
auf rumänisch, meine Seele! Sieh so: maika! taika! La  
drako!“\*)

Die Männer brachen in Gelächter aus. Für Urdareánu wäre es ein Hauptspäß gewesen, hätte sich Ziánu  
den verängstigten Fanarioten gezeigt. Auch blizte es  
einen Moment in Herrn Janku's lachenden Augen, dann  
aber sagte er: „Ríku Dragán ist zwar einer von denen,  
die immer heißen Brei im Maul haben und die wir, mit  
Gottes Hilfe, bald zu Brei machen werden. Heute aber  
genießen wir seine Gastfreundschaft. Drum lassen wir  
die Kakaóns, die er beherbergt, vorläufig ungeschoren.  
Weide dich in Gedanken an der Vorstellung ihrer Hysteri-  
kalen, Urdareánu!“

---

\*) Mutter! Vater! Zum Teufel!

Am nächsten Tag hing der Himmel voll weißer Wolken. Durch weiße Wälder ging der Weg. Schwere Schneekissen bogen die Äste, und fuhr der Wind durch die Eichen, so fielen jene Kissen mit weichem, dumpfem Klang in die hohe Daunenschicht am Boden herab. Das Unterholz sah aus wie lauter kristallene Blumensträuße.

Als die Reisenden einmal an einem Wässerchen, das zwischen den steilen Böschungen einer Schlucht murmelte, Halt machten, zog Urdareánu einen Zweig, an dem ein Bündel langer Eiszapfen melodisch klorrte, aus dem Bach heraus, steckte die durchsichtigen Nadeln mit kindischem Vergnügen in den Mund, sog daran und zerbiß sie dann um des angenehmen Gefühls willen, den der leise knirschende Widerstand der runden Eiszstäbchen zwischen den Zähnen verursachte.

Ziánu lachte: „Halal, Tischelebí-Effendi aus Bukarest!“

Tischelebí ist der türkische Ausdruck für Stutzer und Lebemann.

Zon schüttelte das lange, gelbe Haar zurück, das ihm der Wind um die Ohren geblasen, und knackte seine Eisstangen fröhlich bis auf die letzte. Dabei sagte er: „Der Teufel mag Bukarest holen.“

Ziánu ließ einen prüfenden Seitenblick auf dem jungen Manne ruhen. Dann, nachdem sie eine zeitlang schweigend dahingefahren, hub er plötzlich an: „Bei Sonnenuntergang werden wir im Dorfe Polovrátschi sein, wo ich Dumitru Mereánu auffuche. Hast du je von ihm gehört?“ Es geschah zum ersten Mal, daß der Bojar dem jungen Gefährten eine seiner Absichten im voraus mitteilte. Bisher hatte er ihn zwar in seinem Hause als

willkommenen Gast, in Bezug auf die „bewußte Arbeit“ aber, derenthalber Tudor Bladimiréski die Banduren zu Ziánu gesandt, durchaus militärisch behandelt, indem Herr Zanku, als Vorgesetzter, Son, den Untergebenen, in sein Vorhaben und das Ziel ihrer Fahrt nicht einweihete.

Urdareánu horchte hoch auf und entgegnete rasch: „Wie sollte ich von Mereánu nicht gehört haben, — Hauptmann?“

Das Wort „Hauptmann“ sprach er mit strahlendem Blick, doch knabenhaft schüchternem Lächeln aus.

Ziánu klopfte ihm aufs Knie: „Magst mich Hauptmann nennen. Gilt dieser Titel auch nicht vor Kaisern und Generälen, so habe ich mir doch nie einen besseren gewünscht.“

Hauptmann nannten ihn einst seine Haiducken. Schon als Knabe hatte Son Urdareánu den gewaltigen, gefürchteten adeligen Räuber und Griechenverfolger schwärmerisch verehrt. Jetzt beglückte ihn die freundschaftliche Art, in der Ziánu mit ihm zu sprechen begonnen.

Herr Zanku fuhr fort: „Ja, Mereánu war mein tüchtigster Rottenführer, er war kühn und gehorsam. Haiduck wurde er, als der Bojar, auf dessen Gut er mit seinen Eltern lebte, Mereánu's Vater wegen einer Schuld totprügeln ließ. Seit drei Jahren hat er das Handwerk aufgegeben und wohnt in Polowrátschi mit seiner Frau.“

„Seit drei Jahren —?“ wiederholte Son.

„Nun ja,“ versetzte Ziánu mit einem raschen Runzeln der Brauen, „zugleich mit mir. Aber nicht bei Mereánu kehren wir ein,“ nahm er seine Mitteilungen wieder auf, „sondern im Kloster, das zwei Büchsenhüsse weit vom Dorf liegt. Der Abt und seine Mönche sind alte Freunde



von mir, denn oberhalb des Klosters, in der Felschlucht des Olték —“

„Hattest du dein Hauptquartier in einer Höhle!“ rief Urdareánu. „Ach, was hätte ich darum gegeben, um damals bei dir sein zu dürfen!“

„Damals brauchte ich keine Junker, besonders keine so kleinen, wie du einer warst. Ja, ja, bilde dir nur nicht ein, daß du zum Haiducken getaucht hättest. Der Haiduck muß seinem Anführer blind gehorchen —“

„Ich bin Pandur,“ sagte Jon rasch.

„Da haben wir's,“ lächelte Jiánu, „noch bevor man ausgesprochen, ein blitzender Blick und ein Wort wie ein Säbelhieb, mit dem du mir zu verstehen gibst: was der Haiduck kann, kann der Soldat noch besser.“ Doch als Jon, heiß errötend, sich entschuldigen wollte, ließ ihn die Veränderung, die auf Janku's ihm voll zugewandten Antlitz vorging, verstummen. Jiánu's grüngraue Augen waren schwarz geworden, seine Nasenflügel bebten, und unterm Schnurrbart, an den Mundwinkeln gruben sich zwei scharfe Falten ein. „Soldat kann man werden,“ sagte er, „aus Lust am Kampf, aus Vaterlandsliebe, um den Steuern zu entgehen, oder um Beute zu machen und Orden zu erhalten. Um Haiduck zu sein, bedarf es vor allem der Verzweiflung. Denn wer sich dazu entschließt, mit nur wenigen Genossen außerhalb aller menschlichen Gesetze zu leben, der muß die Schwäche, die Lüge dieser Gesetze am eigenen Körper, am eigenen Herzen empfunden haben. Er muß verschmachten nach Gerechtigkeit. Und hat er sich ihr geweiht, so muß er ihr dienen bis zum Tode. Muß lieber sterben, als ihr zuwider handeln. Das ist Haiduckentum, Urdareánu.“

Son schwieg ergriffen, und Ziánu sagte lange Zeit kein Wort.

Durch den weißen Wald klingelten die Schlittenglocken. Der weiße Himmel aber schien sich mehr und mehr auf die kristallinen Eichenkronen, in denen riesige grüne Mistelbällen saßen, nieder zu senken. Bald schleiften die Schleierränder der Wolken tief herab und wallten in geheimnisvollem Reigen zwischen den Stämmen, deren wuchtige Umrisse sie verwischten. Jeder andere hätte hier den Weg, der gar keiner war, verloren. Ziánu aber kannte diesen Wald, der „Räuberneft“ hieß.

Nachdem sie einen steilen, fast gewölbten Abhang hinabgefahren, auf dem die Pferde Unglaubliches an Kraft und Geschicklichkeit geleistet, hub Herr Zanku wieder an: „Im Kloster Polowrátschi wirst du einen anderen meiner Burschen kennen lernen, den Sandu Grúia, den ich aus den Salzbergwerken in Telóga befreit, wo ich selbst einmal gefangen saß. Dieser Sandu ward Haiduck, nachdem ihm Arnauten sein Weib geraubt.“

„Und jetzt ist er Mönch?“

„Noch nicht. Ich befahl ihm, mit dem Ablegen der Gelübde zu warten, bis ich es ihm gestatte; wußte ich doch, daß ich ihn noch einmal brauchen würde. Er ist der traurigste Mensch, den ich je gekannt, und im Kampf der umsichtigste.“

„Er hat sich also nie getröstet?“

„Hat sich, scheint's, nie getröstet,“ nickte Ziánu. „Se, in fried- und geseklosen Zeiten sein Herz an ein Weib hängen, heißt: gesunderer Schatz, endlose Sorge. Merk' dir das, Urdareánu.“

Son konnte nicht enträtseln, ob der Bojar dies aus-

schließlich für ihn oder auch mit Bezug auf sich selber gesagt. Er erinnerte sich, gehört zu haben, Sanku Ziánu sei Haiduck geworden, weil ihm ein Grieche das Mädchen, das er liebte, geraubt, und er sie, trotz unerhörter Anstrengungen, erst im Sarge, in einem Kloster wiedergefunden. Jedoch hätte Urdareánu nie gewagt, diesen Punkt auch nur mit einer Silbe zu berühren.

Jetzt verließen sie den Wald; die milchigen Nebelschwaden wurden dünner, sanken rasch und verflüchtigten sich, und die Blicke schweiften frei über eine weiße Ebene, an deren Rand sich ein silbernes Wolkengebilde, mit zartblauen Schatten darin, gen Himmel türmte. Ganz oben aber schimmerten zwei Bergkuppen im Rosenglanz des Alpenglühens, die gleich schwebenden Inseln in den Wolken zu liegen schienen. Es waren die Gipfel des Regováu.

Bei ihrem Anblick schnellte Ziánu mit dem Ruf: „Da sind sie!“ empor, schaute unverwandten Blicks, wie verklärt auf die Bergspitzen und blieb tannengerade im dahinsausenden Schlitten stehen.

Son fühlte, daß von diesem Mann eine Kraft ausging, die eins war mit den Elementen, mit der duftenden Winterluft und dem Sonnenuntergang, eins mit den seligen Bergen, die jahrelang des Haiducken Hochburg gewesen.

---

Das kleine Kloster Polowrátschi, dicht an der Karpathenwand am Nordrand Olteniens, war so wenig begütert, daß es die Fanarioten nicht der Mühe wert befunden hatten, es einem ihrer heiligen Orte, als den Klöstern auf dem Berge Athos, der Grabesstätte zu Jerusalem oder dem Patriarchat von Konstantinopel, zu „weihen“,

d. h. rumänische Reichtümer in griechische Hände hinüber zu leiten. Polowratschi war arm, daher nur von einheimischen Mönchen bewohnt. Aber trotz seiner geringen Mittel blieb es der Überlieferung treu und besaß ein geräumiges Gastzimmer, gleich links vom Haupttor, im ersten Stockwerk, zu dem eine äußere Treppe hinaufführte, welche die Mönche eilig von der Eiskruste, die sie überzogen, befreit hatten.

Jetzt saßen drei Männer um den Tisch im Gastzimmer, auf dem zwei Talgkerzen brannten. Im tönernen, weißgestrichenen Ofen knackte ein rasches Feuer, dessen rote Lichter durch die Ofentür herausflogen und die entfernte Ecke, bis wohin der Kerzenschein nicht reichte, erleuchteten. In jener Ecke stand ein Divan, auf den sich Ion Urdareánu hingestreckt hatte. Doch sah man nicht viel mehr von ihm als ein paar Strähne blonden Haares, die im Feuer spiel gleißten.

Lächelnden Blicks hatte Dumitru Mereánu gesagt: „Dem sein Haar sieht aus wie der Goldfaden, den die Bräute am Hochzeitstag tragen.“

Worauf Jiánu ihm den Kampf mit dem Wolf erzählte und meinte, nicht jeder wäre im stande gewesen, eine Woche nach seiner Verwundung die winterliche Fahrt zu unternehmen. Daß diese „Braut“ nun schläfrig sei, könne man ihr nicht verdenken.

Der Dritte am Tisch hieß Sandu Grúia. Er trug den Rock der Laienbrüder und sah im langen Haar und Bart wie ein byzantinischer Heiliger aus; tiefe Melancholie lag über seinen feinen Zügen.

„Gefällt's dir im Kloster?“ hatte ihn Jiánu gefragt.

„Hier ist Ruhe,“ lautete die Antwort.

„Aber ich brauche dich jetzt.“

Darauf sagte der wunderliche Heilige: „Zu Befehl, Hauptmann!“

„Und wie geht es dir, Mereánu?“ setzte Ziánu sein Verhör fort.

Mereánu war ein untersehter, stämmiger Mann mit klugen, braunen Augen unter wagerechten Brauen und einem buschigen Schnurrbart, der auf den Ruf seines „Hauptmanns“ aus dem Dorfe angesprengt war, so rasch ihn sein Pferd durch den tiefen Schnee nur tragen konnte.

„Läßt man dich in Ruhe? Wie stehst du mit der Obrigkeit, seitdem du ein friedliebender Dorf= bewohner bist?“

Mereánu schmunzelte. „Die Obrigkeit, die sich bis nach Polowrátschi verirrt, d. h. die gottverdammten Steuereintreiber, die machen gern einen Bogen um meinen Hof.“

„Dafür fallen sie um so grimmiger in die Höfe der anderen ein, was?“ grollte Zanku.

„Daß Gott sie mit der Pest schlage! Ja, das tun sie, Herr!“ rief Mereánu. „Fünf= und sechsmal muß der Bauer ein und dieselbe Steuer zahlen. Denn was weiß er von Gesetz und Verordnungen? Jeder Lump von Kazaón gibt sich als Beamter der Regierung aus und stiehlt, wie's ihm gefällt. Aus den dreißigerlei jährlichen Abgaben werden daher über hundert, bis der Bauer die Hände in den Schoß legt und sagt: Wozu soll ich arbeiten? oder hinüber nach Siebenbürgen flieht.“

„Gut,“ sagte Ziánu mit verschlossenem Gesicht. „Das ist also die Obrigkeit, welche die Geldgeschäfte der Regierung betreibt. Wie steht es nun mit der, bei der man Gerechtigkeit finden soll?“

„Genau so,“ nickte Mereánu. „Bei wem immer man um Gerechtigkeit bittet, heißt es zuerst: „Wo ist dein Plokon?\*) wo sind die Hühner, die Eier, das Ferkel?“ Frau und Kinder der Bauern wissen längst nicht mehr, wie Fleisch schmeckt. Aber die hohe Obrigkeit kann nicht richten, ohne Hühner und Ferkel im Bauch zu haben. Ge, und wer soll im Winter aus unseren gottverlassenen Dörfern bis zur Subpräfektur laufen? Weiß man doch obendrein, wie man dort empfangen wird, mit „elender Walach“ hinten und vorn und mit Peitschenhieben. Mißachtung aber ist dem Rumänen noch bitterer als Erpressung.“

Da klang es plötzlich hell und scharf aus der Ecke beim Ofen: „Das hast du gut gesagt, Mereánu! Sieh, von der Mißachtung zwischen reich und arm, zwischen adelig und gemein, zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen alt und jung kommt der ganze verdammte Hader in der Welt! Und wie dumm, wie dumm der ist! Denn man braucht einander ja zum Leben. Soll es nur Alte geben? Und wer wäre denn der Oberste ohne die Unteren? Und was fingen die großmächtigen Herren ohne ihre Diener an? Dumm, dumm ist Mißachtung, dumm das verletzende Wort, das demütigen soll. Güte allein kann demütig und gehorsam machen!“

Mereánu schwieg erstaunt. Und Zianu dachte bei sich: „Ei, ei, da sind Dumitru's Worte als Funke in ein Pulverfaß gefallen. Solche Minen können wir brauchen, müssen nur aufpassen, daß sie nicht am falschen Ort springen.“ Laut sagte er: „Ich glaubte, du schliefest, Urdareánu. Aber da du wach bist, komm einmal her,“

---

\*) Geschenk.

und als Jon an den Tisch trat und Zianu in seine leidenschaftlich blickenden Augen blickte, nahm er ihm die Hand und sprach: „Merke dir wohl, was du da eben gesagt, damit du stets danach handelst. Denn du hast recht.“

Mit einem warmen Druck gab Zianu des Panduren Hand frei. Dann stand er auf, holte tief Atem, kreuzte die Arme über der Brust und sprach: „Genossen, auch was ich jetzt sagen werde, merket euch gut. Dieses Land, für das Ihr die Waffen ergreifen sollt, hat den Gipfel der Schande erreicht. Lug, Betrug, Käuflichkeit heißen seine Beherrscher. Sie sind fanariotischen Geschlechts. Daher ist es klar, daß der erste Schritt zur Besserung darin bestehen muß, daß die Fanarioten hier nicht mehr herrschen dürfen, weder sie, noch jene Rumänen, die von ihren Lastern angesteckt worden sind. Gegen diese elende Rotte richtet sich Tudor's Erhebung. Eins wisset aber, —“ wieder schöpfte er tief Atem, weil ihm alles Blut zum Herzen geströmt, „erreichen wir Haiducken und Panduren unser Ziel nicht, sind wir zu schwach und lassen uns schlagen, dann verdient dies Volk kein besseres Schicksal, dann verdamme uns Gott auf ewig zum Loos der feilen Knechte.“

10.

Vor dem Fürstenhof in Bukarest standen die Leute seit einigen Tagen bald in kleineren, bald in größeren Gruppen und sahen zu den Fenstern des stochohen Hauses empor, oder versuchten, von den fürstlichen Arnauten und Tschohodaren etwas über das Befinden des kranken Wojwoden zu erfahren. Nicht als ob sie ihn geliebt hätten; nie war es eines fanariotischen Beh's Bestreben gewesen, seinen Untertanen dieses überflüssige Gefühl

einzuflößen. Bloß Neugierde und gruselige Freude am Sterben führte die Kleinbürger dort zusammen, und zu ihnen gesellten sich die Diener und „Tschokois“, die in den Bojarenhöfen zu Dutzenden wohnten, als Intendanten, Haushofmeister, Aufseher, oder auch ohne Titel und Amt, als Väter, Söhne, Brüder, Vettern der Aufseher, Haushofmeister und Intendanten. Nach dem Vorbild ihrer Gebieter kannte dieses Volk keine größere Unterhaltung, als beisammen zu stehen und zu schwätzen. Um solchen Vergnügens willen scheuten sie selbst die Kälte nicht und nicht den hohen Schnee. Sie kannten alle Welt und beobachteten scharf, und keine Kalesche fuhr vorbei oder in den Fürstenhof hinein, ohne daß über die Insassen Bemerkungen gefällt wurden.

„Oh weh!“ jammerte ein Zuschauer ironisch, „seht nur die lange Nase jenes Kazaon! Sie hat fast keinen Platz mehr hinter den Scheiben seines Wagens. Dé! stirbt ihm sein Fürst, so ist's vorbei mit dem Stehlen.“

„Heute Morgen hieß es bei uns,“ meinte ein Hausarnaut wichtig, „Seine Hoheit habe zwar eine schlechte Nacht verbracht, befinde sich aber jetzt besser.“

„Das hört man schon seit etlichen Tagen,“ fiel ihm ein anderer verächtlich ins Wort, „der Fürst aber hat sich selbst so gut wie begraben, indem er gestern die Statthaltertschaft ernannte.“

„Welche Statthaltertschaft?“ wurde gefragt.

Der wohl Unterrichtete teilte mit: „Nun, Seine Heiligkeit den Metropolit, den Großban Gregor Brancoveanu und die Bojaren Gregor Ghika, Dinu Krezulésku und Barbu Bacarésku.“

Einige nickten Beifall: „Halal! tüchtige Bojaren, bei denen das Volk Schutz und Hilfe finden kann.“



„Ja, aber damit sie nicht zu tüchtig seien und sich gehörig zanken,“ fuhr der Vielwiffer fort, „hat ihnen —“ hier senkte er die Stimme und sah vorsichtig um sich, „hat ihnen der allmächtige Russe zwei ihnen feindlich Gesinnte beigeßelt, den Georg Filipěsku und den Jacobáke Rizos.“

„Heiliger Gott,“ verwunderte man sich, „woher weißt du alles so genau, als säßest du selbst im Divan?“

„Wozu hätten die Türen in seines Herrn Haus Schlüßellöcher?“ murmelte ein Zigeuner.

Blöcklich ließ sich ein behäbiger Kleinbürger, der, mit der Rechten seinen pelzgefütterten Raftan vor der Brust zusammenhaltend und mit der Linken sein Doppelfinn streichelnd, schon lang auf eine Stelle des fürstlichen Daches gesehen hatte, mit Gewichtigkeit vernehmen: „Ich will euch was sagen, der Fürst ist tot.“

„Er hat dir wohl eigenhändig geschrieben, daß er gestorben ist,“ spöttelte der Vielwiffer.

Die Bemerkung überhörend, fuhr der Dicke fort: „Rauchen die Schornsteine des Fürstenhofes?“

„Sie rauchen,“ antworteten mehrere.

„Wißt Ihr, welcher der Schornstein über dem Zimmer des Wojwoden ist?“

„Ja, der mitten auf dem Dach, der kurze, breite.“

„Raucht der etwa auch?“

Sekundenlanges, überraschtes Schweigen folgte dieser Frage. Dann hieß es: „Nein, der raucht nicht! — Bei Gott, er raucht nicht!“

„Aber er wird vielleicht rauchen,“ warfen Zweifler ein.

„Er wird nicht mehr rauchen,“ sprach der dicke Kleinbürger. „Gestern Abend schon stand ich hier und sah,

daß jener Schornstein kalt war. Heute Morgen kam ich vorbei, und er rauchte nicht, und seit einer Stunde stehe ich jetzt, am Nachmittag, wieder hier, und er bleibt kalt.“

Diese logische Beweisführung verbreitete sich rasch von einer Gruppe zur anderen, und nun starrten hunderte von Augen zu dem bewußten Schornstein empor. Oft glaubten die noch nicht ganz Überzeugten, vor lauter angestrenghem Schauen, ein weißes Dampfwölklein sich über den Ziegelrand erheben zu sehen; man wettete: „Jetzt wird er rauchen —!“ Doch als die Sonne sank und der Schornstein über dem Zimmer des Wojwoden noch immer kalt war, ging man angenehm angeregt auseinander und versprach sich für den nächsten Tag ein weiteres interessantes Beobachten.

Als die heimkehrenden Diener die Nachricht von dem mutmaßlichen Tode des Wojwoden in die Bojarenhäuser brachten, zuckten die Rumänen die Achseln und meinten: „Schön, dann soll man ihn begraben.“ Die Griechen aus der Sippe und Gefolgschaft des Fürsten aber schrieten nach ihren Karreten und fuhren eilends zu Hof.

Dort empfing sie verstörtes Schweigen der Schranzen und Diener, bedrückte Mienen, flüsternde Ungewißheit. Kein Mitglied der Familie Souhos ward sichtbar. Die breite Holztreppe und der Vorplatz im ersten Stock aber waren voll Menschen. In einer Ecke steckten ein paar Ärzte die Köpfe zusammen und schienen sehr erboßt, denn man hatte ihnen bedeutet, daß Seine Hoheit befohlen habe, nur den Leibmedikus des Herrn von Pini, Dr. Mesfisch, bei Hochderselben vorzulassen.

„Wenn Seine Hoheit noch befehlen kann,“ murmelte einer der Heilmänner einem Kollegen bissig zu, „dann ist Christaris ein Pfuscher.“

„Du meinst wirklich, daß es Christaris, der verrückte Getärift, war, der der Natur so geschickt zu Hilfe kam —?“ entgegnete der Kollege mit satanischem Augenblinken. „Ich dachte, Dr. Depaltes sei es gewesen, den die Fürstin, wie man behauptete, Hals über Kopf aus Craiova hatte kommen lassen.“

„Verehrtester, Dr. Depaltes, dieser Erzschelm, bekleidet die höchste Stelle im Land nach dem Fürsten, er ist Kaimakam von Oltenien und bleibt es natürlich nur so lang, als der Mormolók lebt. Welches Interesse hätte er folglich daran, der Natur nachzuhelfen, wie du sagst?“

Also verblümt und doch offenkundig bildete das Staatsgeheimnis der Vergiftung des Wojwoden den Stoff aller Gespräche.

„Wir wollen mal ausrechnen,“ raunte ein Grieche einem anderen ins Ohr, „wie lang der Fürst politischerweise noch am Leben bleiben müßte. Beide, sowohl er als seine Frau, träumen davon, ihrer Nachkommenschaft die Erbfolge zu sichern!“

„Ché! die Dynastie der grünen Pferde!“ höhnte der zweite Grieche, denn er hatte auch Kronprätendentengelüste und riß daher die der anderen herunter.

„Was meinst du damit?“ fragte der erste Sprecher.

„Man sieht, daß du nicht im Fanar geboren bist, Archonda,“ lautete die Antwort. „Aber du kennst doch das Sprichwort: „In Chios findet man leichter ein grünes Pferd als einen klugen Kopf“?“

„Das kenne ich.“

„Also laß dir erklären: der erste christliche Drago-man der Hohen Pforte, ein gewisser Panaiotáki Mikusia, stammte zwar aus Chios, war aber trotzdem sehr klug.

So klug, daß er dem Dragomanat, welches bis zum Jahre 1669 nur Juden oder Renegaten bekleideten, — denn der Koran verbietet ja den Türken, fremde Sprachen zu erlernen, — daß Nikusia seinem Amt zu einer viel größeren Bedeutung verhalf, als es bisher gehabt, insofgedessen die Behs für die Donaufürstentümer bald nur unter den griechischen Dragomanen gewählt wurden.“

„Halal!“ lachte der also Belehrte leise, „«die Dynastie der grünen Pferde» ist vortrefflich! Das Wort bringe ich an den Mann, du weißt, wen ich meine, Verehrtester,“ er senkte die Stimme noch mehr, „an den mächtigen Konjul. Nun aber zu unserer Berechnung. Die Fürstin hat bereits gestern einen Kurier nach Tzarigrad abgesandt, wie man sagt mit dreizehn Millionen Piaster, um ihrem Sohn die Thronfolge zu sichern.“

„Karnáxi —!“ knirschte der Prätendent.

„Beruhige dich, Archonda. Bei dem furchtbaren Winterwetter kann der flinkste Tartar nicht vor zehn Tagen wieder hier sein, zehn Tage läßt sich der Tod des Mormolók, wie ihn die Hundewalachen ganz richtig nennen, nicht mehr verheimlichen, und auch Seine Erzelenz von Pini hat einen Kurier an die Hohe Pforte geschickt, dessen Briefe, soweit ich die Sachlage übersehe, und du weißt, mein politischer Scharfblick ist bedeutend, die Vorschläge der aufgeblasenen Soukos nicht unterstützen werden. Denn welches Interesse hätte die Pforte . . . .“

In diesem Augenblick ging irgendwo eine Türe, die Flüstergespräche verstummten, und der Anwesenden Blicke richteten sich nach dem Gang, der zu des Wojwoden Gemächern führte. Dorthier kam Dr. Messitsch gemessenen

Schritts auf den großen Vorplatz heraus. Als sich ihm alle Gruppen zuwandten, erhob er die Hand, wie um zur Ruhe zu mahnen, und sagte: „Seine Hoheit ist gar nicht wohl. Wir wollen sehen, wie sich die Nacht gestaltet.“

Die Versammlung schien in ehrfurchtsvollen Kummer aufgelöst, während sie innerlich fluchte: „Verdammte Komödie!“

---

Gingegen war keine Spur von Kummer auf dem bartlosen Antlitz des Bensadeá Nikolaus zu sehen, wie er in seinem Schlafgemach vor der Prinzessin Katinka, die mit vertweinten Augen auf dem Divan saß, auf und ab ging. Noch nie war dieser Prinz so lebhaft gewesen und hatte so viel gesprochen.

„Weine nicht, weine nicht, mein Täubchen,“ sagte er einmal umß andere, ohne jedoch seinen Gang durchs Zimmer zu unterbrechen, „es ist gar nicht anders möglich, als daß mir die Thronfolge gesichert werde. Der Sultan hat seine Zufriedenheit mit meines Vaters Regierung bewiesen, indem er vor zwei Wochen den prächtigen Hengst mit dem kostbaren Baumzeug als Ehrengeschenk übersandte. Eine seltene Auszeichnung. Und meine Mutter hat mir zwar die Höhe des Betrags, den sie gestern nach Konstantinopel schickte, nicht genannt, aber mir versichert, er sei eine goldene Brücke, auf der ich gewiß zum Throne gelangen müsse. Weine nicht, weine nicht, mein Täubchen, du wirst regierende Fürstin. Mineáka hat's gesagt.“ Der schwächliche, kleine Bursch mit den schlaffen Zügen blies sich förmlich auf und kollerte wie ein Puter. „Keine Familie ist mächtiger im Fanar als die Souzós. Wer

sind neben uns die prozigen Ppsilantis, diese Krämer aus Trapezunt, deren verrückt gewordene Abkömmlinge jetzt Revolutionen machen wollen! Wer sind die lumpigen Kagusaner Karabja, die Erzdiebe! Wer die elenden Ränkeschmiede Morouzis! Haha!" Doch schlug er sich die Hand vor den Mund und sah sich ängstlich um; das Lachen war eben nicht am Platze gewesen, und rasch hub er wieder an: „Weine nicht, weine nicht, mein Täubchen —“

Da rang die kleine Moldauerin die Hände und rief: „Aber ich weine ja nicht um den Thron, sondern um deinen Vater, der immer so gut für mich gewesen!“

„Freilich, — ja, — ganz recht —,“ meinte der Bey-sadeá, der dem Gedankengang seiner Frau nicht folgen zu können schien, „Babáka war sehr gut. Aber es bleibt uns doch Mineáka. Mineáka hat mir gesagt, jetzt sei nicht die Zeit für Tränen, sondern die Zeit zum Handeln.“

Und Mineáka handelte allerdings. Bei verschlossenen Türen und beim Schein einer Talgkerze, die sie zu putzen vergaß, so daß der Docht sich überschlagen hatte und aus der Flamme heraushing, hantierte sie im Bibliothekszimmer und suchte hinter den Bücherregalen die Geheimschränken, in denen, wie ihr der sterbende Gemahl mitgeteilt, er seine Briefe und Dokumente aufbewahrte. Sie riß die Bücher von den Borden, schleuderte sie zu Boden und beklopfte die Wand. Da stieß sie auf ein Türchen aus Eisenblech, in dessen Schloß der Schlüssel paßte, den ihr der Fürst gegeben. In einem Versteck lagen Brieffschaften und Papiere geschichtet. Mit der Linken ihren Rocksaum hochhaltend, strich sie mit der Rechten den ganzen Fund in diese improvisierte Schürze und schlurfte mit der Last zum Tisch, wo die Kerze schmolte.

Heute glich die Fürstin keineswegs einem Idol. Ihr weites, buntgestreiftes Hauskleid, der Galat, starrte vor Schmutz. Unter dem weißen, turbanartig um ihren Scheitel gewundenen Kopftuch hingen wirre Strähne schwarzen Haares ins Gesicht, das, da ihm die Kruste der Schminke fehlte, mit seiner fahlvioletten Färbung und den dicken Runzeln an eine welke Blaufrucht gemahnte. Doch im Gegensatz zu der verwahrlosten Schlawheit in Haltung und Kleidung blizten die Augen scharf beim Durchsehen der Schriftstücke, galt es doch, die Spur aller gefährlichen Geheimnisse, die der Fürst nicht mehr selber hüten konnte, zu tilgen. Der Briefwechsel eines Fanarioten aber bestand fast ausschließlich aus solchen Geheimnissen, da er sich um Ränke, Anschwärzungen und Betrügereien drehte. Daher die Sitte, beim Ableben des Familienoberhauptes die verräterischen Papiere schleunigst zu vernichten. Nachdem die Fürstin die Dokumente gesichtet, — höchstens ein Duzend wurde beiseite gelegt, — legte sie die übrigen wieder in ihren Galat, ging zum Ofen, hockte davor nieder und warf die Blätter bündelweise ins Feuer.

Plötzlich aber schrak sie zusammen: es wurde an einer Thür gerüttelt, und die Stimme des Beshabéa Nikolaus rief kläglich: „Nineáka! Nineáka! Wo bist du?“

Stöhnend erhob sich die Fürstin, wankte zur Thür und schloß auf.

„Still doch!“ zischte sie und wollte ihn mit Scheltworten wegen seines ungebührlich lauten Betragens, das ihren Aufenthaltort und ihre Beschäftigung verraten konnte, überschütten, er aber streckte ihr einen Brief ent-

gegen und rief fast weinend: „Sieh, sieh, was mir Mavros gebracht hat! Das kommt von den walachischen Schweinehunden oder von dem elenden Hetäristengefindel!“

Die Mutter las den Inhalt des Schreibens beim Schein der übelriechenden Kerze. Er lautete: Die beste Grabschrift für den Fürsten sei die Begebenheit mit dem Gute der Bürger von Tergówische und das Aufzählen der Fronarbeiter, die er sich ungeschicklicherweise angeeignet habe.

„Wie kommt dieser Wisch in deine Hände? Wie hat Mavros gewagt?“ stammelte die Fürstin mit vor Zorn zitternden Lippen.

„Sieh doch die Aufschrift, Mineáka!“ jammerte der Sohn, „der Brief ist ja an mich gerichtet.“

„Wer hat ihn gebracht?“

„Ein Albanese, der vorgab ein Bote meines Schwiegervaters zu sein und aus Jassy zu kommen.“

„Die infamen Bestien werden unglaublich frech!“ knirschte die Landesmutter, „der Fürst hatte eine zu schwache Hand. Die Kanaißen! Uns ins Gesicht zu behaupten, er sei tot! Lasse sofort den Messitsch rufen, hörst du.“

War es doch noch aus einem anderen Grunde, als weil man womöglich die Antwort der Pforte abwarten wollte, von Wichtigkeit, die offizielle Verkündigung vom Ableben des Wojwoden zu verzögern. Denn des Fürsten Einkünfte erloschen in dem Augenblicke seines Todes; also hielt man diesen fünf Tage lang geheim, obwohl sich Leute in immer größerer Anzahl einfanden, um den Schornstein, aus dem kein Rauch mehr kam, in Augenschein zu nehmen. Diese Bewegung der Volksmassen aus den ent-



legenen Vierteln gegen den Mittelpunkt der Stadt, die alles Diebsgesindel, das in den zwei verfallenen Fürsteburgen an der Dimboviza nistete, mit sich führte, beunruhigte die Bojaren und Kaufleute, sie wurden bei dem Aga vorstellig und baten um Verstärkung der Nachtpatrouillen.

Große Unruhe bemächtigte sich auch der Staatsbeamten, weil niemand wußte, ob er noch „haleá“ oder bereits „paiá“ sei, und der einzige, der die Sachlage genau kannte, der mächtige Herr von Pini, sich in unnahbares Schweigen hüllte.

Die Tätigkeit der Hetäristen aber nahm von Tag zu Tag zu. Größere und kleinere Versammlungen wurden abgehalten, und Leventis führte dabei, zwischen zwei Gelagen und drei Vällen, — denn die rumänischen Bojaren sahen in des Wojwoden Krankheit keinen Grund, sich des Lebens nicht zu freuen, — überall das große Wort. Leventis teilte mit, daß der Hospodar der Moldau, Michael Souţos, 130,000 Lei in die Kasse der Hetärie niedergelegt und weitere 100,000 versprochen, und daß er bereits große Borräte an Proviant gesammelt habe. Daß sich Alexander Ipsilantis in Kischinew, wo er den günstigen Augenblick für seinen Einzug in die Donaufürstentümer abwartete, mit dem General Orloff, der die Vorhut der russischen Armee am Pruth unter Feldmarschall Wittgenstein befehligte, ins Einvernehmen gesetzt und Orloff bewogen habe, sich mit seinem Korps den Hetäristen anzuschließen. Diesen erstaunlich guten Nachrichten wurde Glauben geschenkt, weil Leventis nicht nur als Neffe des russischen Kanzlers Kapodistrias galt, sondern auch Sekretär der russischen Agentie in Bukarest war. Also stand das Zarenreich schützend und hilfsbereit hinter den Griechen.

Der eifrigste Freitwerber für die Hetärie war Dr. Michael Christaris. Von früh bis spät liefen die Patrioten bei ihm ein und aus, besonders seit dem 15. Januar, seitdem Christaris nicht selbst ausgehen konnte, weil er krank war. Er wohnte im Herzen der Stadt, wo Handel und Wandel am lebendigsten waren, wo Kirchen und große Hane oder Einkehrhäuser zu Duzenden auf dem hügeligen linken Ufer der Dimbodika lagen, bunt durcheinander, regellos nach allen Richtungen hin gebaut, an manchen Stellen die Straßen einschnürend, an anderen durch wahre Schneefelder von einander getrennt. Kein Bauwerk in Bukarest war malerischer als ein Han; von außen freilich glich er einer Festung, im Inneren aber schlangen sich zwei übereinander liegende Reihen anmutiger Arkaden um die vier Seiten des Hofes herum, in dessen Mitte, wie bei den Klöstern, meist eine Kirche stand. Auch gehörte der Han gewöhnlich einem Kloster, das durch Vermieten der Kellereien und Warenlagerstätten, sowie der Wohnungen, die vorn, zu beiden Seiten des tiefen und breiten Eingangstores lagen, großen Nutzen zog. Dr. Christaris wohnte im Han Sanct-Jon, gegen dessen habgierigen Egumen erst kürzlich ein Erlass ergangen war, um ihn zu verhindern, die der Hauptstraße zugekehrte Mauer durch das Anlegen von Verkaufsläden immer mehr zu durchlöchern, wodurch sie bald zu schwach werden und den Menschen auf die Köpfe fallen konnte. Im Torbogen, im Hof und auf den Galerien wimmelte es von Händlern, Bauern, Handwerkern, Mönchen, Bojaren minderen Ranges und Beamten, von Rumänen, Griechen, Arnauten und Zigeunern, umsomehr als diesem Han gegenüber der Han Platár lag, wo viele Wechsler und Bankiers ihre Geschäftsstätten hatten.

Christaris mochte daher empfangen so viel und wen er wollte, es fiel in dem Gehen und Kommen nicht auf. In Pelze gehüllt lag er auf dem Divan und bezwang mit äußerster Anstrengung das Zähneklappern, das ihm der Fieberfrost verursachte. Das feine Gesicht schien aus durchsichtigem Wachs geformt, darin die Augen, die Prinzessin Katinka einmal mit Osterkerzenlicht verglichen, ganz groß brannten.

Ihn betreute Aristias, der junge Schauspieler, Lehrer der französischen Sprache und Schriftsteller, dessen Lebhaftigkeit und die nervöse Hast, mit der er sich während des Sprechens durch die Haare fuhr, einen starken Gegensatz zu Christaris' äußerlicher Ruhe bildeten. Aristias empfing die Besuche im Flur, meldete sie dann dem kranken Hausherrn und führte sie, einen nach dem anderen, zu ihm.

Seltzam zusammengewürfelt war die Gesellschaft der Freiheitsfreunde, die an des Arztes Lager vorüberzog, vom reichen, bramarbasierenden Kaufmannssohn angefangen bis zum Limonade- und Brezelverkäufer, bis zum arbeits-, namen- und fast rasselosen Mischling herab. Und wollte Aristias ein zu lumpiges Subjekt von der Vorstellung ausschließen, so wurde Christaris böse und sagte: „Wir dürfen nicht wählerisch sein. Auswahl tut gut, aber auch Anzahl ist notwendig.“ Oder: „Vertraue der läuternden Flamme großer Ideen. Der Kampf für das hohe Gut der Freiheit wird manchen zum Helden machen, der im kleinlichen Alltagsleben vielleicht ein Strolch geblieben wäre.“

Infolgedessen saß, in Erwartung des Läuterungsprozesses, mancher Strolch in Dr. Christaris' Küche und wurde dort gespeist, worüber des Arztes Haushälterin die

Hände rang, besonders als ihr Herr auch etliche Freiwillige auf seine Kosten ausrüsten ließ.

Am dritten Tag, seit des Arztes Erkranken, kam kurz nach Einbruch der Dunkelheit, der Hauptmann Jorðáke zu ihm und sagte, er müsse allein mit Christaris sprechen; doch ward er des Freundes kaum ansichtig, als er Aristias zurüdkrief und anordnete, ein Diener solle zu seiner, Jorðáke's, Frau laufen und ihr bewährtes Fiebermittel verlangen. „Das konnt' ich mir denken,“ brummte er, „daß ein Arzt es nicht versteht, sich selbst zu pflegen. Meine Frau aber ist's von mir gewöhnt. Hab' ich doch jeden Augenblick das Fieber in Bukarest.“

„Sage, Freund, sage,“ sprach Christaris rasch, indem sich sein Gesicht zu röthen begann, „ist der Sludjér Tudor schon — —?“

Doch trat mitten in der Frage, von Aristias ehrerbietig über die Schwelle geleitet, der Wornik Samurkásch ein, und rief bereits an der Türe, der Arzt möge sich nicht rühren. Dann ließ sich der Bojar am anderen Ende des Divans, zu Füßen des Kranken, in der ganzen faltenflutenden Pracht seines roten, durchaus mit weichstem Pelzwerk gefütterten Kastans nieder, hob den Ischlík aus feingekraustem grauem Atrakhan vom Haupt und nahm den Schlauch des Narghileh's zur Hand, das ihm sein Diener auf goldener Platte nachgetragen.

„Ein bitterböses Wetter für Verschwörungen und Aufstände!“ rief er, und zu Aristias gewandt, dem er scherzend einen türkischen Titel gab: „Beh-mu, Sorge dafür, daß wir ungestört bleiben.“

„Daß du mir die hohe Ehre deines Besuches schenkst, Archon Wornik, erfüllt mich mit Dankbarkeit,“ hub der Hausherr an.

Aber Samurkásch war jetzt, nachdem er sich behaglich mit untergeschlagenen Beinen zurechtgesetzt und die ersten Züge aus seinem gurgelnden Narghiloh gepafft hatte, ganz Berschwörer. Abwehrend hob er die Hand: „Bester Freund, die Hetärie weiß, wem sie hier in der Walachei zu Dank verpflichtet ist. Und darum, zur Sache!“

Christaris, den, nach dem Frost, die Glut des Fiebers packte, warf den Pelz ab, erhob sich in eine sitzende Stellung und wiederholte, mit fast bebenden Lippen, die Frage, die ihm schon seit Minuten auf der Seele brannte: „Ist Tudor Vladimiresku fort?“

„Er ist fort,“ sagte Jordáke, „seit einer halben Stunde.“

Christaris stieß einen Freudenschrei aus, während Samurkásch erstaunt das langbärtige Haupt hob: „Schon?“

„Das letzte Hindernis ist gefallen, darum brauchten wir nicht mehr zu zögern,“ sprach der Olympier.

„Ist es gefallen?“ unterbrach ihn der Arzt mit starrglitzernden Augen.

„Ja doch, ja doch,“ beruhigte ihn Samurkásch.

In diesem Augenblick trat rasch und unangemeldet der Him-Bascha Sava ein und hinter ihm ein Fremder.

„Da ist er! da ist er endlich!“ rief der schöne Arnaut, „da bringe ich euch Aristides Pápa, den unser geliebter Archi aus Rischinetw mit einem Brief an Milosch Obrenowitsch sendet, was uns den Weg durch Serbien sichert.“

Die Hetäristen begrüßten Pápa mit Freuden und lauschten dann andächtig dem Brief, den der Bote ihnen auf Wunsch des Archi, vorlas. Er lautete: „Ich habe von der hohen Leitung den Befehl erhalten, Eurer Hoheit alle bösen Absichten des Feindes unseres Glaubens und unse-

res Vaterlandes zur Kenntniss zu bringen. Die Pforte beginnt, außer den Truppen, die sie gegen Ali-Pascha von Janina geschickt hat und außer jenen in den rumelischen Paschaliks, auch noch in Asien und ihren übrigen Provinzen zahlreiche Horden zu werben, um im Frühjahr plötzlich und mit ganzer Macht Griechenland und Serbien zu überfallen, uns unvorbereitet zu finden und zu vernichten. Infolgedessen habe ich auf Befehl der hohen Leitung geeignete Ordres in ganz Hellas, Morea und bis zur Donau erlassen, damit am 15. November in Konstantinopel selbst und in ganz Griechenland der Aufstand ausbreche. Darum möge Eure Hoheit nicht zögern, so lang der Feind noch unvorbereitet ist, unverzüglich nach Empfang dieses Briefes Ihre tapferen Serben zu bewaffnen und Ihr Vaterland von den Barbaren zu säubern. Ich breche am 20., längstens 25. November über die Moldau und Walachei auf und komme zu meinen lieben Serben mit einem Heer, mit Nahrungsmitteln, Geld und allem übrigen Kriegsmaterial, und dann werde ich Ihnen mündlich mitteilen, was ich Ihnen noch auszurichten habe. Trachten Sie aber bis zum 20. November eine Abteilung Serben gegen Long und Drinowatz in Bewegung zu setzen, um die Aufmerksamkeit der Türken auf diesen Punkt zu lenken, damit für mich der Weg zwischen Widin und Adakale offen bleibe. Die Unterhandlungen, die in Konstantinopel zwischen der Pforte und Rußland geführt werden, deuten darauf hin, daß es zwischen diesen Mächten bald zum Krieg kommen wird. Lasset uns daher als erste dem Ruhmesziel zuschreiten, lasset uns die Häupter mit Vorbeer bekränzen, lasset uns mit dem Wahlspruch: „Freiheit oder Tod!“ unertartet den ahnungslosen Feind überraschen und der Sieg wird unbedingt unser sein.“

Christaris streckte die Hand nach dem Brief, um die Unterschrift des Archi „Alexander Ipsilantis“ zu küssen. Das wollte dann Sava auch tun. Jordáke saß am Rande des Divans, hatte die Hände über dem Knäuel seines Krummstuhls gekreuzt und den Kopf tief darauf geneigt. Bereits während der Vorlesung hatte der Bornik Samurkásch aus den Falten seiner Gewänder einen dicken, kurzen Elfenbeinkamm hervorgeholt, mit dem er in abgemessenen Bewegungen, nach Art und Sitte der Großbojaren, seinen seidigen Bart zu glätten beflissen war.

Aristides Pápa fragte: „Seid Ihr mit dem Inhalt des Briefes einverstanden?“

„Natürlich!“ riefen Christaris und Sava zugleich. „Er ist ein Meisterstück der Klarheit und Energie!“ und der Arzt setzte hinzu: „Die hohe Leitung, von der unser geliebter Archi spricht, ist also . . .?“

„Kapodistrias,“ flüsterte Pápa, „und ein noch Höherer.“

„Den sichersten Beweis dafür,“ fiel Sava ein, „liefert der russische Paß, den mir Lebentis eben für Sir Aristides ausgestellt.“

Jordáke hob jetzt den Kopf und fragte: „Wo willst du die Donau überschreiten, Pápa? Ich rate dir, dem Sludjór Tudor nachzureisen, der mit den türkischen Behörden in Uda-Kalé und Widin auf gutem Fuße steht. Fahre nach Tschernóh und warte dort auf Vladimírésku, denn er kommt auf einem Umwege auch dahin.“

„Evrika! Evrika!“ rief Christaris. „Und sage mir, Freund Jordáke, welchen Weg schlägt Tudor ein?“

„Der Archon Sludjór hat gestern seine Panduren vorausgeschickt und ist heute mit fünfundzwanzig meiner

Arnauten, die Dimitri Makedonski befehligt, über Bitótschi nach Oldenien aufgebrochen. Er sagt, er könne in wenigen Wochen sechs bis achttausend Mann unter den Fahnen haben.“

„Weiß Pini?“ flüsterte Christaris.

Dies bejahte wiederum Sava eifrig.

„Und welche Maßregeln wird Bladimirésku ergreifen, um seine Walachen zu sammeln?“ forschte der Arzt weiter.

„Alle Aufrufe und Proklamationen an das Volk hat er hier mit Flarion aufgesetzt.“

„Du vertraust ihm, Jordáke?“

„Wir sind Kreuzbrüder,“ sagte der Soldat.

„So können wir endlich, endlich hoffen, daß uns der Weg nach Hellas offen steht!“ jubelte Christaris, doch befiel ihn eine Schwäche, er legte sich zurück, schloß die Augen und kreuzte die Hände auf der schweratmenden Brust.

Die Männer sahen ihn schweigend an. Ja, sie wußten, wie viel Dank die Hetárie dem Arzt schuldig war. Was die bequeme Skepsis der wortgewandten Bojaren nie auf sich geladen hätte, und was dem Krieger widerstand, das hatte der feurige Schwärmer vollbracht, hatte seinen Ekel vor dem Mord hinuntergewürgt und das Fontanell am Arm des Wojwoden Alexander Souzós vergiftet. Um dies zu vermögen und sich zu betäuben, mußte er seine Seele in fortwährender extatischer Begeisterung erhalten. Bei der Nachricht vom Tode des Fürsten aber war der physische Rückschlag eingetreten.

Als die Hetáristen den Han Sankt-Jon verließen, lud Samurkásch den Hauptmann Jordáke zu sich in den



Wagen. „Du kennst Milosch Obrenowitsch gut?“ fragte der Bornif.

„Ich kenne ihn gut,“ sagte der Olympier.

„Er ist ein großer Diplomat?“

„Ja,“ seufzte Jordáke.

„Man schreibt mir aus Tzarigrad, es sei jetzt eine serbische Deputation dort, die mit der Pforte wegen der Bestätigung der Freiheiten und Privilegien Serbiens fast auf gleich und gleich verhandelt. Glaubst du, daß Milosch den Anordnungen des Archi ohne weiteres Folge leisten wird?“

„Nein,“ seufzte der Soldat noch tiefer als zuvor.

---

Am Morgen des 19. Januar verkündete endlich das Glockengeläute der zweihundert Kirchen in Bukarest, daß der Hospodar nicht mehr am Leben sei; die Konsulate erhielten die offizielle Bekanntmachung seines Hinscheidens und die Einladung zum Begräbniß: „La princesse rég-nante de Valachie et les princes et les princesses ses filles, en annonçant le décès de Son Altesse Sérénissime le prince régnant de Valachie, arrivé le 19 du courant, ont l'honneur de prier M. . . . , de vouloir bien assister, avec sa suite, à la cérémonie des funérailles, qui auront lieu aujourd'hui vers les neuf heures du jour à la turque, de la cour princière à l'église de Saint-Spiridon, rue Podo-Beilique.“

Pini, Hackenau und Kreuchely fuhren noch vor dem Leichenzug zur Spiridon-Kirche. Alle Straßen waren dicht mit Schaulustigen besetzt; auf Mauern und Garten-

zäumen saßen die Leute, auf den niederen Dächern standen sie, so daß sich an engen Stellen eine Art Hohlgaße von Körpern und Köpfen gebildet hatte. Wo die Brücke über die eingefrorene Dimbovika hinüberführte, war das breite Flußbett samt den Ufern schwarz von Menschen. Podu-Behlif hieß die wichtigste Verkehrsader in Bukarest, deren Balkenboden am besten in Stand gehalten wurde, denn durch diese Straße zogen die aus Konstantinopel kommenden Fürsten und Paschas ein; dort befand sich der Behlif, das Absteigequartier für die Gesandten und durchreisenden Würdenträger und Beamten der Hohen Pforte, und zahlreiche Kaffeehäuser, Kaufläden und Kellereien.

Im Galopp kamen die Wagen der Konsuln daher und schwenkten unter dem breiten, niederen Torbogen, den ein mächtiger Glockenturm überhöhte, in den Hof des Epiridonklosters, in dessen Mitte die Kirche stand.

Heute lag eine goldgelbe Strohschicht über den ganzen Hof gebreitet, denn die Einsegnung der Leiche sollte im Freien stattfinden. Rechts neben der Kirche hatte man ein rundes, nach allen Seiten hin offenes Zelt errichtet, in dessen Mitte sich ein ovaler, mit einem rotsamtenen Teppich bedeckter Tisch befand; sein oberes Ende umgaben, wie eine Art Schutzwand, drei Bilder: das mittlere stellte den verblichenen Fürsten dar, das rechte die Wappen der Moldau und Walachei, da Alexander Souhos im Jahre 1802 vier Monate lang beide Länder zugleich regiert hatte, auf dem linken sah man Bäume. Vor dem Tisch lag ein türkischer Teppich für den Metropolitan.

Als die Konsuln abstiegen, kam ihnen der griechische Abt des Klosters mit seinen Priestern aus dem Inneren der Kirche entgegen. Von den röhrenförmigen Kopfbedeckungen fielen den Mönchen schwarze Schleier auf die

Schultern; auf der Brust des Priors bligte das Enkolpion, ein in Edelsteine gefaßtes Heiligenbild. Vor den sich tief verneigenden Geistlichen schwenkten die Erzellenzen ihre goldbetreßten Zweispitze, folgten dann der Aufforderung des Abtes und betraten die Vorhalle der Kirche, um das für den Fürsten bereitete Grab zu besichtigen.

Rechts vom Eingang hatte man eine graue Marmorplatte von den Fliesen emporgehoben und in der Gruft, die sich darunter befand, für den Hospodaren Platz geschaffen. Die Gruft war nicht groß, und es lagen bereits zwei Wojwoden darin, Skarlat Ghika, der Großvater der Fürstin-Witwe Frussa und Stifter der Spiridon-Kirche, der seinen Bruder vom Thron gestoßen, um bald darauf im Purpur zu sterben, und Constantin Handjerli, furchtbaren und tragischen Angedenkens, der durch ein verwickeltes Ränkespiel, wobei er ebenso sehr verriet, als er wiederum verraten wurde, des Sultans Gnade verlor. Was zur Folge hatte, so berichtet die Chronik, daß eines Tages ein Kapudji-Bascha aus Tzarigrad erschien, den ein „grausiger Neger“ begleitete. Und als der Kapudji-Bascha neben dem Hospodaren auf dem Divan saß und Kaffee trank, erhob sich der Neger von seinem Schemel, schleuderte einen Strang um Handjerli's Hals und zerrte ihn auf den Boden; da der Fürst aber stark war und sich bäumte, gab der Kapudji zwei Pistolenschüsse auf ihn ab, dann kniete sich der Neger auf ihn und brach ihm das Genick mit den Händen. Als die Tschohodaren die Schüsse hörten und eintraten, sprach der Kapudji: „Dur bré! firman!“ — „Halt! Firman!“ und alle blieben wie versteinert stehen. Denn ein Firman, der Befehl des Sultans, war heilig. Der Kapudji nahm den Kopf des Hingerichteten nach Konstantinopel mit, während der Körper

des Fürsten in den Hof des Palastes geworfen wurde, wo er tagelang, allem Volk zur Lehre, liegen blieb.

Die Knochen dieser beiden Herrscher und den einen Schädel hatte man jetzt gewaschen und in einen grünen Sack gesammelt. Sie wurden den Erzellenzen gezeigt.

Pini sah mit unverhohlenem Spott und tiefster Verachtung auf die Gebeine, ohne sich die Mühe zu geben, irgend eine Bemerkung dabei zu machen. Die ganze Zeremonie langweilte ihn unsäglich. Niemand wußte besser als er, daß der heiße Wunsch der Soukos, dem Prinzen Nikolaus die Thronfolge zu sichern, nicht in Erfüllung gehen werde. Weniger denn je waren die Türken geneigt, eine „Dynastie der grünen Pferde“ zu gründen, da sie sich endlich von dem verräterischen und revolutionären Sinn ihrer Dragomane sattfam überzeugt hatten. Mit der Regierungsfähigkeit der Soukos war es vorläufig aus. Kein gewiegter Diplomat brauchte unter solchen Umständen seine kostbare Zeit, Gesundheit und Courtoisie an solch eine quantités négligeable zu verschwenden.

Sackenau räusperte sich und trippelte von einem Fuß auf den anderen, weil ihn froh und auch weil ihn die gallige Miene des hochmütigen russischen Kollegen nervös machte. Wußte man doch nie, was dahinter steckte und mußte sich von Herrn von Pini alles Mögliche gefallen lassen, weil augenblicklich Seine Majestät der Kaiser Franz I. mit dem Zaren die Heilige Allianz geschlossen hatte und beide Herrscher selbster von Kongreß zu Kongreß, von Troppau nach Laibach wanderten.

Der gemüthvolle Kreuchelt seufzte und merkte sich alles, was er sah, ganz genau, um es dann seinem Vorgesetzten, dem Baron von Miltiz, königlich preussischen Gesandten in Konstantinopel, zu schreiben. Er seufzte im

Anblick der Gebeine Ghika's und Sandjerli's über die Vergänglichkeit irdischer Macht und seufzte im Anblick des übellaunigen Herrn von Pini über Preußen's politische Lage, dem, nach dem Ausspruche Pozzo di Borgo's „von Rußland aus seine Rolle angewiesen wurde.“

Durch die eisige, windstille Luft kam jetzt eine Tonwelle gezogen, die noch nicht verhallt war, als ihr eine zweite, stärkere mit breitem, ernstem Klang folgte: der Trauergesang schwebte dem Leichenzug voran.

Kreuchely horchte hoch auf: „Wie klingt denn das?“ sprach er überrascht vor sich hin.

Udriky, der neben ihm stand, sagte: „Das ist halt das Gemecker, was die Kirchenjänger durch d'Nasen plärren.“

„Das ist es eben nicht,“ erwiderte der preussische Konsul, der die nachlässige Ausdrucksweise des Sekretärs der österreichischen Agentur mit Recht der Tatsache zuschrieb, daß er, Kreuchely, von seiner Regierung nicht besoldet wurde. „Heute klingt der Gesang ganz anders wie gewöhnlich, klar und festgefügt.“

„Gehn's, Herr Agent! Is grad so a türkische Heulerei, wie's immer war.“ Udriky hatte weder Einsicht noch Beobachtungsgabe genug, um ein einmal gefälltes Urteil je nach den Wandlungen, die sich mit dem beurteilten Gegenstand vollzogen, zu verändern. Wie alle Halbgebildeten hielt er an Schlagwörtern, die sich ihm eingepägt hatten, starrsinnig fest. Allerdings war die rumänische Kirchenmusik unter dem Einfluß der Geistlichkeit aus dem Fanar zur „türkischen Heulerei“ herabgesunken. Aber der künstlerisch veranlagte Kreuchely hatte Recht: heute tönte ein neuer Sang vor dem Sarge her. Rein

und sicher, mit wunderbar zarten Portamenti über enharmonischen Intervallen, führten Knabenstimmen den breiten, erhabenen frommen Fluß der Melodie, zu deren Unisono von jungen Bässen ein einziger Ton als Begleitung gehalten wurde: der Ton, der manchmal anschwellt wie Sturmgebraus im Tannenwald. Dies war das Ergebnis der neuen vom Metropoliton Dionisie Lupu gegründeten, nationalen Sängerschule, die schon im ersten Jahre ihres Bestehens einen so schönen Chor hervorgebracht.

Nun begannen auch die Glocken von St. Spiridon zu läuten, und zwischen den ehernen Schlägen stieg und sank der majestätische Gesang, dessen Rhythmen und Tonleitern aus dem grauen Altertum, aus Asien, stammen.

Der lange Zug von Arnauten, Tschohodaren, Zünften und Beamten, der dem Sarge voranging, blieb draußen vor der Klostermauer, während durch das Thor unterm Glockenturm ein tausend Priester den Hof betraten und sich rings um das Zelt scharten, das sie wie ein farben- und goldsprühender Kiesenkranz umleuchteten.

Dann schritt der Metropolit, die glitzernde Mitra auf dem Haupt und angetan in gelbem Brocat, den runde, gemalte und mit Perlen umrahmte Heiligenbilder zierten, bis unter das Zelt. Darauf kam der Kirchen­sängerchor mit seinem Lehrer, dem Hieromonachen Makarius, nach ihm Hofbeamte, die auf roten Samtkissen die fürstlichen Machtinsignien trugen, allen voran die Kuka, die der Sultan den Hospodaren an Stelle einer Krone verlieh; dies war eine hohe, pyramidenförmige Kopfbedeckung aus goldgelbem Samt, mit einem Rand von Silberstoff, in dem ein dichter, niedriger Kranz weißer Straußensfedern steckte. Eine ähnliche Kopfbedeckung zeichnete den Oberbefehlshaber der Janitscharen in Konstantinopel aus;

ihre Verleihung an die Fürsten bedeutete, daß diese dem Janitscharenkorps angehörten.

Und endlich schwankte unter einem roten goldgestickten Baldachin, zu dessen beiden Seiten die zwei Tui, die schweren, türkischen Rosschweifbahnen getragen wurden, auf den Schultern der Großwürdenträger der offene Sarg daher, in dem weiland der Hospodar im Fürstenthum lag. Nie in seinem Leben hatte der zwerghaft kleine Alexander Souhos so majestätisch ausgesehen. In der schönen Ruhe des Todes imponierte selbst der Mormolók.

Den Zug beschloßen ungefähr hundert Edelleute, die heute, anstatt der kuppel- und kugelförmigen Tschlitz, die Bojarenmütze älterer Form aus Zobel trugen, die schlank und hoch war und über der Stirn eine fiedelartig geschweifte Längsfalte hatte. Die Spitze der Mütze zierte, als Abzeichen der höchsten Rangklasse, ein Stück roten Luchses.

Diese Herren waren fast alle Griechen, da die Rumänen es, mit wenigen Ausnahmen, nicht der Mütze wert befunden hatten, mitzugehen.

Trotz ihrer drei- und vierfachen Pelzmäntel und ihrer Pelztiefel froren die an langes Verweilen in kalter Winterluft ungewohnten Bojaren gottsjämmerlich, und das physische Mißbehagen vereint mit der seelischen Angst, der Tod des Mormolók könne sie um ihre Stellungen, d. h. um die Gelegenheit zu stehlen, bringen, ließ sie wirklich tiefbetrübt dreinschauen.

Die fürstliche Familie konnte vor übergroßem Schmerz dem Begräbnis nicht beiwohnen.

Das feierliche Totenamt wollte kein Ende nehmen. Da sagte Pini zu Leventis: „Mir ist nicht wohl. Lassen Sie den Wagen vorfahren,“ verabschiedete sich von seinen Kollegen und ging.

Die Bojaren blickten ihm verstört nach.

Hackenau hustete, erwog die politische Bedeutung von Pini's Unwohlsein und sagte zu Udrişky: „Partons“.

Und auch ihm blickten die frierenden Bojaren besorgt nach. Nun mochte Preußens unbesoldeter Konsul nicht allein bleiben, wo seine hohen Kollegen gegangen waren, und entfernte sich ebenfalls.

Als die drei Herren nach Hause fuhren, hörten sie vom Metropolitanhügel herab zwanzig Kanonenschüsse krachen, zu gleicher Zeit fielen wieder die Glocken von Sanct Spiridon ein, und das wilde Geschmetter, Gepauke, Gepfeife und Schellengeklingel der Meterhaneá, der fürstlichen Militärmusik nach türkischem Muster, zerriß die Lüfte; Kanonendonner, Glockenläuten und das Getöse der Trompeten, Trommeln und schrillen Flöten dauerte fort, bis die Gruft über dem verbliebenen Herrscher geschlossen war. Mit solchem Lontumult wurde die Grablegung des Wojwoden dem Volk verkündet, dem stillen, ernstern rumänischen Volk, das den prunkvollen Einzug eines Fürsten aus dem Fanar oder sein ebenso prunkvolles Begräbniß mit ein und demselben Schweigen hinnahm, wußte es doch, daß die fremden Männer, die in blitzschnellem Wechsel den Thron bestiegen, nichts anderes waren als Wucherer.

---

Leventis lag vor Sofiana Pantas auf den Anien.

Sie kauerte in einer Ecke des Divans, die Ellenbogen auf die gekreuzten Beine, die Fäuste unter's Kinn gestemmt; ihre Augen funkelten böse.



„Wenn ich nur wüßte, was dir fehlt, Schönste?“  
klagte der junge Mann. „Ist es denn möglich, daß dich  
der Tod des Mormolok, dieses gräßlichen alten Zwergs . .“

Ihr grelles Aufklachen schnitt ihm die Rede ab. „Du  
gehörntes Rindvieh!“ rief sie, — im Gebrauch von  
Schimpfwörtern stellte jede Griechin ihren Mann, —  
„siehst du nicht, daß mich dein Gurren langweilt? Kannst  
du nichts besseres tun, als Süßholz raspeln?“

„Vor noch nicht langer Zeit warfst du mir vor, ich  
spräche zu viel über Politik —“

„Schweig, Affe! Heute will ich eben Neuigkeiten  
hören.“

Leventis erhob sich mit einem resignierten Seufzer:  
„Wie du befehlst, Herrin,“ ließ sich am Rand des Divans  
nieder, langte mit verspielten Fingern nach dem Bern-  
steinrosenkrantz, der auf einem türkischen Tischchen in einer  
Silberschale lag, und ließ die Lose aufgereihten, von gold-  
glitzerndem Geäder durchzogenen Perlen, eine nach der  
anderen am Seidenfaden herabgleiten. Dabei fing er  
an zu erzählen, scheinbar ganz in seinen Bericht und in  
das Spiel seiner Hände vertieft, die schöne Frau aber  
scharf beobachtend, um zu sehen, auf welche Neuigkeit  
sie eigentlich wartete. Er begann mit Liebesgeschichten  
aus der Protipendada.

Aber Sofiana zog die Mundwinkel herab und sagte:  
„Dummer Klatsch.“

Fast ohne sich unterbrochen zu haben, fuhr er fort:  
„Die Hohe Pforte ist, den letzten Nachrichten zufolge, in  
mißlicher Lage; denn das epirotische Bergvolk der Su-  
lioten hat sich mit Ali-Pascha von Janina verbündet, der  
nun alle gegen ihn ausgesandten Truppen schlägt. Eine  
wunderbare Konjunktur für uns —“

„Zaruki — paluki!“ spottete sie.

„Zaruki — paluki, ja,“ wiederholte er, und sie plötzlich voll ansehend: „Möchtest du Kaiserin von Byzanz werden?“

„Haha!“ lachte sie auf, „wie wird man denn das?“

„Indem man schön ist. Hast du nicht schon zweimal dieses walachische Land regiert?“

Er meinte damit die Herrschaft, die sie über den verstorbenen Wojwoden ausgeübt, und eine vorhergehende, als Sofiana noch nicht die Frau des Pantas, sondern die eines anderen Griechen war und den alten, grausamen General Kutusoff zu ihrem Sklaven gemacht hatte. Dies hatte sich vor zehn Jahren zugetragen, zur Zeit des russisch-türkischen Krieges, während dessen Kutusoff, der Oberbefehlshaber, sein Hauptquartier in Bukarest aufgeschlagen. Die vierzehnjährige, doch von ihrer Mutter in der Sittenlosigkeit wohl unterwiesene Sofiana benahm sich bereits damals in einer Art und Weise, daß sie selbst jener berücktigten Zeit zum Stein des Anstoßes wurde, und daß etliche Generalsfrauen, die Kutusoff einmal geladen, empört sein Haus verließen, um nicht Augenzeugen der Ausschweifungen sein zu müssen, denen sich die junge Griechin überließ.

„Bah,“ sagte die Pantas jetzt verächtlich, indem sie sich in die Kissen zurückwarf, „ich danke für solche Regierungsfreuden!“

„Selbst wenn der Kaiser von Byzanz jung wäre und ein Held, vornehm und bestrickend?“ betonte Leventis.

„Aber er ist noch nicht Kaiser von Byzanz, da liegt der Hase im Pfeffer, mein Bester! Seid doch nicht so großmäulig. Diese Revolution, die Ihr machen wollt, wird an eurem ewigen Schwächen scheitern.“

„Ach Sofiana, wie klug du bist!“ rief der plattnasige Georg und schob sich auf dem Divan näher zu ihr hin.

Mit einem häßlichen türkischen Fluch schnellte sie wieder empor: „Bleib mir zehn Meilen vom Leibe!“

„Oho,“ dachte Leventis, „arg verliebt ist die wilde Raube. Aber in wen?“ Laut sagte er, indem er sich ihrer bösen Laune von neuem fügte und den Gesprächsstoff zum zweitenmal wechselte: „Du würdest lachen, könntest du jetzt dem Zank und Streit der Bojaren im Divan beiwohnen. Da gibt es die sogenannten Patrioten, die etwas faseln von einheimischen walachischen Fürsten und mit Oesterreich liebäugeln, und die Pinisten, die wissen, daß nur beim Zaren Schutz und Heil zu finden ist . . .“

Sie hob die Arme und klatschte in die Hände, was ihre alte Zigeunerin sofort an die Türe brachte.

„Gafitza,“ befahl die Pantas, „geh auf die Straße und lasse dir erzählen, worüber sich ganz Bukarest in Aufregung befindet; der Herr Sekretär weiß es nicht.“

Leventis verbiß ein Lächeln. „Was regt ganz Bukarest auf?“ fragte er harmlos.

Sie hätte ihn gern geohrfeigt. Da ihr aber daran lag, etwas durch ihn zu erfahren, bezwang sie die zügellosen Zuckungen ihres Temperaments und sagte: „Wozu spielen wir Komödie? Du weißt ja doch, daß ich Staatsgeheimnisse gewöhnlich durchschaue.“

„Und ich die weit wichtigeren deines Herzens,“ fiel er ein. „Ja, Schönste, darum gehören wir eben zu einander, darum brauchen wir einander, und darum liebe ich dich abgöttisch.“ Er lachte spottend. „Jetzt will ich es dir großmütig beweisen. Also höre. Bukarest ist allerdings erregt über die Nachricht aus Pitészti, daß sich dort ein Trupp von sechsunddreißig Arnauten unter der Führung

eines gewissen Sludjér Tudor Vladimirésku gezeigt habe —“

„Arnauten?“ warf sie ein.

„Arnauten, obwohl die Herren im Divan zuerst behaupteten, es seien weiter nichts als Räuber, Arnauten, die wohl bewaffnet und beritten waren, jedoch keine Gewalttat ausübten und nach dem Distrikte Béltscha weiterzogen. Die Präfecten haben die Weisung erhalten, sie zu beobachten. Die Leute überschritten den Ort, trafen einen Kassabeamten des Distriktes Gorj, der Geld in die Amtskasse trug, nahmen ihn gefangen, rührten aber sein Geld nicht an und zogen am Fuß der Gebirge westwärts.“

„Bloß Arnauten?“ fragte sie wieder.

„Und Panduren,“ nickte er lächelnd. „Und plötzlich erhielten wir einen wunderlichen Aufruf jenes Sludjér Tudor, der sein Land von irgend etwas oder irgend jemand befreien will.“

„Sind es jene Panduren, die hier in Bukarest mit dem Vladimirésku gewesen?“ forschte sie.

„Jedenfalls. Weshalb fragst du das?“

Aber sie antwortete nicht. Die Hände hinterm Kopf verschränkt, ließ sie sich in die Kissen sinken; unter dem golddurchwirkten Musselin, der den tiefen Ausschnitt ihres Samtjäckchens ausfüllte, wogte die volle Brust, die Lippen öffneten sich, während die Augen in träumender Wollust verschwammen.

Halb mit Spott und halb bewundernd betrachtete Leventis das schöne Weib, das den Regungen seiner Natur so unverhohlen Ausdruck gab, auch staunte er darüber, daß sie ihrer verliebten Grille für den goldhaarigen Altenier noch immer nachhing.

Da sagte sie auf einmal in nüchternem Ton: „Ich glaube, Ihr habt eure Rechnung ohne diese Panduren gemacht. Ihr Herren Diplomaten kennet nur zweierlei Menschen: Feiglinge und Lumpen. Die Panduren aber sind Männer. Die werden nicht eure, sondern ihre eigenen Wege gehen.“

---

Über die eigenen Wege, welche die Panduren eingeschlagen, gerieten die Großbojaren in der That bald außer sich. Wer war nur dieser Sludjér Tudor Bladimirósku? Ein durch seine Tapferkeit emporgekommener Bauernsohn aus dem Bergdorfe Bladimir im Distrikte Gorj. Weiter nichts. Und der unterstand sich, Proklamationen im Lande umher zu senden? Proklamationen unerhörten Inhalts, in denen er das Volk im Namen Gottes aufforderte, sich gegen seine Vorgesetzten, „die blutsaugenden Drachen“, zu erheben, denn Gott dulde das Böse nicht, darum müsse man es aus der Welt schaffen, indem man „der Schlange mit der Keule den Kopf zerschmettert“; Gott wolle, daß es Licht sei auf Erden, darum müsse man die Finsternis verscheuchen. „Seid nicht saumselig,“ sprach dieser Tudor zum Volk, „und kommt eilends alle, wer von euch Waffen besitzt, mit seinen Waffen, wer keine hat, mit Eisengabeln und Lanzen; bewaffnet euch rasch und kommet dorthin, wo Ihr hören werdet, daß sich die Versammlung zum Wohl und Nutzen des ganzen Landes aufhält, und was euch die Häupter der Versammlung raten werden zu tun, das thut. Denn unsere Tränen, Brüder, sind nun lang genug geflossen.“ Am gefährlichsten lautete der Schluß: „Wisset aber, daß niemand, so lang als die Versammlung zum Wohl des Volkes tagt,

auch nur ein Körnchen oder Stäubchen vom Hab und Gut eines Kaufmanns, Städters oder Bauern anrühren darf; nur der unrechtmäßig erworbene Besitz der tyrannischen Wojaren soll geplündert werden, doch bloß jener Wojaren, die, wenn sie es gleich versprochen haben, nicht auf unserer Seite stehen; solcher Hab und Gut soll für das Gemeinwohl genommen werden." Unterzeichnet: „Theodor, im Januar 1821.“

Das Wort „plündern“ war ausgesprochen, wie eine brennende Lunte in den angesammelten Zündstoff des Hasses der Bedrückten gegen ihre Bedrücker geschleudert worden. Jedem Aufständischen, der sich mit der Eisengabel bewaffnete, wurde somit das Recht eingeräumt, über die Gesetzmäßigkeit des Besitzes zu urteilen.

Mit Bestürzung las man ferner, daß es Wojaren gebe, die versprochen hatten, auf Seite des Volkes zu stehen. Und alle taten empört und liefen zu Pini. Was den Baron Fleischhackl veranlaßte, ironisch an den Fürsten Metternich zu schreiben: da der russische Konsul augenscheinlich die oberste Macht in den Donaufürstentümern sei, so wäre es eigentlich angezeigt, die fremden Agenten bei ihm und nicht bei den Hospodaren zu akkreditieren. Des weiteren berichtete er: „Viele glauben, Herr von Pini habe den gedachten Todoro, der noch zwei Tage vor dem Tod des Fürsten in Bukarest und in dem russischen Konsulat war, selbst zu jener Unternehmung angestiftet, um bei den dermaligen Umständen das Land in Unordnung und Schrecken zu bringen, und sodann den Aufstand nach Belieben zu dämpfen und sich dadurch ein neues Verdienst um die Walachei zu machen; oder, was ebenso wahrscheinlich und hier von jedermann, der nur einige Einsicht hat, seit lange vorhergesehen und erwartet

wird, um einen schicklichen Vorwand zu finden, daß Rußland, als Beschützer der Fürstentümer, diese durch seine Truppen besetzen lassen könne, um die Ordnung wieder herzustellen. Man sagt hier, was in Neapel im Großen geschieht, kann hier mit weit weniger Mühe aus angeblich löblicher Sorgfalt im Kleinen in Ausübung gebracht werden. Seit vorgestern versammeln sich die Wojaren zu wiederholten Malen, um zu beratschlagen, während bei Pini ebenfalls Konferenzen stattfinden.“ Schließlich forderte Hackenau offiziell Aufschluß über die Begebenheiten in Ostenien, um auch die Grenzbehörden zu warnen, da er befürchtete, der Aufstand könne sich auf die Siebenbürger Rumänen, „die von ihren Grundbesitzern auch nicht milde behandelt werden“, ausdehnen. Über den Erfolg dieser Forderung schrieb er nach Wien: „Die Ausschuß-Wojaren haben meine Note dem russischen Konsul mitgeteilt, der diese meine Einschreitung zwar zu billigen, aber zugleich anzuraten für gut befunden hat, daß man mir nur eine oberflächliche Antwort erteile, die ich noch erwarte. Indessen haben mich der Metropolit, Brancovan und Gregor Ghika jeder für sich insgeheim von allen Vorgängen in Kenntniß gesetzt.“

11.

Nur ein Flug flamingofarbener Wölklein stand am blassen, aber noch hellen Abendhimmel über der Stadt Törqu-Tiú, — dem Markt am Tiú, — als Tudor Vladimiresku mit seinen Begleitern Freitag, am 21. Januar, dort einzog. Sie hatten die weite Strecke von Bukarest bis in den Distrikt Gorj, bei tiefem Schnee und strenger Kälte, in vier Tagen zurückgelegt. So ritten Panduren. So trieb ein großer Gedanke, ein heißes Sehnen nach der

Verwirklichung seines Ideals den schweigsamen Tudor durch sein Land, unter dessen stiller, weißer Winterdecke das Elend begraben lag: Felder, die seit Jahren keinen Pflug mehr kannten, Verkehrsstraßen, die schlimmer waren als Sturzacker, Dörfer, vereinzelt, nur in weitem Abstand von einander, die oft eher einem Biberbau glichen als menschlichen Wohnstätten, denn um den unerschwinglichen Steuern zu entgehen, die auf all und jedem Ding im Bauernhof, selbst auf dem Schornstein, lasteten, vergruben sich die Leute in die Erde.

Ein großes Schweigen lag über dem Land, ein Warten und Lauschen, ob denn nicht bald Erlösung käme.

Tudor Vladimiresku aber gehörte zu den Berufenen, denen es gegeben ist, eines ganzen Volkes Herz schlagen zu hören, in eines ganzen Volkes Seele zu lesen, er gehörte zu dem Geschlecht der Erlöser, in dem der altruistische Gedanke so lebenskräftig werden kann, daß er sich in die Tat umwandelt.

In schneestäubendem Trab durchritt die kleine Schar den Markt am Jiú und machte auf einem freien Platz Halt, um den herum, hinter Mauern, die Präfektur und einige Bojarensitze lagen. Vor einem derselben, dem Eigentum des Steuereinnehmers Serdár\*) Basile Moánga, stieg Tudor Vladimiresku ab. Im Hof stand ein großes, weißes Haus, dessen sehr hohes und steiles Dach weit hervorsprang und auf allen vier Seiten des Gebäudes auf einem Säulenumgang ruhte. Unterhalb dieses Umgangs, der die Höhe eines Halbstocks hatte, war die Mauer glatt und nur hie und da von ganz schmalen, schiefchartenähnlichen Fensterchen unterbrochen. Die Eingangstüre

---

\*) Serdár: Adelstitel.



befand sich rechts, um die Ecke, und dahinter im Inneren die Treppe, die zum Bridwör hinaufführte.

Als Tudor Bladimirósku, den Diener empfangen und angemeldet hatten, oben ankam, stand bereits die Hausfrau dort, eine lebhaft, schlank Greisin, unter deren weißem Scheitel die lächelnden Augen noch einmal so schwarz erschienen.

„Welche Freude, Sludjér Tudor!“ rief sie, „Seine Gnaden der Serdár ist zwar nicht zu Hause, aber wie wird er glücklich sein, dich hier zu treffen, wenn er kommt!“ Der Kreishauptmann neigte sich über ihre Hand, sie aber nahm seinen Kopf in beide Hände: „Laß mich dich küssen wie einen Sohn. Willkommen, mein Kind, willkommen!“

„Ich danke dir, Frau Baláscha, und bitte dich, mir zu sagen, wo der Serdár ist, denn ich muß sofort mit ihm sprechen.“

„Gewiß, Liebling, gewiß. Ich laß ihn rufen.“

„Ich schicke meine Leute nach ihm,“ entschied Tudor. „Wo ist er?“

„Drüben in der Präfektur, mein Sohn.“

„Gut, die beiden Präfekten des Distrikts sollen auch kommen.“

„Nur Diníku Oteleschánu befindet sich in Lérgu-Ziú. Der Kaminár\*) Jorgu Bacarósku, der zweite Präfekt, ist in Braditschéni bei meinem Schwager zu Gast.“

„Dann soll Oteleschánu allein kommen. — Preda!“ rief Tudor, und der Pandur, der im Dunkel der Treppe stand, sprang die Stufen herauf. „Du nimmst vier Ar-nauten und holst die beiden Herren.“

---

\*) Kaminár: Adelstitel.

Unterdessen war Frau Baláscha an die gemauerte Rampe des Brückworts getreten und hatte in die Dämmerung hinausgeschaut, die sich rötlich violett über die beschneiten Dächer und kristallinen Baumkronen senkte.

„Wie viele Reiter hast du denn bei dir, Liebling?“ fragte sie. „Der Platz vor dem Tor scheint ja voll von Pferden und Menschen.“

„Sechs und dreißig,“ lautete die Antwort. „Erlaubst du, Gnädige, daß die Panduren unter ihnen hier im Hof rasten?“

Gifrig bejahte die Hausfrau, befahl einem Diener, das schwere, eisenbeschlagene Hoftor zu öffnen und dann den Panduren behilflich zu sein, damit sie sich Feuer machten; eine Mahlzeit solle für sie bereitet und auch jenen Männern draußen auf dem Platz Wein, Brot und Käse gereicht werden.

Tudor dankte, sagte, daß er nicht lang verweilen könne, und ließ an seine Leute die Weisung ergehen, die Pferde zu füttern, die Hufeisen zu untersuchen und sich wegbereit zu halten.

„Willst du nicht ins Haus treten und dich ein wenig ausruhen, Kindchen?“ fragte Frau Baláscha.

„Ich warte hier auf die Bojaren.“

„Kommst du aus Bukarest? Hast du einen Befehl von der Regierung?“

„Ich habe einen.“

„Gott gebe, daß er dem Volk zu Nutz und Frommen sei,“ seufzte die alte Bojarin, „denn Seine Gnaden der Serdar gerät jedesmal außer sich, wenn wieder neue Steuern angeordnet werden. Heilige Mutter Gottes, hat denn niemand in Bukarest ein Herz?“

„Niemand.“

Da schoß das altenische Sturmblut in die Wangen der Greisin, und sie, deren liebevolle Mütterlichkeit sich selbst dem finsternen Vladimirésku gegenüber in Rosenamen erging, packte jetzt seinen Arm, schüttelte ihn und rief: „Und du? Was machst denn du? Wo hast denn du dein Herz, Tudor?“

Er legte seine Hand auf die ihre und erwiderte fast im Flüsterton: „Laß gut sein, Mütterchen, laß gut sein, ich habe eins.“

Das beruhigte sie. „Dann segne dich Gott, mein Sohn,“ sprach sie. „Und nun, — höre, der Wagen kommt, der die Herren bringt, — nun gehe ich ins Haus und richte dir was zu essen. Wir haben frische Fische aus dem Siá. Heute ist Fasttag.“

Es war dunkel geworden, ein Diener brachte eine Pechfackel, die er an einem Ring in der Mauer befestigte. Und schon kamen der Serdár Basile Moánga und der Blutscher Diníku Oteteleschánu die Treppe herauf. Der Präsekt war ein jüngerer Mann, Moánga hatte einen schneeweißen Bart und strahlende blaue Augen. Er schloß Tudor mit einem Ausruf der Freude in seine Arme, während Oteteleschánu rasch fragte: „Mit was für einem Heer bist du denn da gekommen, Archon Sludjér?“

„Archon Ispravnik,“ erwiderte der Kreishauptmann, der sich den Gürtelriemen zurechtzog, an dem sein Säbel hing, — er trug ihn über einem Mantel mit engen Ärmeln, den man Tatárka nannte, — „du wirst mit mir nach Braditschéni kommen, wo der Kaminár Bacarésku ist. Ich habe mit euch beiden zugleich zu sprechen.“

„Auf wessen Befehl?“ gab der andere zurück, indem er die hohe, kahle Stirn unter dem Ischlík in Falten legte.

„Befehl des Fürsten.“

„Zeige ihn!“

„In Braditschéni. Mache dich reisefertig, Archonda. Ich gebe dir dazu eine Stunde und vier Arnauten.“

Zwar empörte den Präfekten der kurze Ton des Kreishauptmanns, aber er roch Lunte und begriff, daß er in eine Falle gegangen: zwischen ihm und seiner Präfektur standen sechs und dreißig Banduren und Arnauten. Darum machte er gute Miene zum bösen Spiel und willfahrte.

Moánga und Tudor gingen ins Haus und schlossen sich in einem Zimmer ein, dessen Wände, außer an der Stelle, wo der Divan stand, mit Büchern bedeckt waren. Gewöhnlich verklärte sich des Hausherrn Antlitz, sowie er den Fuß über diese Schwelle setzte, und seine ersten Worte galten den geistigen Schätzen, die er hier mit inbrünstiger Liebe sammelte. Heute aber fühlte er, daß Tudor Vladimiresku nicht zu beschaulichem Besuch gekommen war. Sturm umwitterte den Bandurenhauptmann, der jetzt im Zimmer auf und ab ging und die Frage des Gastfreunds: „Was hast du mit dem Präfekten vor?“ minutenlang unbeantwortet ließ. Endlich schlug er den Mantel über der Brust auseinander, zog ein Papier hervor und reichte es dem Serdár.

Dieser las: „An das ganze rumänische Volk in Bukarest und in den anderen Städten und Dörfern des rumänischen Landes.“ Da kam ein Bittern in seine alten Hände, und als er den Aufruf bis zur Unterschrift „Theodor“ durchgelesen, standen ihm große Tränen in den Augen. Er machte das Zeichen des Kreuzes, und drückte das Blatt an seine Lippen. „Gott helfe dir!“ sprach er.

„Amen,“ sagte Vladimírěsku, trat dann dicht vor Moánga hin und stieß den Säbel auf die Diele: „Aber auch Ihr müßt mir helfen.“

Der Greis reichte ihm die Hand: „Ich bin der deine. Gib mir deine Befehle!“

Das fraglose Vertrauen Basile Moángas floß wie Öl in die sturmbewegte Seele des Panduren; eine seltene Freudigkeit kam über ihn, und er schloß dem alten Mann sein reiches Herz auf.

„Vater, so ich es verhüten kann, soll diesem Volke kein Haar gekrümmt, soll dieses Land nicht verwüstet werden. Ich will keine fremden Armeen herbeirufen, will kein neues Gebiet erobern. Krieg will ich wahrhaftig nicht. Aber Gerechtigkeit. Und weil eines einzelnen Stimme, wenn sie Gerechtigkeit fordert, nicht gehört wird, so will ich tausendstimmig sprechen. Das habe ich auch dem Sultan in einem Ars-Magjar geschrieben. Es ist der erste Ars, der im Namen des Volkes unterzeichnet ist. Denn bisher haben sich nur die Bojaren über den Fürsten oder über einander beklagt. Unter meiner Klageschrift steht: «das ganze Volk im rumänischen Land»!“ Er hielt inne, und seine hellen, braunen Augen sahen prophetisch in die Ferne. Fast schien es Moánga, als schimmerten sie feucht; doch wagte er das von diesem Mann, der nie lachte und nie weich wurde, kaum zu glauben. Dennoch war es so. Tudor galt für hart und kalt, weil seine Liebe ins Allgemeine ging. Wie nahe aber stand das Gemeinwohl seinem Herzen!

„Und du hast den Ars abgeschickt? Auf welchem Weg?“ fragte Moánga leise.

„Ich werde ihn in wenigen Tagen an Derwisch-

Pascha, den Befehlshaber von Widin, senden, der ihn nach Tzarigrad weiterbefördern soll.“

„Und was verlangst du in der Bittschrift?“

„Ich hab' es dir schon gesagt, ich verlange Gerechtigkeit!“ schrie Tudor. „Ich verlange, daß die Pforte einen ihr wahrhaft ergebenen Mann ihres Glaubens sende, der den Zustand des Landes prüfe, damit der Sultan endlich die Wahrheit erfahre. Der Pforte liegt ja daran, daß die Donaufürstentümer, ihr Kelér, ihre Kornkammer, nicht verwüstet werden. Wird sie sich einmal darüber klar, wie rasch dieses Land seinem Untergang entgegengeht, so kann ich ihr leicht helfen, die griechischen Ratten zu vertreiben.“

„Der Fürst ist also tot?“ rief Moánga.

„Er ist tot.“

„Was machst du aber mit den Griechen, bis der Bevollmächtigte kommt? Auch die Hetáristen sind in hellem Aufruhr?“

„Die Hetáristen,“ grollte der Kreishauptmann finster, „die Hetáristen sollen über die Donau ziehen und ihr Land dort befreien, wo es liegt. Die Hetáristen sind meinen Banduren nicht gewachsen. Wenn ich mit dem oltenischen Volk nach Bukarest gehe, sind wir dort die Herren und nicht die Hetáristen.“

„Du ziehst nach Bukarest?“ fragte Moánga, dessen feuriges Herz zwischen Bangen und Jubel schlug. „Aber hast du auch einen Rückhalt? In solchen Zeiten kann manches anders kommen, als man denkt. Du weißt, wie Rußland und die Türkei mit einander stehen, stets hört man, daß sich die Truppen des Zaren marschbereit an der bessarabischen Grenze halten. Bukarest liegt schutzlos auf weiter Ebene —.“

„Fürchte dich nicht,“ sagte Tudor, „um mir den Rückhalt zu schaffen, bin ich eben hier. Die Bergklöster Cósia, Gorésu und Tismána will ich verproviantieren und mit Besatzungen versehen. Damit dieser Proviant rasch geliefert werde, sollen die beiden Ispravniks mir die Befehle dazu unterschreiben.“

„Werden sie es tun?“

„Sie werden müssen. Und auch du sollst mich darin unterstützen. Komm mit mir, Vater.“

„Ich mit dir kommen?“ sprach Moánga langsam. „Ich glaube, nur mein Herz kann dir mehr folgen, mein Körper ist zu alt dazu. Und dann, sieh, wem soll ich meine Steuerkasse anvertrauen?“ Er seufzte tief: „Sie ist voll, ganz voll. Über hunderttausend Léi liegen darin.“

Da hob Tudor beide Fäuste, als wolle er jemand erschlagen. „Hunderttausend Léi!“ schrie er, „jetzt mitten im Winter dem elenden Volke abgezwungen, wo es keinen Handel, keinen Verkauf, keinen Erwerb mehr gibt!“ Doch sich bemeisternd: „Gut,“ sagte er, „bleibe hier und hüte diesen Schatz, der, so Gott will, bald denen zurückerstattet werden soll, denen er gehört.“

„Es soll damit geschehen, was du willst, Archon Cludjér.“

Vladimirésku nickte. Er zog seine Uhr. „Ich habe Eile,“ sagte er, „ich muß den Bacarésku in Braditschéni fangen. Ich nehme die beiden Präfekten nach Tismána mit. Von dort schicke ich auch die Proklamationen nach Térgu-Tiú. Bis sie hier eintreffen, wahre mir mein Geheimnis, Herr.“

Moánga faltete die Hände; sein großes blaues Auge hing strahlend und wehmütig zugleich an dem Pandurenhauptmann.

„Deine Tat ist kühn, mein Sohn. Sie kann dir das Leben kosten.“

„Vor Gott gilt nicht das Leben, sondern die Tat,“ erwiderte Tudor Vladimiresku. „Ich trage längst mein Totenhemd.“

---

Es war Nacht geworden. Beim Schein einiger Laternen beschlugen die Panduren und Arnauten draußen ihre Pferde, und als sich der Präsekt melden ließ, brachen der Sludjér und seine Leute mit ihm auf.

Oteteleschánu war voll Angst und Ärger. Er vermochte sich den Vorgang nicht zu erklären. Die vier Wachen, die ihm dieser Vladimiresku mitgegeben, waren ihm nicht von der Seite gewichen, so daß er kaum von seiner Familie Abschied nehmen, geschweige denn seine Freunde von dem Vorfall in Kenntniß setzen konnte. Umsonst zergrübelte er sich den Kopf. Türkeneinfälle, Räuberangriffe, das kannte man in Oldenien. Aber daß ein Kreishauptmann des Distriktes Mehedinz mit einem angeblichen Befehl aus Bukarest, an der Spitze einer bewaffneten Schar Einen mir nichts dir nichts in die kalte Winternacht hinausholte, hatte keinen ersichtlichen Sinn. Auch der alte Bücherwurm, der Moanga, schien von der Sache zu wissen, mit dem finsternen Parutschik unter einer Decke zu stecken. Eine unsinnige, verrückte Geschichte. Und wie die Kerle ritten! Als wäre es helllichter Tag, und als genüge das weißliche Glasten des Schnees, um den Weg genau zu sehen.

Erst nach drei Stunden machten sie Halt und kehrten in einer Schenke am Wege ein, wo sie übernachteten.

Am Sonnabend Morgen war das Wetter mild und



neblig. Sie eilten wie der Wind nach Braditschéni, wo Oteteleschánu endlich zu erfahren hoffte, was von ihm und seinem Amtsgenossen verlangt werde. Doch befand sich der zweite Präfekt, Kominár Bacarésku, nicht mehr bei seinem Gastgeber, und zu Herrn Diníku's größtem Unbehagen ging der schweigsame Ritt nach kurzer Rast weiter.

Am Nachmittag jagte man durch das große Dorf auf dem Klostergut Tismána, am Fuß der Berge.

Der Nebel hatte sich verzogen, und da er feucht gewesen, prangte das herrlich gewundene Waldthal hinter dem Dorf im Zauber des Raubreißs. Das lautlose Glimmern und Funkeln auf der Erde bis hoch hinauf in die feinsten Verästelungen der Baumkronen schien den Wald wie mit einem freudigen Geheimniß zu erfüllen. Nichts unterbrach die Winterstille als hin und wieder die Stimme des Tismána-Baches, wo er aufrauschend seinem Eispanzer entsprang. Der windgeschützte Ort duftete nach Moos, feuchter Erde und nach toten Blättern, die hochgeschichtet unterm Schnee lagen und von den Hufen der Pferde zu Lagen geschlagen wurden.

Nun schloß sich der Wald ein wenig auf, und, den Reitern zur Linken, erhob sich auf breiter Felsenwarte und an eine hohe Felswand angelehnt, das Kloster Tismána, über dessen beschneite Dächer vier runde Kirchtürme emporragten. An der talaufwärts liegenden Ecke schoß unter der Mauer ein weißer Wasserstrahl hervor, sprang über die Felsen, wohl an fünfzig Meter, in die Tiefe, schlug in halber Höhe seines Falles auf einen Steinvorsprung und zerteilte sich daran in drei schneeige Sprühfleier. Das war der herrliche Wildbach, der den heiligen Nikodemus, den Gründer des Klosters, verlockt hatte, sich

in diesem nur gen Sünden offenen Thal, das von Stürmen fast ganz verschont blieb, anzufiedeln, umgaben es doch auf drei Seiten Bergkuppen, die sich heute wie in anmutigen Linien erstarrte, schimmernde Schaumwellen gegen den türkisblauen Himmel abhoben.

Dieses Blau aber wandelte sich an dem noch kurzen Wintertag in andere wunderfame Farbentöne; zuerst verblaszte es am Himmel, schien sich jedoch auf die Talsohle herabzusinken, während die obere Hälfte der Waldabhänge rot und immer röter zu glimmen begann, rosenrot, rubinrot, endlich wie mit sattem Gelb gemischte Flammen; doch verging auch dieses Feuer, und nun schimmerte der Himmel grün, warf grünen Schein ins Thal hinein, daß die Klostermauern und -dächer davon gefärbt wurden, und in dem grünen Firmament stieg, hinter dem Kristallfiligran des Waldkammes, des Neumonds blinkende Sichel empor.

In diesem seltsamen Licht langten die Reiter, die am Wasserfall vorbei talauf gezogen waren, um dann auf höhergelegnem Weg im Bogen zum Kloster zurück zu kehren, vor den Toren von Tismána an.

Im Hof saßen die Panduren und Arnauten ab, während sich Tudor mit Oteteleschánu, der steif und erfroren mitstolperte, zum Egumen begab.

Der Abt, ein hagerer Grieche, kannte sowohl den Präfekten des Distriktes Gorj als den Kreishauptmann aus dem Distrikte Mehedinj und wollte sich eben an den ersteren mit einer griechischen Begrüßung wenden, als Vladimírǎsku auf rumänisch das Wort ergriff: „Befiehl, heiliger Vater, daß man mir, dem Ispravnik und meinen sechs und dreißig Mann samt ihren Pferden Quartier bereite.“

Der Egumen warf den Kopf zurück. „Wer spricht hier?“ fragte er.

„Das Haupt der Volksversammlung,“ sagte Tudor.

„Volksversammlung —?“ wiederholte der Abt verständnislos und so erstaunt über das unbekannte Wort, daß er seiner Empörung über das Auftreten dieses kleinen Staatsbeamten vergaß und fragend von ihm zum Präsekteu sah. Letzterer aber stöhnte nur vor Müdigkeit, griff sich mit beiden Händen an den Kopf und ließ sich auf die Bank neben der Türe sinken.

Den Griechen befahl die Ahnung einer Gefahr. Mit wenigen langen Schritten war er an der Türe und öffnete sie, um seine Untergebenen herbeizurufen, prallte aber zurück, denn draußen im Gang standen, hochgewachsen wie Tannen und regungslos, zwei Panduren mit der Flinte auf der Schulter.

---

Tudor Vladimirovski hatte den Aufstand längst im Herzen der Oldenier vorbereitet, nicht etwa durch Gründung eines Bundes oder durch Schriften, sondern durch knappe, zielsichere Worte, die er selbst auf seinen Wegen durchs Land, als Grenzvermesser oder als Kreishauptmann, den einstigen Waffengenossen in die Seele streute, Worte, die wie Samen in die tiefen Furchen fielen, welche die moralische noch mehr als die materielle Not im Gemüt des Volkes gezogen hatte, jenem Teil des Volkes, das, vermöge seiner Entfernung vom Pestherd der Hauptstadt, gesund geblieben: die Bauern und die Junker. Zwischen den Bauern und den Junkern bestand noch das Band der Freundschaft, weil sie alle seit dem Jahre 1800 Panduren waren. Damals hatte die Gefahr der furcht-

baren Einfälle Pasvantoglu's, des aufständischen Paschas von Widin, die Janarioten, obwohl sie das stehende Heer abgeschafft, gezwungen, eine Landwehr zu organisieren. Nichts aber bringt den Mann dem Manne so nah als gemeinsamer Waffendienst. Diese Panduren bildeten jetzt kein regelrechtes Heer mehr, sie wurden als Grenz- wachen benützt oder als eine Art Sicherheitschutztruppe der Distrikte. Für die Türken, ihre Oberherren, durften sie nicht kämpfen, weil sie Ungläubige waren; daher hatte sich Tudor in den Jahren 1806—1812 mit den Panduren den Russen gegen die Türken angeschlossen, wohl in der Erkenntnis, daß Krieg der Gesundbrunnen der Männlichkeit bleibt.

Den Großbojaren hatten die schlauen Janarioten diesen Gesundbrunnen verschüttet, hatten ihnen an Stelle der Waffen Marghilehs, Rosenkränze und Patente von Staatsämtern in die Hände gedrückt; drum taugten die Großbojaren nichts mehr, drum hatten sie vergessen, daß Laster und Betrug schimpflich seien, und waren es zufrieden, so weiter zu leben, wie sie seit einem Jahrhundert lebten. Ehrungen und Ehrentiteln ist fast keines Mannes Charakter gewachsen; dieser Weihrauch verursacht ihm immer Schwindel. Daher ist der Byzantinismus die erfolgreichste Zerstörungspolitik der Unterdrückter gegen- über den zu Unterdrückenden. Er vernichtet die Seelen.

Bukarest konnte keinen Tudor Vladimiresku und keinen Janku Siánu hervorbringen. Männer dieses Schlages, die das Rumänentum in seiner schönsten Eigen- art verkörperten, der stolze Freisasse und der von fast fanatischer Gerechtigkeitsliebe beseelte Edelmann, konnten nur in der reinen Luft der Felder, Wälder und Berge erstehen. Und sie allein vermochten es, das Volk unter

die Waffen zu rufen, weil ihnen das Volk die lautere Absicht glaubte; hatten sie ihm doch Beweise ihrer moralischen Reinheit gegeben, der eine, indem er im Staats- und Kriegsdienst ehrlich geblieben, der andere, weil er, der als begüterter Bojar herrlich und in Freuden hätte leben können, es vorgezogen, jahrelang ein verfehmtes Dasein zu führen, um das freche Laster der Griechen zu bekämpfen.

Dem Rufe dieser beiden Männer folgend, standen die Panduren auf. In größeren und kleineren Gruppen zogen sie westwärts, nach Mehedinț, gen Kioșani, das im äußersten Karpathenwinkel liegt.

Noch einen Tagesmarsch von diesem Endziel entfernt, lagerte Janku Ziănu mit seinen Genossen, bei Sonnenuntergang im Wald. Er wählte dazu einen Platz, wo Holzfäller gearbeitet und ein paar zeltförmige Reisighütten hinterlassen hatten. Mit Feuereifer gehorchten die Haiducken den Weisungen ihres einstigen Hauptmanns, manch Freudenblick aus wilden Augen schoß auf den Anführer, manch blinkende Zahnreihe wurde unterm Schnurrbart sichtbar, wenn Ziănu den und jenen beim Namen rief und ihm einen Befehl erteilte. „Ja, Herr, wir wissen noch, wie du's haben willst!“ lachten sie. Und in weniger denn einer Stunde war der Schnee im Kreise weggefegt, zu einem Wall um den Lagerplatz herum getürmt, fünf bis sechs Feuer gebaut und hohe Haufen Holz und Reisig daneben geschichtet, die Pferde waren an Bäume gekoppelt worden und aus den Futterjäten, die jedes Tier mit sich führte, hatten sie Heu bekommen. Die Flinten standen in Garben aneinander gelehnt, und die Männer begannen, das Nachtmahl zu bereiten.

Plötzlich durchschnitt ein lang dahingellender, auf

und ab heulender Pfiff die Luft, den die Menschen bis ins Rückenmark verspürten und der die Pferde unruhig machte.

„Alere, Loáder, Grúia!“ befahl Zianu, und die drei Haiducken sprangen auf ihre Flinten und rannten in der Richtung des Pfiffes davon.

Der eigentümliche Laut, der einem das Gehirn zu durchsägen schien, war der Warnungsruf eines Wachtpostens. Rasch griffen alle Männer zu ihren Waffen, auf jedes Feuer wurden trockene Zweige gelegt, damit das Lager taghell erleuchtet sei, und Zanku Zianu stand, zwischen Urdareánu und Mereánu, wartend vor einem der Reisigzelte.

Der Pfiff wiederholte sich nicht; es war also keine dringende Gefahr, und nach ungefähr zehn Minuten wurde man im weißlich dunstenden Dunkel des verschneiten Waldes eine Bewegung gewahr.

Es erschien ein Trupp von zehn Männern und vier Pferden. Voran gingen zwei junge Leute, in kurzen Pelzmänteln, die Flinte überm Rücken, den Gürtel, der vorn unterm Mantel sichtbar wurde, mit Waffen bestückt. Sie zogen ihre Mützen, und der weniger Große von beiden setzte mit ungeduldigem Schwung über die Feuerstelle, die ihn noch von Zanku Zianu trennte, und sagte: „Ehrerbietigen Gruß, Herr Zanku. Mich schickt der Ban Dumitráte Bibésku aus Craiova zu dir.“ Dabei übergab er ihm einen Brief.

Der Hauptmann ließ seinen Kennerblick auf dem Ankömmling ruhen, bevor er den Brief erbrach. Das noch bartlose Antlitz des Jünglings war scharf gemeißelt, ernst der Mund und lichtvoll die grüngrauen Augen unter einem wahren Buschwald schwarzer Augenbrauen, die bis

dicht an die feine Nasenwurzel herantraten, ohne sie jedoch zu verdecken. Er war breitschultrig und kleinfüßig.

„Bist du nicht ein Jiánu?“ sprach der Hauptmann.

„Ich bin Dumítru Jiánu, Sohn des Jon Jiánu und Nefte des Postelnik Hadji Stan Jiánu.“

„Hab' sie gekannt,“ nickte Herr Janku, „Ihr Jiánu's aus dem Distrikte Dolj seid ebenso zahlreich wie wir aus dem Distrikte Romanák. Man sagt aber, wir seien nicht miteinander verwandt.“

„Das täte mir leid,“ sprach Dumítru.

Herr Janku lächelte in den Brief hinein, dessen grünes Siegel er eben erbrochen. Der Ban Dumitráke schrieb: „Wie einst dich habe ich auch diesen frühverwaisten Knaben, den Dumítru Jiánu, in meinem Hause wie mein Kind erzogen. Oft hat er mich an dich erinnert. Er ist stürmisch und gut. Ich sende ihn dir, weil ich glaube, daß du ihn jetzt brauchen kannst. Mit dem Herzen bin ich bei euch und bei der bewußten Arbeit. Gott stehe uns bei. Mit väterlicher Liebe Dumitráke Bibésku.“

Nun wandte sich Herr Janku an den zweiten Bojarensohn, der schweigend gewartet hatte, bis an ihn die Reihe käme.

Auch ihm wurde vor allem ein prüfender Blick zuteil. Er war hochgewachsen und schlank, die eine, sehr schöne Hand lag auf dem Knäuf der Reiterpistole, deren Perlmuttereinlagen im Feuerschein flimmerten; mit Gelassenheit erwiderten seine samtschwarzen Augen den Blick des gewaltigen Herrn Janku.

„Und wer bist du?“ fragte dieser.

„Ich bin Jéne Jenésku aus Pitéshti. Mein Vater ist Pandurenhauptmann. Aber er ist krank. Darum

gab er mir seine Waffen und schickte mich zum Studjér Tudor.“

„Wie alt bist du?“

„Achtzehn Jahre zu Ostern.“

„Und du?“ wandte sich Herr Janku wiederum zu seinem Namensvetter.

„Neunzehn Jahre am fünfundzwanzigsten März.“

„Wißt Ihr, weshalb sich der Studjér Tudor erhoben hat?“

„Für die Gerechtigkeit,“ antworteten beide wie aus einem Munde.

„Wo tragt Ihr einander?“ setzte der Hauptmann das Verhör fort.

„Unterwegs, in Mehedinţ,“ sagte Dumítru. „Wir dachten, in Báia de Aráma zu erfahren, wo wir dich und den Studjér finden könnten, stießen aber im Wald auf fliehende Bauern, die uns sagten, sie kämen aus Schiiák, dem Gute des Serdár Dinu Balteánu, das von Räubern überfallen worden sei. Der Serdár sei auf Reisen im Distrikt und seine Familie in großer Not und Bedrängnis. Da gingen wir hin.“

„Nun, und?“

„Und bringen dir hier sechs dieser elenden Strolche. Verzeihe, Herr, wir wußten nichts Besseres mit ihnen anzufangen. Vier sind entkommen, noch in Schiiák,“ und indem er die Brauen zusammenzog, befahl er den Männern hinter ihm: „Daher, Gefindel!“

Sechs müßte Gefellen kamen heran. Es waren Arnauten, das hieß in diesem Fall: keine Rumänen; Arnauten nannte man alle diejenigen, die nicht die bäuerliche Landestracht, bei der die weiße Farbe vorherrscht, trugen, sondern türkisch oder bulgarisch gekleidet



gingen. Fünf Missetätern waren die Hände auf dem Rücken gefesselt; der sechste, dessen Gesicht schmerzdurchfurcht war, trug den rechten Arm in blutige Lappen gewickelt.

„Dem da,“ erklärte Dumitru Ziánu, „hat der Jenésku die Hand abgehauen.“

„Ist das die Sprache, die du am liebsten sprichst?“ fragte ihn Herr Zanku.

„Wenn's nottut,“ lautete die Antwort.

Dann wandte sich der Hauptmann den Gefangenen zu, die voll Entsetzen auf den Bojaren sahen, von dem sie wußten, er sei Zanku Ziánu, dessen Luten die olteniischen Volkslieder besangen.

Er musterte jeden einzelnen der sechs Raubvogelköpfe, auf denen turbanähnliche Gewinde verschiedener Art saßen, oft tief bis in die Stirn gedrückt, oder schräg die eine Braue verdeckend. Es war Abschaum der Menschheit, den die Verwaltungslosigkeit des türkischen Reiches gebär und wie Heuschrecken über die Donau herübersandte.

Rasch überlegte Zanku Ziánu den Fall.

Hinter ihm, zwischen den Feuerstellen, standen, in strammer Haltung, hundert Haiducken. Er hatte sie ganz in der Hand. Aber seit drei Jahren waren sie seiner furchtbaren Zucht entwöhnt, manch einer mochte, seitdem Ziánu nicht mehr sein Hauptmann war, zum gesinnungslosen Räuber herabgesunken sein. Sollten sie wieder an Gehorsam und gerechten Kampf gewöhnt werden, so war es ratsam, ihnen ein abschreckendes Beispiel zu zeigen und gegen die fremden Gauner mit äußerster Strenge zu verfahren.

Doch neben dem Eindruck, den Ziánu durch sein Urteil auf die Haiducken machen wollte, mußte er auch

denjenigen bedenken, den die drei jungen, im Kampfe noch nicht abgehärteten Bojarenjöhne empfangen. Daß Dumitru Jiánu und Jéne Jenésku die sechs Strolche, anstatt sie auf der Stelle an einem Baume aufzuhängen, zu ihm gebracht, lieber den beschwerlichen Weg mit den gefährlichen Gefangenen gemacht, anstatt sie selbst abzuurteilen, zeigte ihm, daß es noch weiche Stellen in ihren jungen Seelen gab. Und dies gefiel ihm. Tapferkeit hatten sie vollauf bewiesen; nach der Hitze des Kampfes aber Menschen kalten Blutes vom Leben zum Tode bringen, können nur vielerfahrene, in ihrem Urtheil unerschütterlich gefestigte Geister oder rohe Feiglinge.

Janku Jiánu beschloß, den jungen Leuten das Erleben der Todesurtheile heute zu ersparen.

In der tiefen Stille, die im Lager herrschte, erhob er seine Stimme und sprach scharf, so daß ihn alle, die da standen, deutlich vernehmen mußten: „Hört, Ihr Elenden, die Hauptleute der Panduren sammeln Soldaten; das habt Ihr so gut gewußt, wie alle Landbewohner in Oltenien, Ihr hättet euch als Freiwillige melden können, habt es aber vorgezogen, zu rauben und einsame Frauen und Kinder in ihren Höfen zu bedrängen. Für diese Schandtath sollt Ihr so gezeichnet werden, daß jedermann weiß, wer ihr seid. Wie es dem einen von euch bereits geschehen, wird euch allen die rechte Hand abgeschnitten werden. Zehn meiner Leute führen euch nach Tergu-Jiú ins Gefängnis.“

Die Strolche stöhnten, und einer heulte auf. Aber die sie bewachenden Haiducken trieben sie unverzüglich tiefer in den Wald hinein.

Urdareánu blickte finster zu Boden und nagte an der Lippe. Dumitru Jiánu's grüne Augen blitzten, und ein

wilder Zug lag um seinen Mund. Jöne Jenésku war tief erblaßt.

„Zu Tisch!“ sagte der Haiduck, „und erzählt mir, wie das in Schiiaf eigentlich zugegangen.“

Für den „Tisch“ hatte Mere einen vortrefflichen Platz in dem Dreieck gewählt, das zwei über einander gestürzte Riesenstämme bildeten. Dort bedeckten Schindeln den Boden, und in der Reinheit und Kälte der Winterluft dufteten die rosiggelben, harzigen Tannenschuppen besonders stark und süß. Über diesem wohlriechenden Estrich lag ein weißes Tafeltuch und etliche Decken, um darauf zu sitzen. Rechts und links lohnten Feuer, in gut berechneter Entfernung, damit die Luft um den „Tisch“ herum angenehm warm bliebe.

„Nun?“ mußte Janku Jiánu wiederholen, und es lag Strenge in dem Ton, um die jungen Leute aus ihrer Verstörung aufzurütteln.

Da aber Jenésku trotzdem nicht den Mund aufthat, ergriff wieder Dumítru Jiánu das Wort und erzählte, die Familie des Dinu Balteánu hätte sich seit zwei Wochen in ihrer Kula einschließen müssen, um den Angriffen der Räuber zu entgehen. — Fast jedes Bojarenhaus besaß, nicht allzuweit vom Wohnhaus, solch eine Kula, eine Art kleiner Festung, die bedeutend höher als breit war, fast keine Fenster aufwies und oben unterm hochragenden Dach einen säulengetragenen Behrgang hatte. — Die Kula der Balteánu gehörte zu den stärksten in Mehedinß, sie war acht Klafter hoch und ihre Mauern so dick, daß sich ein Mann auf dem Fenstersims bequem zum Schlafen ausstrecken konnte. Freilich konnten die Räuber nicht hinein, die Einwohner aber auch nicht heraus; denn nach Sonnenuntergang fing ein regelmäßiges Schießen

vom nahen Waldbrand her an, das Dorf war geplündert worden und das Herrenhaus auch.

„Dies alles hatten uns die Flüchtlinge mitgeteilt,“ sagte Dumitru Zianu, „zwei von ihnen, die brauchbar schienen, nahmen wir mit, so waren wir, samt unseren beiden Dienern, sechs.“ Nun flog ein schüchternes Lächeln über die scharfen jungen Züge und verlieh ihnen eigentümlichen Reiz. „Da fiel dem Jenésku und mir zugleich dasselbe ein. Als Kinder war unser aller Lieblingspiel, uns als Haiducken zu verkleiden, und wir erinnerten uns, daß die Feinde immer besondere Angst kriegten, wenn wir uns in Gebüsch verwandelten. Das taten wir jetzt, hüllten uns in Zweige und schlichen so bei einbrechender Dunkelheit an die Räuber heran, deren Stellung ja ihr Schießen verriet. Dann fielen wir über sie her,“ schloß er rasch und neigte sich über den „Tisch“, um ein Stück Brot zu nehmen, in Wahrheit aber, um die Röte zu verbergen, die sein Gesicht bedeckte. Auch Jenésku war rot geworden. Vor dem berühmten Janku Zianu schien es ihnen lächerlich, ihre Tat zum besten zu geben.

„Avalim!“ sagte Herr Janku, „ich bin mit euch zufrieden.“

Da wurden sie noch verlegener. Urdareánu aber seufzte: „Verteufeltes Glück habt Ihr gehabt.“

Und Janku Zianu sah ein, wie glänzend das Leben widerlegte, was er in „schwarzen Stunden“ von der Zweck- und Nutzlosigkeit seiner einstigen Haiduckenlaufbahn geglaubt. Er erkannte, daß keine Tat verweht, die einen Funken heiligen Feuers in sich trägt, und blickte mit Wohlgefallen auf die drei Jünger neben ihm.

„Wann kamst du zum Ban Bibésku?“ fragte er Dumitru.

„Nach der großen Pest des Karadjá. Damals starben mir an ein und demselben Tage Vater, Mutter und meine Schwester Sultana.“

Janku Jiánu nickte, dann wandte er sich plötzlich auf dem breiten Baumstumpf, auf dem er saß, gegen das Feuer zu seiner Rechten herum, stützte einen Ellenbogen aufs Knie und den Kopf in die Hand; seine grauen Augen wurden schwarz und tief die Falten, die Born und Ekel einst um seinen Mund gegraben. Er versank in Sinnen und Erinnern und hielt mit der Flamme, seiner alten Freundin und Vertrauten, stumme Zwiesprach. Das Jahr der großen Pest war das vorlezte seines Haiduckenlebens gewesen; im furchtbaren Bunde mit jener Seuche hatte er Raketaten sonder Zahl ausgeübt, deren Geister jetzt vor ihm aufstiegen.

Urdareánu und Dumitru, die im Winkel des Dreiecks lagerten, das die gefällten Stämme bildeten, wagten kein lautes Wort mehr. Aber Jon sah dem Ankömmling teilnahmsvoll ins Antlitz und fragte leise: „An ein und demselben Tag verlorst du beide Eltern und eine Schwester?“

Ein Zucken des Schmerzes ging durch die schweren Brauen des Jünglings; dann begann er zu erzählen, wie man nachts, im Walde, am Feuer erzählt, langsam, nachdenklich, in der wundersamen Stille der eigenen Seele besser lauschend, weil sie sich an der Seele des Waldes vertieft.

„Wir saßen um den Eßtisch,“ sprach Dumitru, „oben auf dem Pridvór, in den die Zweige der großen, alten Apfelbäume hereinragten. Die Treppe herauf kam der

Diener mit der Suppenschüssel; aber kaum war sein Kopf in der Höhe des Estrichs erschienen, als er wieder blitzschnell versank. Jemand rief entsetzt: „Den hat es gepackt!“, und wie ich mich umsah, glitten der Vater und die Mutter von ihren Stühlen und gleich darauf Sultana. Wie wahnsinnig rannten die Diener davon, und nur Dobrina, meine Amme, stand händeringend neben mir. Draußen vor den Toren der Bojarenhäuser aber wartete schon die ekle Horde der Leichenbestatter und stob gleich Nasvögeln in den Hof, der ihrer Raubgier bisher verschlossen geblieben. Es waren Missetäter der ärgsten Art. Das Grauen vor der Pest hatte die Riegel der Gefängnisse gesprengt. Man war froh, daß sich irgend jemand fand, der die Toten bestatten wollte.“ Dumitru ballte die Faust und knirschte: „Bestatten! Großer Gott! Ein Haken an langer Stange reckte sich nach dem Vater, nach der Mutter einer, und einer nach der Schwester. Als die Haken angezogen und die Körper fortgeschleift wurden, glitten die zwei schwarzen Köpfe der Schwester wie große Schlangen hinter ihrem Kopfe her. Unter den Apfelbäumen im Hof wurden sie alle eingescharrt —“, er preßte die Faust an die Zähne.

Son legte dem Erregten die Hand aufs Knie.

„Mich,“ hub Dumitru mit einem tiefen Atemzug wieder an, „brachten sie ins Lazarett.“

„Wie, auch du —?“

Der junge Giănu nickte. „Dort soll ich sechs Wochen auf schmutzigem Stroh gelegen sein, sagte mir später Dobrina, die mir wie ein treuer Hund nachgelaufen war und doch nichts für mich tun konnte, denn in Craiowa herrschten die Pest und ihre Minister, die Leichenbestatter, unumschränkt. Ich wußte aber von nichts, bis ich einen

Traum hatte. Mir träumte, es stünden drei Frauen um mich herum. Die eine sagte streng: „Nehmt ihn, er soll mit uns gehen.“ Die zweite widersprach ihr sanft: „Laß doch den armen Knaben.“ Und die dritte neigte sich gütig zu mir herab und ergriff meine Hand. Die wird wohl das Leben selber gewesen sein, denn ich erwachte und sah das Balkendach des Lazarett's über mir. Und dann fühlte ich es naß an meiner linken Seite herabrinnen, griff mit der Hand unter die Achsel und zog sie voll Eiter zurück. „Pfui!“ rief ich, „was ist das?“ und schüttelte den Graus von den Fingern.“ Und auch jetzt gesellte er dem Worte die rasche, charakteristisch darstellende Bewegung bei. „Nun stand aber wirklich Dobrina bei mir und rief unter Schluchzen: „Mein Herrchen, mein liebes Herrchen, bist du endlich erwacht!“ und wollte mir helfen, aufzustehen. Doch da gab es lauter wundte Stellen an meinem Körper, ich zuckte zusammen und schrie und griff bald ans Bein und bald an die Schulter.“

„Ich dachte, die Pest . . .“ wollte Jon, dem die Erzählung weh tat, einwerfen.

„Es war auch nicht die Pest,“ fuhr Dumitru fort, „sondern die Haken der Leichenbestatter —.“

Urdareánu biß die Zähne zusammen und knurrte einen Fluch; dem Starken ist es lieber, selbst Schmerz zu erdulden, als von dem der anderen zu hören.

„Die Leichenbestatter hatten zu wiederholten Malen nach mir geangelt, und ohne Dobrina, die immer bat, man möge mich noch liegen lassen, hätten sie mich auch begraben; tot oder lebendig, das war ihnen ganz gleich. Dobrina brachte mich in unser Haus zurück, das die Leichenbestatter geplündert und in Brand gesteckt hatten.

Vom Hab und Gut meiner Eltern blieb mir so viel —“ er zog aus seiner Westentasche ein Taschentuch von feinstem Leinen mit kunstvoller Durchbruchstickerei. „Es gehörte meiner Mutter, und Dobrina hatte es in einer Schüssel mit Knoblauch aufbewahrt, damit der Pestkeim ertötet werde.“

„Warum will Gott solche Greuel?“ fragte Ion mit gerunzelten Brauen.

„Das würde ich dir sagen, wenn ich Gott wäre.“

Ion steckte die Lehre des Genossen ein, der zwar jünger war als er, aber mehr erlebt hatte.

Plötzlich fuhr der Hauptmann herum und rief: „Se! sind denn alle Geigen tot? Und hat niemand ein Lied in der Kehle?“

Da schnellte Dumitru empor, sprang über den „Tisch“, lief zum Feuerplatz, an dem sein Diener saß, kam mit einer Geige zurück und begann, von Sanku Ziánu zu singen.

Der große Haiduck lachte und ließ es sich wohl gefallen. Es war nicht das erste Mal, daß man ihm seine eigenen Lagen vorsang. Während ihn die Griechen und etliche Großbojaren Strolch und Räuber titulierten, hatte ihm das Volkslied bereits den Kranz der Unsterblichkeit gewunden, den keine Macht auf Erden sicherer verleiht als eben das Lied. Denn was der Rhythmus auf seine Schwingen genommen, zieht lebendig in Menschenherzen ein, zieht Menschenherzen urgewaltig an.

Raum erklang die weiche, dunkle Stimme des jungen Ziánu, als ein Haiduck nach dem anderen sich näherte; bald stand Alexe hinter ihm und begleitete mit der surrenden Kóbsa, die dem Lied den rechten Pulsschlag gab.



Lebendig, mit wenigen meisterhaften Strichen zeichnete das volkstümliche Gedicht seinen Lieblingshelden, den „Ziánu mit dem großen Namen, der mit der Keule niederschlägt, seinen Rachedurst jahrelang hegt“, und der auf die Frage, was er auf dem Markt am Ziú gekauft, antwortet: „Mit Gold und Silber fünf Oka Blei für meine Burschen, die in ihrer Lustigkeit viel Kugeln verschießen.“ Und „einen Helden mit vielen Gedanken“ nannte ihn das Lied und zeigte ihn, wie er in Sinnen versunken, an ein Faß gelehnt dasitzt, so versunken, daß die blöden Leute meinen, er sei voll Weines; verächtlich erwidert er: „Vom Wein hab' ich nicht einmal gekostet; aber ob ich's tue oder nicht, die Welt sagt mir's doch nach.“ Und dann mit stolzem Selbstgefühl: „und ob ich's euch sage oder nicht, ein Tapferer bleib' ich doch.“ Der Fürst schlägt ihm vor, das Haiduckentum aufzugeben, und in Staatsdienste zu treten. „Heut gibst du mir das Amt, und morgen nimmst du es mir wieder,“ antwortet Ziánu, „dein Geld und deine Gnade brauch' ich nicht. Lieber als ein Knecht der Tschokois, bin ich Schaffhirt und bette mein Haupt auf die Erde.“

Herr Zanku warf den Kopf zurück, dehnte seine breite Brust und sog den winterlichen Waldodem ein.

„Du hast eine schöne Stimme,“ lobte er.

„Es ist ein schönes Lied,“ sprach der Jüngling mit leuchtenden Augen.

„Auch du hast eine schöne Stimme, Hauptmann, und weißt viele Lieder!“ rief Urdareánu bittend.

Herr Zanku ließ sich die Köbsa reichen und sang vom Wald mit der tiefen, dankbaren Bärtlichkeit, die der Rumäne für diesen Hort der Freiheit empfindet: „Am grünen Waldrand brennt ein kleines Feuer, still brennt

es, und tapfere Burschen sitzen rund herum. Im Waldesschatten essen sie gebratenes Lammfleisch und trinken Wein aus ledernem Schlauch, indem sie also singen und sagen: „Wald, du dichtbelaubter Wald, Wald mit deinem schönen Grün, halte mich wohl in dir verborgen, deck' mich zu mit deinen Blättern. Wald, es wäre eine Sünde, wenn du mich auslieferst, denn ich hab' dir nichts getan, bin mir keiner Schuld bewußt. Seit ich dich betreten habe, brach ich mir nur e i n e n Zweig, um die Waffen dran zu hängen, und setzte mich in deinen Schatten. Lieber Wald, auch auf die Erde legt' ich meine Waffen gern, aber sieh, feucht ist die Erde, rosten würden meine Waffen, ihren schönen Glanz verlieren.“

„Noch eins!“ riefen sie.

Und da ihm die Seele weit geworden, sang er ein Lied, von dem sie nicht anders vermuteten, als daß er es selbst gedichtet, da unten in Karakal, auf seinem Bojarenhof, als ihn das Sehnen nach dem Haidukentum einmal übermannte: „Mein Herz möcht' ich auf tun, nur weiß ich nicht wem, um meine Schmerzen zu sagen, mein Herz möcht' ich auf tun den Tannen und Buchen, doch weit weg sind die Buchen, hoch oben die Tannen. Drum will ich den Ulmen mich anvertrauen, den dichten Ulmen, den schattigen Eichen, ist doch die Ulme mein Vetter, mein Bruder die Eiche, denn stets zur rechten Zeit waren sie zu meiner Hilfe bereit. Die Ulme gab mir kleine Räder, Keulen gab sie den tapferen Burschen, und die Eiche schenkte mir immer den Wellbaum der Mühle und den Pfahl, der die Furt bezeichnet, und wohl an vierzig starke Stöcke für die Rücken der Hallunken!“ schloß das Lied in zornigem Aufschwung.

Die jungen Leute lachten, fröhlich und kampfbereit.

Nur einer nicht, Jéne Jenósku, der Schweigsame. Er war bis jetzt regungslos dageessen, den Kopf an die gelbe Riefenscheibe der abgesägten Lanne hinter ihm gelehnt und wäre nun fast zusammengefahren, als ihn Herr Janku anrief: „Jenósku, kannst du nicht singen?“

„Ich hörte zu. Es war sehr schön.“

„Aber ich will dich hören,“ beharrte der Hauptmann. „Siehst du, vom Urdareánu verlange ich dergleichen nicht. Bewahre mich Gott vor seinem Gesang. Der kann nur pfeifen, daß einem das Blut in den Adern gerinnt, und kommandieren, daß man ihn von Craiova bis Lérgu-Jiu hört. Aber du mußt singen können.“

Jenósku lächelte und nahm gehorsam die Geige, die ihm sein Diener reichte.

„Aha!“ machte Herr Janku zufrieden.

Klagend strich der Bogen über die Saiten, und im Recitativ setzte Jéne's leicht verschleierte Baritonstimme ein: „Fluche mir nicht, Vater, denn einmal hast du es getan, darob lag ich den ganzen Sommer krank und den halben Winter, und meine Waffen blieben ungeputzt, ungeputzt, dem Rost verfallen. Laß mich meines Weges ziehen, Vater, in den Wald hinein, laß mich zieh'n in Gottes Namen, Haiduck will ich sein.“

Beim Singen wurde der Gesichtsausdruck des jungen Mannes finster wie eine mondlose Nacht. Als das Lied zu Ende war, sagte der Hauptmann: „Auch du taugst für den grünen Wald.“ — „Tauglich für den grünen Wald,“ hieß in der Sprache des Volksliedes: das Zeug zum Haiducken haben.

Dann mußte Alexe singen und dann Mitika, der Diener des jungen Jíanu, Meistersänger ihrer Art, deren

Stimmen sich an dem orientalischen Tonssystem, mit seinen Vierteltönen und möglichst kleinen Intervallen, wohl und weich gebildet hatten. Die Kobsa furrte, die Geigentöne zogen lang durch die klare Nachtluft. Nach den Haiduckenliedern kamen die sehnsüchtigen Doine. Das ist die Reihenfolge der Empfindungen und Stimmungen, nachts, am Feuer. Je ruhiger das Blut wird, je tiefer das Schweigen im Walde, je größer die demantenen Weltenkörper am Firmament durch die Zweige herabfunkeln, in desto geheimnisvollere Fernen schweift die Seele, desto andächtiger wird ihr Staunen über Erde und Himmel und sich selbst.

Und endlich wurden auch die Geigen still; an einem der entfernteren Feuer aber klagte noch eine Flöte das Lied „vom Hirten, der seine Schafe verloren“, mit langgezogenen Lauten und plötzlich aufquellenden Läufen, in Nachtigallentonarten. Denn die enharmonische Melodik des Orients ist den Stimmen der Natur viel näher verwandt als diejenige des Occidents.

Dann verstummte auch die Flöte.

Die tiefe Stille unterbrach nur hin und wieder das eigentümliche winterliche Knacken der Hochstämme, das, bald fern und bald nah, wie ein einziger Arthieb auf bald hell und bald dunkel klingendes Holz erscholl.

Auch knisterten die Feuer, und soweit ihr Lichtkreis in die Runde und nach oben reichte, sah man, daß es zu schneien anfang; große Flocken fielen, ohne zu gaukeln, durch die windstille Luft hernieder.

12.

Durch silbergraue Schneewolken hindurch glänzten plötzlich die weißen Kuppen der „Steine von Klosschani“

im Hintergrund des großen, runden Tales von Pádesch, denn die Sonne flegte im Sinken, und als Herr Janku Jiánu mit seiner Schar über das weiße Gefild, am Motru entlang ritt, war der Dampf, der aus den Nüstern der Pferde wehte, rot.

In langer Kolonne, je zwei und zwei, trabten sie zwischen dem verschneiten Weiden- und Erlengebüsch dahin, und plötzlich sahen die vordersten, auf zwanzig Schritt Entfernung, einen Panduren mit angelegter Flinte stehen. Der erste Wachposten des Sludjér Tudor.

Janku Jiánu nannte sich, der Pandur wies ihnen die Richtung, und eine Viertelstunde später kamen sie in Tudor Bladimirósku's Lager an.

Zelte gab es dort nicht. Denn dies war kein von staatswegen ausgerüstetes Heer, sondern eine Versammlung von Männern, die sich freiwillig und nicht um Sold erhoben. Ungefähr sechshundert Oltenier hatten sich bisher eingefunden, eine auserlesene Schar, fast alle aus den Bergdistrikten Gorj und Mehedinț, lauter Gems- und Bärenjäger, die es gewohnt waren, unter freiem Himmel zu nächtigen. Als Schutz vor Unwetter jeder Art diente ihnen die Sárifa, der schwere, langhaarig gewobene Mantel. Schweigsam waren sie, weil sie wußten, was sie wollten, und mit der strengen Mannszucht ihres Anführers einverstanden, weil den Tapferen und Zielbewußten Ordnung und Zucht, die allein zum Siege führen können, Bedürfnis sind.

Als kurz nach Janku Jiánu's Ankunft Trommelwirbel und Trompetensignale durch die hallende Bergluft klangen, erhoben sich die Panduren von den Feuerstellen, an denen sie ihre Abendmahlzeit kochten, und scharten sich

um Tudor Vladimiresku, der auf einer Erderhöhung, im goldroten Abendlicht stand.

„Brüder,“ sprach er, „jetzt ist auch Herr Janku Zianu mit drei Bojarenjöhnen und hundert Mann zu uns gestoßen. Wer zu uns hält, sei er Bojar, Junker, Freisasse, Haiduck oder Fronarbeiter, ist unser Freund. Sein Hab und Gut sei euch heilig. Wer gegen uns ist, sei er Bauer, Junker, Großbojar, soll keine Gnade finden. Im Namen der Gerechtigkeit habe ich euch aus eurem Heim gerufen. Laßt mich euch sagen, wie ich die Gerechtigkeit in diesen Landen mit Gottes Hilfe wieder herstellen will. Die Steuern bringen das Volk um. Drum wisset, daß ihr von heute ab, nicht mehr 150 bis 200 Piafter Kopfsteuer pro Familie zahlet, sondern wie früher, als wir noch Fürsten unseres Stammes hatten, 5 Piafter.“

Da schwoh den Männern das Herz. Seitdem sie denken konnten, hatte es niemand gut mit ihnen gemeint. Donnergleich brauste ihr Jubel auf, aber kurz, denn sie merkten, daß der Sludjér noch mehr zu sagen habe; der rumänische Bauer hat Selbstzucht und beherrscht sich rasch.

„Mit Gottes Hilfe,“ hub Tudor Vladimiresku wieder an, „sollen euch nicht nur die Abgaben, die euch euer Leben lang ungerechterweise abgefordert wurden, zurück-erstattet, sondern auch eure Bedrücker vom Erdboden ver-tilgt werden. Unkraut vermag der tüchtigste Ackerzmann nicht in Weizen zu verwandeln; nur indem er es mit der Wurzel ausrottet, kann er sein Feld davon befreien. Der Besitz der Bedrücker soll unter euch verteilt werden. An Stelle jener aber, die wir vernichten müssen, um des Übels Herr zu werden, soll aus den Reihen der gerechten Streiter dem Lande ein neuer Adel erstehen. Denn kein Bojar fällt mit dem Adelsbrief vom Himmel. Er kämpft

haben sich seine Vorfahren ihren Rang. Das könnt ihr auch. So helfe uns Gott.“

Dieser Mann besaß den rechten messianischen Kinder glauben, ohne den es keinen Reformator gibt, den Kinder glauben, der allein es vermag, das Volk mit sich fortzureißen, denn das Volk durstet und hungert nach Ideal, es glaubt fest an die Möglichkeit eines Reiches der Gerechtigkeit. Darum hat es die Kraft, trotz der jeweiligen Verrottung der „höheren“ Klassen, immer wieder moralische Fortschritte zu erzwingen.

In jener Nacht schloß kein Pandur in Pádesch die Augen. Sie konnten im Wachen träumen, hatte ihnen doch Tudor Vladimiresku ihren Traum greifbar nahe gebracht.

„Jahrelang hat der Studjér keinen anderen Gedanken gehegt als unser Wohl,“ sprach Paul Kirizésku an einem der Feuer zu seinen Genossen, „darum haben ihn die Mächtigen stets verfolgt, und wenn er nicht mehr wußte wohin, kam er zu mir, nach Topéshti, durch den Wald, von Tismána herüber. Einmal war ihm das Herz so schwer, daß er lange Zeit finsternen Blicks in meinem Hof auf und ab ging, die Hände, in denen er den geladenen Stutzen hielt, auf dem Rücken. Er seufzte oft und tief, daß ich ihn endlich zu fragen wagte: „Was hast du, Herr?“ Erst nach einer Viertelstunde antwortete er: „Werd' ich wohl lang genug leben, um das Land vom fremden Ausfatz zu befreien?“ Mehr wollte er nicht sagen, sprach überhaupt kein Wort bis zum nächsten Tag. In aller Früh aber schlich er sich in den Wald. Ich ihm nach, von weitem; er badete im Wildbach. Da sah ich etwas Wunderbares: von der linken Schulter, quer über die Brust bis auf den Rücken lief Herrn Tudor ein roter

Streifen, der die Breite und Gestalt eines Säbels hatte. Das muß wohl ein himmlisches Zeichen sein, daß er dazu berufen, ein großer Mann zu werden.“

„Ein Zeichen Gottes!“ stimmte Jon Talemán bei.

Desgleichen taten Jon Darfa, Georg Kuzui, Basile Arapatu, Barbu Urleánu, Jon Frunte-Lata, Männer, deren Wort unter den Panduren viel galt.

„Ich will euch noch ein anderes Zeichen Gottes nennen, an dem wir den Sludjér als unsern Anführer erkennen können,“ sagte dann Georg Kuzui, der Hagere, mit der Adlernase, dem scharfen Blick und dem gütigen Lächeln unterm Schnurrbart, „Herr Tudor hat ein Herz für's Volk. Mit dem Herzen aber vollbringt man größere Dinge als mit dem längsten Bart, dem weitesten Kasten und der höchsten Kuka.“

„Abalim, Bruder Georg, da hast du ein heiliges Wort gesprochen,“ ließ sich die tiefe Stimme des Hünen, Jon Frunte-Lata, vernehmen. Dann wandte er sein mächtiges Haupt mit den langen braunen Locken langsam in die Runde und sagte zu den Genossen: „Was meint Ihr, wäre es nicht recht und billig, daß der, der das weiteste Herz und den höchsten Sinn hat, Fürstentastan und Kuka trüge?“

Einstimmig antworteten sie: „Gott höre dich.“

An sein Feuer ließ Tudor Vladimírószku die drei jungen Bojaren rufen, die ihm Herr Janku Zianu zugeführt; bei ihrer Ankunft im Lager war Herr Janku allein vom Sludjér begrüßt worden, die jungen Leute mußten die Haiducken sofort auf den ihnen angewiesenen Platz geleiten, und während der Ansprache des Oberbefehlshabers hatten sie unter den anderen Panduren gestanden.



Als der Pandur Preda ihnen den Befehl des Sludjér überbrachte, bemerkten Jenésku und Dumítru Jiánu, daß Urdareánu sich verfärbte. Dann ging er ihnen rasch voran.

Wo sie vorbeikamen, sahen die Panduren den jungen Leuten mit Wohlgefallen nach. Jon, der blonde Mehedinkaner, war vielen Jägern bekannt.

„Herr Joníka,“ sagten sie ihm, „der Sludjér Tudor hat uns zu einer schönen Jagd befohlen.“

„Gott schicke uns viel Wild vor die Flinten,“ antwortete Urdareánu.

„Ein tüchtiger Bojar,“ sprachen sie hinter ihm her, „tapfer und fröhlich. Und schön, daß es einem warm ums Herz wird, wenn man ihn bloß ansieht. — Schön ist auch seine Mutter! Die Frau Sanda in Urdári. Wo sie geht und steht, da scheint die Sonne, und niemand verläßt ungetröstet ihren Hof. — Halal, solche Bojaren lobe ich mir. — Die sind keine Tschokois. — Freilich nicht. Sind aus altem Stamm und gehören zu uns.“

Der aristokratische Sinn wurzelt tief im Volk, denn es steht der Natur nahe, die durch und durch aristokratisch, d. h. dem Gesetze der Zuchtwahl unterworfen ist. Volkslied und Legende besingen am liebsten Kaiser, Fürsten, Helden und Prinzessinnen; das Volk sehnt sich nach ethischer und ästhetischer Vollkommenheit, und der zu vornehmster Blüte entwickelte Mensch ist ihm Augenweide und Herzensfreude. Nur gezwungen wendet es sich gegen den Adel, nur dann, wenn er entartet ist, seine Pflicht zu führen und zu schützen nicht mehr erfüllt.

Urdareánu eilte durchs Lager, als ginge es stracks ins feindliche Feuer hinein.

Und als Janku Jiánu ihn jetzt herankommen sah, sagte er zu Vladimírěsku: „Dieser Bursch ist tüchtig. Ich war sehr zufrieden mit ihm.“ Da ging ihm Herr Tudor zwei Schritte entgegen und umarmte ihn, was Jon den Atem versetzte.

Dann überreichte Jéne Jeněsku dem Bandurenführer seines Vaters Brief.

„Krank ist mein guter Freund Kadu Jeněsku, das tut mir leid,“ sagte Vladimírěsku, „und geheiratet hat er wieder? Wann denn?“

„Vor einem Jahr,“ antwortete der Sohn.

Herr Tudor sah in den Brief: „Die Tochter des armen Titěsku, den die verfluchten Kazaons um sein Gut gebracht?“ Doch ohne eine Erwiderung auf diese Bemerkung zu erwarten, reichte er Jéne die Hand: „Sei mir willkommen. Dein Vater schlug sich wie ein Teufel, trotzdem man ihn den Träumer nannte, wenn es keine Schlacht gab.“

„Der Apfel ist, glaube ich, nicht weit vom Stamm gefallen,“ lachte Herr Janku. „Und hier bringe ich dir einen Jiánu aus Craiöva,“ fuhr er fort.

„Ein Sohn des Jon Jiánu!“ rief Tudor rascher, als es sonst seine Art; dann blieb sein tiefernstes Auge lang an Dumitru's Bügen haften, bis er endlich sprach: „Deine Mutter wurde in ganz Craiöva „die Gute“ genannt. Dein Vater war mir ein treuer Freund. Du hattest auch eine . . .“ hier brach er ab, was bei ihm selten vorkam, denn seine Redeweise war die der rumänischen Bauern, die nur mit Überlegung den Mund aufstun, so daß sie nie des treffenden Ausdrucks ermangeln. Auch schien es Herrn Tudor jetzt nicht an Worten zu fehlen, sondern irgend

eine Pforte der Erinnerung hatte sich öffnen wollen, die er mit fester Hand wieder zugeedrückt.

Aber er gab „Dolj“, den Namen des Distrikts, dessen Hauptstadt Craiova ist, als Parole für die Nacht aus.

---

Unter dem schneeigen Februarhimmel flog den Panduren die blaue Fahne voran, die Tudor Vladimiresku in Bukarest im Kloster Antim malen lassen: mitten darauf war die heilige Dreifaltigkeit zu sehen, darüber, zu beiden Seiten, der heilige Theodor und der heilige Georg; darunter ein Adler mit dem ölzweigumrankten Kreuz im Schnabel und in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Das ganze rumänische Volk betet zu dir, heilige Dreieinigkeit, sende uns deine Hilfe, deine große Kraft, gib uns Hoffnung auf Gerechtigkeit, laß uns teil haben an der Stärke deines Armes. Januar 1821.“

Gerechtigkeit, das schönste Wort im menschlichen Sprachschatz, der edelste Begriff, den die Menschenseele geprägt, Gerechtigkeit war die Losung dieses Aufstandes.

„Es lebe die Gerechtigkeit!“ riefen die Bauern in den Dörfern, die der stolze Pandurenzug auf seinem Marsch vom Gebirge ins Hügelland herab berührte, riefen es umso leidenschaftlicher, als die Dörfer spärlicher und elender wurden; der südliche Teil von Mehedinj war fast lauter Großgrundbesitz, dort mußte der Landmann also für das Wohlleben dreier steuerfreier und arbeitsscheuer Mächte sorgen: für die Hohe Pforte, für das Geschlecht aus dem Fanar und für die Wojaren. Und nun kam Tudor Vladimiresku und sagte ihnen, daß sie auch für sich selber zu arbeiten ein Recht hätten.

„Es lebe Fürst Tudor!“ klang es da plötzlich an sein Ohr, und die Panduren wiederholten hundertfältig den Ruf, den eine einzige markige Stimme aus tiefstem Herzen geschmettert, als sich eine neue Gruppe Bauern der „Volksversammlung“ angeschlossen hatte.

Wie ein eisiger Schauer lief das Wort „Fürst“ über Tudor Bladimirésku's Seele. Regungslos und finster saß er auf seinem Pferd. Von nun an mußte er es aber oft hören. Die obersten Panduren, Darca, Kuzui, Frunte-Data, Urleánu, die den Titel für ihren Anführer längst ersehnt, aber kaum gewagt hatten, davon zu reden, gebrachten ihn fortan, wenn sie von ihm sprachen.

Unterdessen hatte die Bukarester Regierung den Volksaufwiegler Tudor Bladimirésku in zahlreichen Erlassen an die Distriktsbeamten als „Strolch“ und „Rezer“ gebrandmarkt und den Präfekten in Oldenien anbefohlen, Panduren einzuberufen und den Aufstand zu unterdrücken.

Daher kam es, daß der Studjér, als er mit seinem Gefolge das Gelände gen Tschernowoscháni, einem Dorfe auf breiter Talsohle, herabritt, dort unten achtzig Mann unter der Führung des ihm bekannten Paul Nikolitschésku traf, der ihm einen Brief des Klutschér Kalet, Präfekten von Mehedinz, überbrachte.

Er las das Sendschreiben, steckte es dann zwischen die Knöpfe seiner Weste und rief: „Hauptmann Darca!“ Es klang wie ein Trompetenstoß, — und mit gerecktem Arm den Nikolitschésku bezeichnend: „Legt die Hand an diesen Glenden und prügelt ihn durch!“ Und bevor die achtzig Mann sich rühren gekonnt, schmetterte er ihnen die Worte entgegen: „Panduren wollt Ihr sein und haltet es mit

den Tschokois?“, er wies mit der Hand hinter sich: „Laßt euch von diesen hier sagen, weshalb sie mit mir gehen.“

Darauf sprang er vom Pferd und betrat die Schenke, vor der sie Halt gemacht, indem er Preda zurief, ihm Tinte und Papier zu bringen.

Tinte führte der Pandur in einem langgestielten Metallgefäß im Gürtel mit sich, und ein Paket Schreibpapier, sorgsam und sauber nach Bauernart in Leinwand gewickelt, in einer Satteltasche.

In der Wirtsstube setzte sich Tudor an einen Tisch und warf in heißem Zorn seine Antwort an den Klutšer Constantin Kalet aufs Papier. Fast ohne Absatz flossen ihm die oft durchlebten Gedanken aus der Feder: „Archon Klutšer, bisher habe ich dem Gerücht, du sagest überall, ich sei unter die Räuber gegangen, um die Leute zu plündern, nicht Glauben geschenkt, weiß ich doch, daß ich kein Räuber bin. Heute aber finde ich dieses Gerücht in Tschernovoschani durch einen von dir unterzeichneten Brief bestätigt, in dem du den Dieb, den Paul Nikolitschěsku, ermächtigt, mich mit allen meinen Begleitern, tot oder lebendig, zu fangen. Daran erkenne ich deine Unlauterkeit; ich wundere mich, mit welchem Recht du kaiserliche Untertanen ermorden willst? Und weshalb? Es genügt euch also nicht, an den elenden Bauern Verrat geübt und sie ausgeraubt zu haben, bis sie nackter zurückgeblieben als die Toten in den Gräbern? Jetzt wollt Ihr sie auch noch töten. Nun, davor werden uns wohl Gott und das mächtige Kaiserreich beschirmen. Von mir wisse aber, daß ich kein Dieb bin, nie einer war, und nie einer sein werde; hingegen habe ich mich mit denen, die bei mir sind, zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit erhoben, sowohl der Großen wie der Kleinen. Zu deiner Erleuchtung lies die

beiliegenden zwei Abschriften.“ Dies waren der Aufruf an das Volk und die Klageschrift an den Sultan. Dann riet Vladimírěsku dem Klutschér, sich als „wahrer Patriot“ der Volksversammlung anzuschließen, und gab ihm Verhaltensmaßregeln, damit er in Tschernék, seiner, des Präfekten Residenz, die Bewohner über den Zweck und die Art der Pandurenhebung aufkläre und beruhige. Zum Schluß flammte wieder seine ganze Empörung auf: „Und noch einmal sage ich dir, hüte dich wohl, dem Volk dadurch Grund zur Klage zu geben, daß du es mit den Waffen bedrohst, dann wärest du nirgends mehr deines Lebens sicher, nicht einmal in den Schlupfwinkeln der Schlangen; denn das Volk, das Ihr gebrandschatzt und betrogen habt, ist voll Hasses gegen euch und wartet nur auf die Gelegenheit, loszubrechen.“

Als er eben einen festen, wagerechten Federstrich unter seine Unterschrift „Theodor“ setzte, öffnete sich die Türe wie unter dem Druck der aufbrausenden Stimmen, die draußen vor der Schenke erschallten, und der Güne Frunte-Bata trat ein und rief: „Herr, die Männer aus Tschernék haben sich mit uns vereint!“

„Desto besser für sie,“ sprach Vladimírěsku.

„Es lebe die Gerechtigkeit! Es lebe Fürst Tudor!“ donnerte es durch die Lüfte, und als die Panduren ihres Anführers auf der Schwelle ansichtig wurden, liebten sie ihn um des furchtbaren Ernstes willen, der auf seinem Antlitz lag, denn sie wußten, daß er alle Sorgen des Volkes auf seine Schultern geladen hatte.

---

In den tiefen, mit Eichenurwald bestandenen Geländefalten, die Tudor von West gen Ost durchquerte,

hatte er zwei große Klöster, Streháia und Motru, aus-  
ersehen, um sie in feste Plätze umzuwandeln. Dasselbe  
beabsichtigte die aufgeschreckte Landesverwaltung und  
schickte aus Craiova siebzig Arnauten nach dem einen,  
vierzig nach dem anderen Kloster.

Doch Streháia öffnete sein Thor, weil einer dahinter  
also geredet hatte: „Seid nicht dumm, Jungens. Der  
Sludjér Tudor will nichts anderes, als uns von der  
Steuerlast befreien. Warum sollen wir uns für die  
Tschokois totschlagen lassen, die uns aussaugen?“

In Motru ging es nicht so leicht. Dort hatten sich  
die neuernannten Präfekten von Mehedinj, der Kaminár  
Stefan Bibésku und der Stolnik Viischoreánu, mit einer  
Kompagnie Panduren verschanzt.

Wehrhaft saß das Kloster auf der breiten Ruppe des  
Hügelausläufers, um dessen Fuß herum der Motru fließt  
und, einen Büchschenschuß weiter unten, in den Jiá mündet.  
Doch lagen die Gewässer unbeweglich zwischen dem weißen  
Gelände rechts und den schwarzen Urwäldern links, da der  
Eisgang noch nicht begonnen. Der Himmel war grau  
und flockenschwanger.

Um die Mittagstunde ritt der Vortrab den Kloster-  
berg hinan. Da frachte und blitzte es vom Wehrgang des  
Glockenturms herab, ein Reiter in der vordersten Reihe  
fiel kopfüber aus dem Sattel, blieb mit einem Fuß im  
Steigbügel hängen und wurde von dem scheuenden Pferd  
im Galopp durch den Schnee geschleift, in dem er eine  
Blutspur zurückließ.

Die Panduren rissen ihre Flinten vom Rücken und  
schossen, noch ehe ihr Führer ein Kommando gegeben.  
Ihre Kugeln aber trafen nur die Mauern, und vom  
gewaltigen Panzer des Lozes, der aus handbreiten, über-

einander genagelten Eisenstreifen bestand, prallten sie dröhnend ab.

Doch schon jagte an der Hügelflanke, oberhalb des Wegs, wo der Vortrab stand, ein Abgesandter des Sludjér herauf. Sein goldenes Haar strömte mähnengleich im Winde und seine Stimme schmetterte: „Was treibt Ihr hier? Fürst Tudor will es wissen.“

„Wir wehren uns!“ schrie Frunte-Data zurück, „die Elenden im Kloster haben uns mit Kugeln empfangen!“

„Ihr habt aber nicht Befehl zu schießen!“

„Zum Teufel! Sollen wir uns totmachen lassen wie Späßen?“

Nun war Jon Urdareánu vor der Front angelangt, und im selben Augenblick krachte es wieder vom Wehrgang herab, sowie aus den zwei Schießscharten rechts vom Thor.

Frunte-Data fluchte gewaltig. Jon aber jauchzte auf. Es war seine Feuertaufe, und Kampfesfreude überrieselte ihn wie ein Strom, der zugleich warm und kalt war. Mit vollen Rüstern sog er den säuerlichen Pulvergeruch ein, und als das Flintengeknatter der Panduren über seinen Kopf weg zum zweiten Mal losging, fuhr auch seine Hand nach der Büchse.

Frunte-Data aber schrie ihn an: „Geh und sage dem Sludjér, warum wir schießen!“

Widerwillig gehorchte Urdareánu seiner Botenpflicht und jagte wieder bergab, bis in das dem Kloster leib-eigene Zigeunerdorf, wo Tudor stand.

Der Pandurenkommandant geriet in hellen Zorn. „Das Volk beschießen, ja, das können die Tschokois!“ rief er.

„Hinauf zum Kloster! Wir wollen es stürmen!“ erscholl es um ihn her.



„Schweigt!“ donnerte er. „Rührt euch nicht!“ und erteilte mit rascher Umsicht seine Befehle.

Am Abhang, der dem Glockenturm gegenüber lag und von der befestigten Kuppe durch ein tiefes Quellenrinnthal geschieden war, mußten Schanzen gegraben werden. Das Dorf und der Hügelrücken wurden besetzt, der Vortrab, der unterdessen noch zwei Mann verloren, zurückgerufen.

Unter den Panduren herrschte Wut und tiefe Erbitterung; Erbitterung gegen die Bojaren, die, ohne abzuwarten, ob man parlamentieren wolle, geschossen hatten, und Wut darüber, daß man nicht stürmen durfte. Frunte-Lata kam mit seinen Leuten wie ein Ungewitter den Berg herab. Ihn zu holen, war Jéne Jenéskú geschickt worden, denn Tudor's geübtes Auge hatte erkannt, daß den Son Urdareánu die Kampfbegier wie ein Fieber schüttelte, ein Fieber, das leicht in Ungehorsam umschlug. Zu Frunte-Lata sprach er: „Wir können Motru nicht stürmen, denn wir haben noch keine Kanonen; wir belagern es und hungern es aus.“

Der Hüne, der eben das Blut dreier Panduren hatte fließen sehen, der Pulver gerochen und im Schwirren der Kugeln gestanden, riß sein Pferd mit einem Fluch herum und sprengte davon.

Da sagte Bladimiréskú zu den übrigen: „Auch ich schlage mich gern, aber im offenern Feld. Des Volkes Blut ist nicht dazu da, um Mauern zu bespritzen.“

Das Wort kam unter die Panduren und beruhigte sie einigermaßen; jetzt hatten sie ihren Anführer verstanden.

Die Schanze wurde quer über die Hügelflanke gegraben. Ingrimig schaufelten die Leute und schleuder-

ten die Schollen hochauf, denn Erde war die einzige ihnen erlaubte Waffe gegen das Blei, das noch immer aus dem Kloster geflogen kam. Bis Sonnenuntergang war die Schanze beendet, und bei der Arbeit waren noch sieben Mann gefallen.

Die Panduren rasten und wollten Motru in Brand stecken. Doch standen alle Hauptleute auf ihrem Posten, ließen die Hörner blasen und verkündeten, der Sludjér habe eine wichtige Botschaft aus Bukarest erhalten, die er der Volksversammlung mitteilen müsse.

Da gingen sie ins Dorf hinab, murrend, aufgeregt, aber begierig auf die Botschaft und zufrieden, daß sie der Anführer zu Kate zog, und bald wogte die Menschenmenge Kopf an Kopf um die Schenke, in der Tudor Vladimiresku seine Kanzlei aufgeschlagen.

Nun trat er auf den Bridvór und sprach: „Brüder, nicht nur was ich sage, sondern auch was die Regierung sagt, sollt ihr hören, damit es nicht heiße, ich habe euch betört. Urtheilet selber und wählet.“ Dann las er, im letzten Tageschein, laut, mit weittragender, metallischer Stimme ein Sendschreiben des Divans vor, das also begann: „Mit großem Verwundern haben wir davon Kenntniß genommen, daß du dich mit vielen verbinden willst und die Einwohner des Landes aufforderst, sich samt und sonders zur Bekämpfung des Übels zu erheben, um aus der Finsternis ins Licht hervorzutreten. Daß solche Unternehmungen zu keinem guten Ende führen, ist sowohl aus der Geschichte, als aus täglichen Beispielen zu ersehen.“ Des weiteren wurde ausgeführt, wie ungern das Volk sich den Unbilden eines Aufstandes aussetze, der Ruhestörer wurde mit dem Anmarsch sämtlicher „von der Regierung bezahlten“ Panduren bedroht, dann „väter-

lich ermahnt“, von seinen Antrieben abzulassen, innerhalb zweier Stunden nach Empfang des Briefes eine Antwort zu geben und, falls er sie im Geiste der Demut und Unterwerfung zu verfassen gedenke, sofort nach Bukarest zu einer Besprechung zu kommen; andernfalls verurteile er sich selber zum Tode. Darauf folgten die Unterschriften des Metropolitens, zweier Bischöfe und der zwölf Großbojaren.

Als er geendet, sprach der Sludjér Tudor: „Brüder, wenn auch ihr so denkt, gehe ich stehenden Fußes allein nach Bukarest.“

Da sprangen Darca und Frunte-Data an seine Seite und packten ihn je an einem Arm: „Uns gehörst du! Wir lassen dich nicht!“ sagten sie.

„Und wir gehören dir!“ rief Georg Kutzi.

„Und sterben lieber, als so weiter zu leben wie bisher!“ schrie Barbu Urleánu.

„So ist's! So ist's!“ brauste es im Chor.

Ein tiefer Atemzug hob Tudor Vladimiresku's Brust, und als sich der Tumult etwas beruhigte, sprach er: „Gut. Dann schreibe ich der Regierung, daß ich mit euch nach Bukarest komme!“

„Es lebe Fürst Tudor!“ donnerte es im Kreise.

Der Sludjér trat ins Haus zurück und diktirte einem seiner Schreiber, — viele kleine Beamte aus den Distrikten waren zu dem Pandurenheer gestoßen, und er hatte sie zu seinen Kanzlisten gemacht, — die Antwort: „Geehrte Bojaren! euren geschätzten Brief habe ich mit gebührender Ehrerbietung in Empfang genommen; und eure Befehle habe ich gelesen; es sei euch aber gesagt, daß die Sachen nicht so stehen, wie ihr meint; denn es ist euch wohl bekannt, daß ich seit meiner Kindheit der

Regierung und meinem Vaterland mit großer Treue diene; wie ich auch jetzt und mein ganzes Leben lang entschlossen bin, meinem Lande zu dienen und mich ihm zu opfern. Nicht aus eigenem Antrieb habe ich den Aufstand begonnen, sondern das ganze erbitterte und gottverlassene Volk dieses unseligen Landes, als es sah, daß die Regierung, der es vom großmächtigen Sultan anvertraut worden ist, es in das äußerste Elend gebracht hat, hat sich wie ein Mann erhoben und hat beschlossen, sich in der Hauptstadt des Landes zu versammeln, um von dort aus die kaiserliche Gnade anzuflehen. Und da mich das Volk von früher her als einen treuen Sohn des Vaterlandes kennt, hat es mich mit Gewalt dazu auserwählt, ihm auch diesmal ein Führer zu sein, zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit. Dessenungeachtet wollte ich mich, sowie ich euren verehrlichen Befehl gelesen, sofort gehorsamst auf den Weg machen; doch hielt mich die Volksversammlung nicht allein zurück, sondern bewacht mich auch streng. Ihr sagt, daß ich die Ruhe der Einwohner dieses Landes störe; sie aber, nachdem ich ihnen euren verehrlichen Befehl laut und vernehmlich vorgelesen, haben wie mit einer Stimme geantwortet: das sei gar nichts im Vergleich zu den schweren Bedrückungen, die sie von den Beamten zu erleiden hätten. Diese haben sie dermaßen zur Verzweiflung getrieben, daß sie lieber sterben, als so weiter leben mögen.“ Ferner berichtete Tudor in knappen Worten, was bis zur Ankunft der Versammlung vor Motru geschehen und von der tiefen Erbitterung der Panduren, die ausgezogen, um Gerechtigkeit zu fordern, und denen an Stelle der Gerechtigkeit tödliches Blei gegeben ward.

---

In der Schanze brannten zwei Feuer, an denen je sechs Panduren wachten.

Der Erdwall schützte sie, die Flamme wärmte sie, Lebensmittel hatten sie im Dorf gefunden. Hin und wieder fiel ein Wort über das Abendmahl, das aus gedörrten Fischen und Maizbrot bestand. Seitdem sie früh morgens von Streháia aufgebrochen, hatten sie weder gerastet, noch Nahrung zu sich genommen; jetzt war Essen den genügsamen Männern eine ernste, weil notwendige Handlung, die sogar die bedeutamen Erlebnisse des Tages in den Hintergrund drängte. Erst als die flache, hölzerne Branntweinflasche herumgereicht wurde, fingen sie an, von den Gefallenen zu sprechen, von den Wittwen und Waisen, die sie hinterließen, von dem Geschick, das gerade diesen oder jenen ereilt, dem es bestimmt oder „vorhergeschrieben“ gewesen, wie die Rumänen sagen.

Einer sprach: „Alles kann der Mensch erforschen, nur nicht, warum er lebt und warum er stirbt.“

Ein anderer hatte ins Feuer gesehen und hub jetzt an, langsam klagend zu singen, indem er mit einem Zweig die rote Blut schürte: „Schweig, mein Weib, und weine nicht, pfleg' die Kinder, hüt' das Haus, nun ist bald das Elend aus. Weint auch nicht um meinen Tod, denn das Land ist noch in Not. Hei, wir gehn die Furchen ziehn, seht, wir gehn zum Säen hin. Wenn ihr uns einst folgen wollt, hundertfach ihr ernten sollt. Weinet nicht und jammert nicht, denn Fürst Tudor schirmt das Land, und ihr seid in Gottes Hand.“

Freilich wußten die Männer ebensowenig, als es die Menschheit im allgemeinen weiß, warum sie lebten

und starben, aber wie sie leben und sterben mußten, hatten sie in ihrer Kraft und Einfalt erkannt.

„Was singt ihr dort?“ rief ein Pandur vom zweiten Feuer herüber.

„Der Barbu Biga hat ein Lied gemacht,“ lautete die Antwort.

„Auch wir wissen eins.“

„Laßt es hören.“

Das Lied der zweiten Gruppe lautete: „Es setzt der liebe Herrgott nun auch meinen Pflug in Gang, daß ich vor reichen Türen kann des Teufels Furche zieh'n. Es soll die heil'ge Furche mein dem Tschokoi zum Gedenken sein. Ich werf' darein ihm eine Saat, die schwarzes Blut begossen hat. Griechlein hab' ich ausgesät, draus Rumänenfrucht ersteht. Selbst mein Hemd hab' ich verkauft, um ein Schwert hab' ich's vertauscht, und mein tolles Pflügelein ist worden 'ne Kanone fein! Seht, so kann ich pflügen frei, alles Glend ist vorbei!“

„Euer Lied ist gut,“ lobten die Zuhörer.

„Und ich weiß noch eins!“ rief Barbu Biga, der Dichter, reckte die Faust drohend in der Richtung des Klosters aus und sang laut in die Winternacht hinaus: „Grünes, grünes Knoblauchblatt, kein Gesetz der Tschokoi hat! Fing' ich ihn im Kampfe, hei! schlug' mit Reulen ihn zu Brei! Schnitt' aus seiner Haut mir gleich ein Paar Bundschuh' fest und weich. Denn dem Tschokoi macht der Schneider längst aus unseren Häuten Kleider!“

„Halal!“ rief eine Stimme aus der Finsternis.

„Wer da?“ schrieen die Panduren und sprangen auf.

„Donau!“ lautete die Antwort.

Das war die Parole. Sanku Zianu brachte Ablösung. Als die erste Wache dann durch den tiefen Schnee ins

Dorf zurück stapfte, näherte sich Barbu Biga dem Haiduckenhauptmann und sagte: „Verzeihung, Herr, wenn ich vor dir zu reden wage, aber wie steht das eigentlich mit dem Brief der Regierung? Als ich im Herbst den Sludjör nach Bukarest begleitete, wohnte er beim Bischof Klarion, und viele Großbojaren beehrten ihn mit ihrer Freundschaft und ließen ihn zu sich kommen. Und heute unterschreiben sie jenen Brief und drohen ihm mit dem Tode! Sie halten es wohl nicht mehr mit uns?“

Janku Jiánu antwortete nicht; nach einer Weile aber stieß er einen Fluch aus, so lang und gräßlich, daß dem Panduren die Haare zu Berge stiegen und er keine Frage mehr wagte.

---

In der siebenten Belagerungsnacht raste ein solcher Schneesturm vom Gebirge herab, daß am Morgen weit und breit, außer dem strahlend blauen Himmel, kein Fleckchen Farbe in der Landschaft zu sehen war. Hügel, Hänge und Wälder waren gleichmäßig weiß, und das Kloster schien von den Turmspitzen bis an den Fuß seiner Mauern herab in riesige weiße Laken gehüllt; denn der Schnee war feucht gewesen und klebte fest in allen Ecken und Vertiefungen.

Die Belagerten sahen ein, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich zu ergeben; die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen. Die Bojaren steckten eine weiße Fahne aus dem Turm heraus, und im Eisentor wurde das kleine viereckige Pförtchen, durch das ein Mann nur gebückt hinausschlüpfen konnte, geöffnet. Doch dauerte es Stunden, bis der Schneewall davor durchschaufelt ward. Dann schickten die Präsekten von Mehedinj dem Sludjör Tudor

zwei irdene Gefäße voll Goldstücke und haten um freien Abzug nach Craiova.

Er beschied sie zu sich ins Dorf, empfing sie in seiner Kanzlei, ohne sie sitzen zu heißen, und fuhr sie an: „Warum habt ihr auf das Volk geschossen? Was tat es euch?“

Erregt, wie sie waren, und durch die rauhe Art des finsternen Pandurenführers in Angst versetzt, stammelten sie: „Was sollten wir tun? — wenn du mit Heeresmacht heranziehst?“

„Hattet ihr gehört, daß dieses Heer sich wie eine Räuberbande benehme? Unversehens Menschen und Dörfer überfalle und plündere? Das konntet ihr nicht gehört haben, denn es war nicht geschehen. Ihr aber habt mir elf Panduren ermordet. Ihr seid die Nichtswürdigen, die ihres eigenen Volkes Blut vergießen!“

Biischoreánu rief fast weinerlich: „Über was willst du denn eigentlich? Was soll der Aufstand? Wozu störst du die Ruhe, Archon Sludjer, und wunderst dich dann, daß man es sich nicht gefallen läßt?“

Gesenkten Hauptes, wie ein Stier beim Angriff, tat Tudor Vladimiresku einen Schritt vorwärts, und die Bojaren wichen zurück.

„Wessen Ruhe?“ grollte er, „die Ruhe der sattgefressenen Wölfe, die sich an der Herde ohne Hirt vergriffen haben? Die will ich gerade stören. Sie sollen erkennen lernen, daß die Herde nicht für sie da ist. Ich mache Jagd auf sie. In Streháia habe ich schon welche eingesperrt, die man ausgeschiedt hatte, sich dem Volk zu widersetzen. Ich weiß, was in Bukarest gegen mich unternommen wird, wie man einen Erlaß um den anderen gibt des Inhalts, Brod und Fleisch müsse billiger wer-



den, und die Steuerfreiheit der Panduren, um die sich die Regierung bisher den Teufel gekümmert, dürfe man nicht mehr verletzen. Ich weiß, wie man jene mit Fluch und Bann bedroht, die mir folgen. Doch sind dies alles elende Flicker, die das vermorschte Gewand nicht wieder ganz machen können! Aber wozu rede ich mit euch!" schrie er plötzlich und stampfte mit dem Fuß. „Ihr versteht doch kein Wort von dem, was ich sage!"

Da wechselten die Bojaren einen Blick; gab es doch ihres Wissens nur eine Art, Klagen und Anschuldigungen zu verstehen, und Wiischoreánu sprach mit gedämpfter Stimme, aber eindringlich: „Glaube mir, Archon Gludjér, wir hätten mehr geschickt, hatten aber nicht mehr bei uns. Doch falls du uns unbehelligt nach Craiova gehen läßt, versprechen wir, dir von dort . . ."

Da fuhr ihm ein Fluch des Pandurenhauptmanns in die Rede, und zugleich hob Tudor Vladimiresku die Longefäße voll Gold vom Tisch, wo sie standen, und haute sie, eins nach dem anderen, vor die Füße der Präsekten auf die Erde, daß sie zersprangen und die gelben Dukaten klingelnd nach allen Seiten auseinander hüpfen und rollten.

„Hebt sie auf, Glende!" schrie der Gludjér, „hebt sie auf und schert euch damit zum Teufel, bevor ich euch die Hälse umdrehe! Nicht ein einziges Geldstück darf liegen bleiben, verstanden! Auf die Kniee, Tschokois, die ihr seid!"

Und die Bojaren mußten am Boden umherkriechen und den Münzen in allen Winkeln nachspüren, wobei ihnen ihre riesigen Pelzmäntel den Anschein von zwei in die Klemme geratenen, verängstigten Bären gaben.

Über diesen Anblick schlug ein junger Mann, der eben

eintrat, ein Kreuz ums andere, indem er rief: „Heiliger Gott, was geht hier vor?“

„Hier geht vor, Serdar Djuvára,“ erwiderte Tudor, „daß du diese Herren noch heute nach Craiova begleiten wirst.“

Als Stefan Bibésku und Biischoreánu endlich im Schlitten saßen und Motru im Rücken hatten, ließen sie den Anführer der hundertfünfzig Mann starken Truppe, die sie umgab, den ihnen bekannten Serdar Djuvára, bitten, an ihre Seite zu kommen.

„Um des Himmels willen, Archonda, was geschieht mit uns?“

„Das, was der Sludjér Tudor befohlen hat. Ich führe euch nach Hause, nach Craiova.“

„Bist du etwa auch auf seiner Seite?“

„Nein. Mich schickte der Ban Dumitráke Bibésku, den die Regierung zum Oberbefehlshaber aller Panduren in Oldenien ernannt hat, nach Motru, um . . . um zu erfahren, was der Sludjér dort eigentlich tut. Und als ich hörte, daß er euch belagert, ließ ich mit Bitten nicht nach, bis er euch den Abzug, den ihr verlangtet, gewährte.“

„Dank, tausend Dank, bester Djuvára! Wir fühlten uns auch gleich geborgen vor diesem Räuber, als wir dich eintreten sahen!“

Der Serdar verbiß ein Lächeln, indem er daran dachte, daß die Präsekten im Augenblick, wo er Tudor's Kanzlei betrat, ihn schwerlich gesehen, denn sie kehrten ihm den Rücken, lagen auf allen Vieren und suchten ächzend nach ihren eigenen Dukaten, die „der Räuber“ nicht behalten wollte. Ihren Dankesworten entzog er sich bald und ritt an die Spitze seiner Leute. Worauf die Wojaren über ihn zu schimpfen begannen.

„Wir sind verkauft und verraten. Alle diese Lumpen stecken unter einer Decke. Ich bitte dich, man weiß, daß Djubára ein Mann des Ban Bibésku ist und der Ban ein Freund und Beschützer sämtlicher Strolche im Land. War er seinerzeit nicht ein Herz und eine Seele mit dem Haiducken Janku Jiánu, und der befindet sich jetzt auch bei der sauberen «Volksversammlung»!“

„Gott im Himmel, erbarme dich unser!“ stöhnte Herr Stefan.

„Und dieses Volk,“ setzte Biiichoreánu seine logischen Deduktionen fort, „das sich zu Tausenden zusammenschluppt, sich bis an die Zähne bewaffnet und alle festen Plätze im Lande erobert, nennt sich schwach und bedrückt! Als ob nicht gerade der Aufstand der beste Beweis dafür wäre, daß die Regierung den gemeinen Mann zu stark, zu selbstbewußt hat werden lassen. Welcher Gaul haut über die Stränge, der halb verhungerte oder der, den der Hafer sticht?“

Herr Stefan aber war nicht gelaunt, politische Fragen zu erörtern. „Wenn mich der Schuft, der Djubára, wirklich lebendig bis nach Hause geleitet,“ sagte er, „so nehme ich meine Frau und fliehe nach Widin. Dertwisch-Bascha ist mein Freund. Und die Türken werden so wie so halb über die Donau kommen, um dem unerhörten Kummel ein Ende zu machen.“

„Man sollte die Österreicher rufen.“

„Meinetwegen. Ruft, wen ihr wollt. Ich gehe über die Donau.“

---

Herr Tudor besetzte Motru, legte auf die zwei Kanonen Beschlag, die samt dem reichen Silber- und Bücherchatz von Constantin Brancoveánu, dem fürstlichen Grün-

der des Klosters stammten, und zog dann über den Ziu hinüber in das Kloster Tzințaréni, das er nach anderthalbstündigem Marsch erreichte. Es thronte auf einer Bodentwelle, die auf drei Seiten Urwald umgab, während sich an der vierten Sümpfe bis zum Fluß hinzogen, an deren Rand die leibeigenen Zigeuner von Tzințaréni hausten. Auch dieses reiche Kloster stammte von Constan-tin Brancoveánu und war jetzt voll griechischer Mönche, die jedoch nicht wagten, dem Eroberer von Motru den Einzug zu verweigern.

Das Lager ließ Tudor, einen Büchsenenschuß vom Kloster entfernt, auf einer Waldlichtung aufschlagen, wo allwöchentlich Markt abgehalten wurde. Und schon am nächsten Morgen meldeten die Vorposten wiederum das Herannahen des Serdar Jamandi Djuvára mit einer größeren Truppe.

Vladimirésku nahm die Nachricht ruhig entgegen und gab Befehl, daß sich die Panduren von Pádesch in Schlachtordnung vor dem Lager aufstellten. Dies war kaum geschehen, als die Craiováner geritten kamen und ein paar Pistolen abfeuerten.

Als Antwort aber erscholl die mächtige Stimme des Hünen Frunte-Data: „Ich habe dich gesehen, Bruder Galban! Auf mich willst du schießen?“ Und Darca schrie: „He, Nikolaus Livig, was fällt dir ein? Sind wir nicht alle Christen?“

Da ging das Erkennen auch auf der anderen Seite los: ein Hauptmann sprengte vor die Front und rief seinen Leuten zu, indem er mit dem Säbel nach Tudor's Heer deutete: „Das sind keine Feinde! Die haben sich um der Gerechtigkeit willen erhoben, nicht um zu töten, mit denen wollen wir Bruderschaft schließen!“

„Der junge Bojar Hergot aus Lárnița!“ schmunzelte Darfa.

Und nun strömten die beiden Pandurenheere einander zu, naturnotwendig, wie der Tiu und der Motru unterhalb des jüngst eroberten Klosters, und der Anführer der Craiováner, Serdar Djovára, ritt herüber und begrüßte den Sludjór Tudor. Dann bat er um eine Unterredung unter vier Augen, die ihm gewährt wurde, und Vladimírěsku erfuhr, daß der Ban Dumitráke Biběsku des Oberbefehls über die oltenischen Panduren enthoben und der Bornik Nikolaus Vacarěsku aus Bukarest dazu ernannt worden sei. Dieser hätte Djovára befohlen, mit größerer Heeresmacht Tudor's Volksversammlung anzugreifen. Auch der Kerk-Serdar von Oltenien, Jon Solomon, und der Stolnik Dinu Balteánu hätten Befehl erhalten, schleunigst gegen Tzințarěni zu marschieren. Solomon habe man zu diesem Zweck von der Donau zurückberufen, wo er eben eine aufständische Räuberbande vernichtet und dafür vom Divan einen kostbaren Pelz und fünfhundert Taler erhalten. In Coghosěni, am Tiu, ungefähr drei Stunden unterhalb Tzințarěni, sollten die Regierungstruppen ihr Lager aufschlagen. In Craioáva herrsche große Bestürzung. Keiner traue dem anderen. Niemand wolle Farbe bekennen, mit wem er es halte.

Tudor Vladimírěsku hatte schweigend zugehört. Jetzt sprach er langsam: „Und mit wem hältst du es, Archon Serdar?“

„Laß' mich dir den Eid der Treue leisten!“ bat der junge Mann.

Fast ununterbrochen trafen Freiwillige ein, die Volksversammlung zählte an dreitausend Mann; doch gedachte Herr Tudor sehnennden Herzens der Lage von Badesch, da ihrer nur sechshundert gewesen, aber sechshundert Gemsen- und Bärenjäger, sechshundert Söhne der Berge! So streng er auch in der Aufnahme der Leute war, so viel Gesindel er zurückwies, die Mannszucht war nicht mehr dieselbe. Es gab jetzt Händel und Kaufereien im Lager, Panduren und Arnauten gerieten oft aneinander, und fast wäre es in Tzinzaréni zu Mord und Totschlag gekommen.

Unter Bladimirésku's Schreibern befand sich ein junger Bojar, Dumitráke Protopopésku aus Severin, der bei Timna gefangen und ausgeplündert worden war. Nun bat er den Sludjér, halb trotzig und halb weinend, ihm doch wenigstens Kleider geben zu lassen; in Motru sei er, im Hemd und in einem Mantel, den ihm Urdareánu geliehen, in der Kanzlei gefessen, aber das könne er nicht länger aushalten.

Tudor beauftragte einige seiner Hauptleute, den Arnautenführern zu befehlen, daß dem Protopopésku seine Kleider und sein Pferd zurückerstattet würden; nur die Waffen nicht.

Darauf ließ ein Gospodar den jungen Mann rufen und forderte ihn auf, ihm diejenigen zu bezeichnen, die ihn beraubt hatten.

Protopopésku sah die wilden Männer an, die im Kreise um ein Feuer herum standen und seiner spotteten, reckte dann zornig die Hand nach einem langen Kerl aus und rief: „Der da! Der hat mir meinen Rotfuchs gestohlen, samt dem türkischen Sattel aus Widin und der goldgestickten Schabracke und zweihundert und vierzig Léi!“

Da zog der lange Arnaut blitzschnell seinen Satagan und stürzte sich auf den unvorsichtigen jungen Bojaren. Dieser sprang auf die Seite der Hauptleute und schlug die Arme um den Fahnenträger, indem er flehte: „Rette mich, er bringt mich um!“

Nun stellten sich auch die übrigen Gospodaren schützend vor Protopopéski, und der Fahnenträger riß ebenfalls seinen Satagan aus der Scheide, trat dem schäumenden Arnauten gegenüber und schraubte: „Salt, oder ich hau' dich in Stücke!“

Der Auftritt kam Herrn Tudor zu Ohren, der den jungen Bojaren wiederum zu sich berief und ihm finster sagte: „Laß' die Kerle zum Teufel gehen!“

„Ja, aber ich brauche Kleider!“ rief der vor Kälte, Zorn und Aufregung Bitternde. „Und da ich hier zu meinem Recht nicht kommen kann, bitte ich dich, mir einen Geleitschein zu geben und ein Pferd, damit ich nach Hause reite und mich neu ausrüste.“

Dies geschah. Auf ungesatteltem Pferd und nur mit Urdareánu's großem Pelzmantel bekleidet, ritt der junge Bursch davon.

In Tudor's Seele aber brannten seine Worte: „Da ich hier zu meinem Recht nicht kommen kann —!“ Um dem Lande Gerechtigkeit zu bringen, hatte er sich erhoben, und in seinem eigenen Lager, unter seinen Augen konnte einer sein Recht nicht finden! Ein heiliger, kinderreiner Zorn erfüllte seine Seele, ein Zorn, der mit der Menschen Schwächen nicht rechnet und pfeilgerade seinem idealen Ziel zustrebt, der Zorn der Propheten und Apostel, der dynamische Zorn der großen Erleuchter und Erlöser. Und feierlich gelobte er sich, fortan ein unerbittlicher Richter

seiner Soldaten zu sein, und sollte darüber sein ganzes Heer und er selbst zu Grunde gehen.

Zwischen Bukarest, Craiova und dem Lager der Aufständischen flogen die Kuriere hin und her. Die Bojaren teilten Tudor Vladimiresku mit, daß die Hohe Pforte den Fürsten Skarlat Kallimaki zum Hospodaren ernannt habe, und fragten ihn, wie er vor diesem erleuchteten Herrscher bestehen werde, er, der zum Blutvergießen unter Brüdern treibe?

Tudor Vladimiresku antwortete mit einem Ultimatum in drei Punkten: er verlange Ausrottung der Mißbräuche, Entschädigung der ausgeplünderten Landesbewohner, Sicherung seines und seiner Hauptleute Leben und Bezahlung der Panduren.

Wütend erwiderten die Bojaren, das Werk der Gerechtigkeit und der Abschaffung der Mißbräuche wären sie, als wahre Patrioten, eben im Begriff gewesen einzuleiten; Tudor Vladimiresku aber habe sie durch seine gesetzwidrige Erhebung an dessen Ausführung verhindert. Bis zur Ankunft der Gesandten des neuernannten Fürsten würden sie jedoch keine weiteren Schritte gegen den Rebellen unternehmen, wofern er gelobe, sich nicht vom Platze zu rühren und keine neuen Freiwilligen mit verderblichen Vorpiegelungen anzulocken. Vor allem aber rieten sie ihm, sich nicht für mehr zu halten, als wozu er geschaffen sei.

Es waren die üblichen Redensarten und Beweisgründe einer in Fäulnis übergegangenen Autorität, die es nicht begreifen kann, daß ihre Stunde geschlagen, geschlagen aus dem Grunde, weil ethisches Recht höher



steht als feudales, das nur so lange gilt, als es sich aus jenem herleiten läßt, d. h. so lang das gesellschaftliche Hochstehen gleichbedeutend ist mit Hochdenken, Hochfühlen, Hochhandeln.

Als der Sludjér den letzterhaltenen Brief Janku Jiánu zeigte, hohnlachte der Haiduck: „Sa, ja, halte dich nur nicht für mehr, als wozu du geschaffen bist! Halte dich ums Himmelswillen nicht für einen Bojaren, denn das ist der Inbegriff von Falschheit und Feigheit, dann könnten wir allesamt verzweifeln an dieses Landes Zukunft!“

„Sie müssen um eine Handbreit kürzer gemacht werden —,“ grollte der Pandurenhauptmann.

„Das läßt sich hören,“ beruhigte sich Janku Jiánu.

Da setzte sich Tudor Bladimirósku hin und schrieb einen meisterlichen Brief an den Bornik Bacarósku, schrieb als Volksmann und zugleich als Staatsmann, als Staatsmann, wie er sein soll, mit dem weiten Blick für die Gesamtheit der Nation, für die Notwendigkeit unterschiedlicher gesellschaftlicher Schichten, die jedoch ein Band zusammenhalten soll: gegenseitige Achtung und richtige Erkenntnis des Verhältnisses der verschiedenen Teile der Bevölkerung zu einander: „Deinen geschätzten Brief habe ich mit viel Ehrerbietung in Empfang genommen, ersehe daraus aber nichts anderes, als daß du alle böswilligen Gefühle und Handlungen unserer Hochgestellten auf mich überträgst, als ob ich meinem Lande je übles getan hätte; allem Anschein nach gilt das Volk, dessen Blut den Adel ernährt und bereichert hat, nichts in deinen Augen, und nur die Blutsauger nennst du „Waterland“; ich aber wünsche selbst diesem Stande nichts Böses, sondern ich wünsche ihm sogar die Anerkennung und

Sicherstellung seiner Vorrechte. Warum beschuldigt Ihr mich also ohne jede gerechte Ursache? Und fällt es euch denn nicht auf, daß mich nur die Partei der Blutsauger anklagt, diese aber von allen Ständen verurteilt wird? Daraus ersehe ich nur eines: Gott hat die Herzen unserer Vorgesetzten versteinert, wie einst die Herzen der Egyppter. Ihr habt wohl nie daran gedacht, daß das Vaterland „Volk“ heißt, nicht aber die Horde der Blutsauger allein? Und nun verlange ich, daß du mir beweisest, was ich Feindliches gegen dieses Vaterland unternommen habe? Denn ich bin weiter nichts als ein Mensch, den alles Volk des Landes, das Ihr erbittert und ausgeplündert habt, dazu erwählt hat, ihm zu seinem Recht zu verhelfen; die Horde der Blutsauger aber, der solches nicht gefällt, hat sich gegen das Vaterland und das verelendete Volk mit todbringenden Waffen erhoben. Ach, welch großer Jammer! Sind aber die Blutsauger im Recht und das Volk schuldig, warum fragt Ihr nicht bei den Nachbarländern an, um zu hören, wen die verdammen? Das Volk? oder euch? Und mit wem sie es halten wollen? Mit euch oder mit dem Volk? Von deiner Gnaden weiß ich, daß du sehr weise bist und geboren aus einem erlauchten und patriotischen Geschlecht; deine Väter haben sich nie mit den Waffen gegen das Land erhoben, sondern haben ihm kluge und gute Gesetze gegeben. Möge deine Einsicht auch noch folgendes erwägen: das Kriegsglück liegt in des Allmächtigen Hand, und wem er es verleihen wird, wissen wir nicht; doch selbst wenn die Blutsauger siegen sollten, werden sie sich dessen nicht erfreuen, denn alle Welt wird ihnen fluchen; und können sie nicht siegen, wohin werden sie dann vor dem Volke fliehen? Wenn du also dem Lande wohl willst, wie es deine Väter getan, so wäre es

vonnöten, daß wir eine Zusammenkunft hätten; bist du damit einverstanden, so bitte ich dich um deine geneigte Antwort, wann und wo wir uns treffen könnten. Denn das Volk verlangt ja nichts weiter als jene Gerechtigkeit, die auch dem Adel zugute kommt.“

Doch blieb diese warme Bitte eines großen und gerechten Herzens unerhört. Zwar war Nikolaus Vaccarésku weise, geistreich und vornehm, aber daß die Großen auf den Schultern der Kleinen stehen, konnte auch er nicht begreifen. Er beantwortete den Brief des „Abtrünnigen“ gar nicht und reiste, sechs Tage nach seiner Ankunft in Craiöva, wieder nach Bukarest zurück, denn der Divan hatte an seiner statt den Bornik Constantin Samurkásch zum Oberbefehlshaber in Oltenien ernannt. Und dies war ein feiner Schachzug des „Daimon“. Es lag nicht im Plan der Bukarester Hetärie, in deren Absichten die rumänischen Wojaren nur teilweise eingeweiht waren, Vladimírésku's Macht und Einfluß gänzlich zu lähmen, da sie den Zwecken des Generalissimus Dypsilanti dienstbar gemacht werden sollten. Daher hatte sich Samurkásch vom Divan eine Vollmacht ausstellen lassen, in der er, als ein in Oltenien wohlbekannter und hochangesehener Mann, der dort zu wiederholten Malen Statthalter gewesen, beauftragt ward, den Aufstand zu dämpfen, und dabei ganz nach eigenem Ermessen, ohne vorerst das Gutdünken der Minister einzuholen, zu handeln. Auch hoffte man, daß er, als ein Freund und Gönner des Sludjér Tudor, auf diesen viel Einfluß haben werde.

Und in der That entspann sich sofort ein eifriger Briefwechsel zwischen Samurkásch und Vladimírésku, bei welchem der Serbenführer Hadji Prodán, als Vertrauensmann, den Botendienst versah.

Zu gleicher Zeit war in Cozofeni der Hauptmann Jordáke mit seiner Truppe angekommen. Und nun geschah es, daß Herr Tudor mitten in der Nacht an zwei seiner Hauptleute den Befehl ergehen ließ, ihn zu begleiten, worauf er mit ihnen in tiefem Schweigen südwärts ritt, bis er, nach ungefähr anderthalb Stunden, sie in einem Bauernhaus auf ihn warten hieß, während er selbst weiter eilte, so schnell als es durch den jetzt schmelzenden Schnee auf halb grundlosen, halb noch vereisten Wegen ging.

Denselben Ritt vollführte dann auch der Olympier, nordwärts, und die beiden Kreuzbrüder trafen einander auf halbem Wege, in einer verlassenen Waldschenke. Aber sie fanden den Ton nicht wieder, in dem sie vor kaum einem Monat mit einander verkehrt.

„Ich habe gehört, daß du dich Fürst nennen läßt?“ forschte Jordáke mißtrauisch.

„Nein,“ erwiderte Vladimírěsku, „ins Gesicht wagt mir das keiner zu sagen. Wenn sie mich aber hinter meinem Rücken Fürst nennen, kann ich sie nicht daran verhindern. So wenig als es der Wojwode verhindern konnte, daß man ihn Mormolók hieß, wenn man von ihm sprach.“

Der Kephthe empfand den ganzen Stolz dieser Antwort, empfand, daß aus dem Kreishauptmann von Aloščáni ein Mann geworden, dessen militärisch-politische Macht sich bereits auf vier befestigte Klöster, dessen moralische Macht sich auf die Liebe und das Vertrauen des ganzen oltenischen Volkes stützte.

Über alles, was bisher in der Volksversammlung geschehen, gab dann Vladimírěsku bereitwillig Auskunft, und der Olympier berichtete über die Verwirrung in Bukarest und in Craiova, von wo die Bojaren, wie ge-

wöhnlich bei Kriegsgefahr, in hellen Haufen zu fliehen begannen. Deshalb Tudor beschloß, eine Abtheilung der Bulgaren und Serben, die Makedonski und Hadji Prodan befehligten, auszusenden, um die Flüchtlinge zur Umkehr zu zwingen.

Mitten in ihrer Besprechung aber fragte Jordáke plötzlich gepreßt: „Und du hast dich den Türken ergeben?“

„Zwischen den Türken und dem rumänischen Lande hat sich nichts verändert,“ lautete die vorsichtige Antwort.

Wäre es nicht finster gewesen, — die zwei mitgebrachten Laternen erhellten kaum eine Ecke des Raumes, — so hätte Herr Tudor den Arnautenführer tief erblaffen sehen, doch merkte er, daß seine Hände flogen, als Jordáke ein Blatt Papier in den Lichtkreis hielt und mit dem Finger auf eine Stelle wies. Es war die Abschrift des Arsmagjar, den Vladimírsku an die Hohe Pforte gerichtet, und die Stelle lautete: „Da sich das ganze Volk in solch trostlosem Zustand befindet und ihm kein anderes Mittel übrig bleibt, um dem mächtigen Kaiserreich die Räubereien, die Qualen und Erpressungen darzulegen, die es von seinen Bedrückern erleidet und Gnade und Erleichterung zu erbitten, hat uns die Verzweiflung dazu gezwungen, uns vorerst gegen jene Räuber und Bedrücker zu erheben und dann, als dem Kaiserreich treu ergeben, die kaiserliche Gnade anzuflehen. Daher bitten wir unter Tränen, man möge uns einen kaiserlichen Untersuchungsrichter schicken, aber weder einen Griechen, noch einen Christen, damit er die tiefen Wunden unseres Landes mit Augen sehe und unsere große Not, sowie die Verletzung unserer Rechte; dann möge uns das mächtige Kaiserreich von den Blutekeln, die all unser Blut ausgesaugt haben, befreien, auf daß die alten und wahrhaftigen Rechte des Landes wieder in Kraft treten. Unseren Tribut an die

Hohe Pforte haben wir stets gern entrichtet, entrichten ihn jetzt und werden ihn nie verweigern, da wir überzeugt sind, daß uns unsere alten Rechte nicht genommen werden, gegen welche die griechischen Hospodaren im Verein mit unseren nichtswürdigen Bojaren sich stets taub gestellt haben und anstatt uns gerecht, wie Fürsten, zu regieren, uns schlimmer ausplündern als Räuber und Diebe; dies tut sowohl die geistliche wie die politische Obrigkeit, und nachdem sie von unserem Blute fett geworden, erleichtern sie den Fürsten auch noch die Flucht und sehen ihnen zu, wie sie am helllichten Tag Bukarest verlassen und in fremde Reiche davonlaufen.“

„Warum zeigst du mir das?“ fragte Tudor Vladimiresku. „Ich weiß noch ganz genau, was ich geschrieben habe. Findest du etwas Unwahres darin?“

Hauptmann Jordáke, dem das Fieber immer im Blut saß, bekam einen Schüttelfrost vor Grimm, denn nun war ihm klar, daß er mit dem Pandurenführer nicht mehr als mit einem gehorsamen Hetáristen zu rechnen habe. Nun stand der Oltenier auf eigenen Füßen, ein zielbewußter Politiker, der sein Wort ohne Zaudern brach, sofern er seiner Sache dadurch zu nutzen glaubte. In Jordáke's Augen ein Verräter an der Hetárie.

Mit zitternden Lippen sagte er: „Es steht nichts Unwahres in dem Urk. Doch ruffst du die Türken zu Hilfe, die Türken gegen die Griechen! In unserem Eid aber heißt es: „Ich schwöre, die Türken, unsere Feinde, stets mit Haß und Verachtung zu betrachten“.“

„Eure Feinde, so ist es,“ betonte Herr Tudor.

„Und du hast den Eid mit mir geleistet!“ schrie der andere endlich voll Born und Bitternis.

„Für euch, nicht für mich,“ sagte Vladimiresku mit

überlegener Ruhe. „Euer Vaterland, das zu befreien euch der Eid verpflichtet, liegt drüben über der Donau, ja noch weiter, überm Meer. Es schmachtet unter türkischem Joch, und Ihr habt recht, dieses Joch abschütteln zu wollen; dazu ver helfe ich euch gern, doch darf es nicht auf dem Grund und Boden meines Landes geschehen. So gut wie Hellas dir, gehört das rumänische Land mir. Auch mein Land schmachtet in schimpflichen Banden, aber nicht in denen der Türken; diesen zahlen wir zwar Tribut und oft über unsere Kraft, aber an dem Mark unserer Seele zehren andere, weit schlimmere Würmer: die Fanarioten und die Bojaren. Ist das wahr?“

Jordáke stöhnte: „Es ist wahr.“

„Was ist also meine erste Pflicht? Doch wohl die, mein Land von diesem Aussatz zu reinigen. Dazu aber brauche ich Ruhe an den Grenzen, Sicherheit vor fremden Heeren. Und die kann ich nur haben, solange ich mit den Türken Frieden halte. Gesundet und erstarkt dann mein Volk und könnt Ihr seine Hilfe brauchen, so magst du mich an den Eid in der Kirche Sanct Satwa erinnern, Bruder.“

Der Klephte saß auf einem Holzkloß, das Haupt in den Händen; seine Sporen klirrten, so bebte sein ganzer Körper. Er konnte dem Panduren weder beistimmen, noch ihm unrecht geben und empfand voll sehnsüchtigen Neids, welche Kraft und welches Gewicht die Tatsache, daß er auf eigenem Grund und Boden stand, den Worten und Entschlüssen des Olteniers verlieh.

„Du bist sehr klug,“ knirschte er.

„Das muß derjenige sein, der sich anmaßt, Tausende zu leiten,“ gab Tudor Vladimiresku streng zurück. Und auch diesmal konnte ihm Jordáke nicht widersprechen,

wußte er doch, in wie furchtbare Gefahr die Unflugheiten ihrer „Leiter“ die Hetärie gebracht hatte und noch brachte. Sein Herz war schwer und bang.

Um zwei Uhr nachts hörten Urdareánu und Jenésku, die Herrn Tudor begleitet, das verabredete Zeichen, das ihnen die Rückkehr Bladimirésku's verkündete. Sie hatten im Stall, auf Stroh, bei ihren Pferden gelegen, sprangen auf und waren im Nu draußen.

Schweigend empfing sie der Bandurenführer, und schweigend ritten sie ihm nach. Manchmal hatte er sie mit Befehlen oder einem Brief nach Motru oder Streháia gesandt, doch heute gab es keine weiteren Aufträge für sie, was Urdareánu bedauerte, denn ihn fröstelte, und er wäre lieber rasch geritten, als langsam hinter dem in tiefes Sinnen Versunkenen einhertraben zu müssen.

„Was zum Teufel,“ brummte er, zu Jenésku gewendet, „ist denn aus dem Schnee geworden? Wir waten auf einmal durch Pfützen!“

„Es hat geregnet,“ antwortete der Gefährte.

„Wann denn?“

„Während du schliefst.“

Urdareánu schwieg mißmutig. Es war ihm ärgerlich, auf seinem Posten eingeschlafen zu sein, während der andere wach geblieben. Überhaupt hatte Jenésku die Gabe, ihn zu ärgern. Son konnte nicht vergessen, daß ihm Tudor vor Motru, als es galt, den Vortrab aus dem Gefecht abuberufen, den jüngeren Kameraden vorgezogen; dazu verstand es dieser Bursch aus Pitéschtsi mit seiner schwermütigen Ruhe und Schweigsamkeit, den Banduren dermaßen zu imponieren, daß er bereits fast



ebenso beliebt war wie der blonde Märchenprinz, der noch obendrein zu den meisten Hauptleuten in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Diese Beliebtheit verdankte Jenéskü folgendem Umstand: in den Sümpfen von Tzinharéni hatten etliche Oldnier eines Tags, da Tauwetter eingetreten, einen Gegenstand erspäht, über dessen Beschaffenheit viel gestritten wurde; ein Baumstumpf war es nicht, man riet hin und her, ob es ein Wagen oder eine Truhe sei, die den Irrweg von Flüchtlingen bezeichnete, welche bei Nacht und Nebel dort eingesunken und umgekommen. Jenéskü hörte den Streitenden zu und sagte dann plötzlich: „Das ist weder ein Wagen, noch eine Truhe,“ und ehe sich's einer versah, betrat er den nur mehr halbgefrorenen Sumpf. Umsonst riefen ihn die Männer zurück, so gewandt als tollkühn lief er über den unheimlichen Boden und rief, als er endlich den schwarzen Gegenstand erreicht: „Es ist eine Kanone!“ So kam Tudor Bladimiréskü zu seinem größten Geschütz, das er, nachdem es geborgen worden, als eine im Kriege von 1806—1812 durch die Russen den Türken abgenommene gußeiserne Kanone erkannte, die die Sieger, nachdem sie sie im Sumpf festgerannt, dort liegen lassen, weil die Weiterbeförderung ihnen zu viel Mühe machte. Herr Tudor freute sich des Fundes. Dennoch sagte er zu Jenéskü: „Meine Hauptleute dürfen ihr Leben nicht aufs Spiel setzen, wenn sie keinen Befehl dazu erhalten. Hast du verstanden?“ Und der junge Mann antwortete: „Ich dachte, die Kanone würde mich ersehen. Aber ich habe verstanden, Herr.“ Dies alles gefiel den Panduren sehr. Und Urdareánu gestand es sich freilich nicht ein, daß ihn etwas wie Eifersucht auf den jüngsten Hauptmann der Versammlung beschlichen, aber es kam zu keiner Freundschaft zwischen ihm und Jenéskü.

Jetzt ritten sie wieder stumm einer hinter dem anderen.

Plötzlich flogen die Wolken auseinander, und der Mond leuchtete hell durch die kahlen, nassen Bäume am Wegrand, daß sie sich wie ein mit Silberperlen behängtes, schwarzes Netz vom Himmel abhoben. Doch schien sich, trotz ihres noch winterlichen Aussehens, die Beschaffenheit der Äste verändert, jedes Zweiglein sich vom mächtigen Aufquellen des Saftes geründet zu haben, und an den feinsten Spitzen einer Baumkrone saßen bereits Knospen.

„Sieh, die Weiden blühen!“ rief Urdareánu, seines Unmuts vergessend, pflückte im Vorbeireiten einen Strauß triefender Ruten und fuhr damit leise lachend dem Kameraden ins Gesicht.

Jenésku wendete nur stumm das Haupt ab.

„Mensch, freust du dich denn nicht?“ sagte Jon.

„Was soll mich freuen?“

„Nun, daß es Frühling wird!“ er atmete die Weidenkätzchen ein. „Sie duften schon! Himmel, wie gern brächte ich die meiner Mutter! — He, Jéne! wovor scheut dein Pferd? Mir scheint, jetzt schläfst du!“

Aber der wortfarge Hauptmann gab keine Antwort mehr, und nachdem Urdareánu noch etwas über des Gefährten Bärbeißigkeit gebrummt, verfiel er selbst in ein waches Träumen, in einen Frühlingsrausch, der beim plötzlichen Aufstrahlen des Mondes und dem Wohlgeruch der erwachenden Bäume über seine jungen Sinne gekommen war. Daß dabei sein erster Gedanke der Mutter galt, bewies, wie rein sein Herz in der Zucht ernster Männerpflichten wieder geworden. So rein, daß ein anderes Sehnen darin erst allmählich aufzublühen wagte. Während des ganzen winterlichen Pandurenzuges war

dieses Sehnen in Jon's Seele verborgen gelegen, denn die Fülle täglicher Ereignisse und neuer Pflichten hatte alles, was nicht Felddienst war, in den Hintergrund gedrängt. Jetzt aber weckte der Frühling das junge Herz, und wo Urdareanu ging und stand, war Safta Poienáru's Bildnis um ihn. Er sah sie fast besser, als er sie in Karákal gesehen, wo er kaum gewagt, in ihre goldbraunen Augen zu blicken, sah ihre Lippen, hörte den Klang ihrer Stimme, ihr kurzes Lachen, erinnerte sich jedes Wortes, das sie zu ihm gesprochen. Als sie ihm zum Abschied gesagt: „Gehe mit Gott!“, hatte er ihr wirklich in die Augen geschaut, und das war gewesen, als wenn die sinkende Sonne plötzlich zwischen Wolkengeschieben hervorstrahlt; dachte er daran, so umleuchtete es ihn wieder, und er gab sich dem Zauber dieser Blendung mit sehnsüchtigem Wohlbehagen hin. Er, der Tätige, erkannte sich jetzt kaum mehr selbst, so schwer und süß verträumt ging er umher, so froh ward er jeden Augenblicks, an dem er nichts zu tun brauchte, als sich seinem Sinnen zu überlassen.

---

Am letzten Sonntag des Monats Februar herrschte Freude und Zufriedenheit im Lager. Herr Tudor hatte seine Leute zum ersten Mal entlohnt.

Woher das Geld dazu kam, wußten allein die Vertrauten Vladimiresku's und der Serbenführer Hadji Prodan, der es selber aus Craiova gebracht, wo es ihm von Constantin Samurkásch, dem Daimon, eingehändigelt worden war.

Nach Sold gefragt hatte bisher zwar kein Pandur, — sie waren von Haus aus für zwei bis drei Wochen mit

Lebensmitteln versorgt zur Versammlung gekommen, — nun aber gingen die Vorräte zu Ende, und da Herr Tudor nicht erlaubte, daß ohne Geld requisitionniert werde, war man der Löhnung doppelt froh.

Nur die Hauptleute weigerten sich, ihre Besoldung in Empfang zu nehmen. Und als der Sludjër bei Giķa Cukui den Anfang machen wollte, verschränkte der Hagere die Hände hinter dem Rücken und fragte vorwurfsvoll: „Hab' ich je etwas von dir verlangt?“

Da wurde es Herrn Tudor warm ums Herz.

Doch verklang der Tag nicht so schön, als er begonnen.

Auf einem Karren, den todmüde Gäule zogen, kamen Flüchtlinge ins Lager, von denen einer, der Bojar Tschupádja, nichts mehr auf dem Leibe hatte als sein Hemd. Er jammerte, schimpfte und bekreuzte sich ohne Unterlaß, und es stellte sich heraus, daß er und andere Gutbesitzer von einer ungefähr siebzig Mann starken Arnautenbande überfallen und ausgeplündert worden waren, die sich von jener den fliehenden Craiováner Bojaren nachgesandten Truppe getrennt hatte, um auf eigene Faust einen Raubzug zu unternehmen.

Herr Tudor tat einen furchtbaren Fluch, gab Befehl, Kleider für Tschupádja aufzutreiben, drehte den Flüchtlingen den Rücken und ging nach dem Kloster, wohin er einen Kriegsrat beschieden.

Der junge Dumítru Jiánu hatte Bladimirésku's Befehl gehört.

„Kleider?“ sagte er, „das trifft sich gut. Soeben kam Protopopésku aus Severin zurück. Wie ein Pascha sieht er aus. Und Urdareénu's Mantel hat er auch wiedergebracht, den kriegt jetzt der Bojar Tschupádja.“

Da ritt Protopopésku heran. Sattel und Zaumzeug seines Pferdes waren aus goldgesticktem Samt; um die Schultern hing ihm ein leuchtend roter, funkelnagelneuer, mit Pelz gefütterter Mantel, den er vorn offen trug, so daß darunter ein talarartiges Kleidungsstück aus schwarzem, reich mit Seidenschnur und Quasten verziertem Tuch und schwarze Hosen sichtbar wurden, die vom Knie bis auf die Schuhe herab eng anschließend und seitlich mit runden Silberknöpfen geschlossen waren. Die Mütze aus feinem Astrachan war rund wie die der Panduren, aber bedeutend höher; im persischen Schalgürtel staken zwei Pistolen und ein Dolchmesser, und die lange Flinte hing dem prächtigen Reitersmann über den Rücken.

Als ihn Tschupádja gewahrte, rief er: „Dumitráke, Söhnchen! Dem Himmel sei Dank, daß ich dein Gesicht sehe! Hättest du dir zu Weihnachten, als wir zusammen die Hochzeit deiner Schwester feierten, träumen lassen, daß wir uns so wiederfinden würden!“

Da kam sich Protopopésku, der mit sehr geteilten Gefühlen nach Tzinharéni zurückgekehrt, auf einmal groß und mächtig vor und nahm den Flüchtling unter seinen besonderen Schutz, indem er ihn in eine der Schreibstuben führte, die im Lager in den Marktbuden eingerichtet worden waren. Dort wärmte sich Tschupádja, so gut es ging, an den Kohlen des Mangál, einer runden Kupferwanne auf hohem Fuß, deren man etliche aus dem Kloster requiriert hatte. Und je wärmer er wurde, desto heftiger jammerte und schimpfte er, so daß Protopopésku lang kein Wort sagen konnte. Unter Anrufung aller Heiligen verfluchte Tschupádja die Glenden, die ihm so Unerhörtes angetan: „Schlimmer als die Türken ist das Gefindel! Mit den Türken kam ich noch stets gut auseinander.

Waren sie im Anzug, so ging ich in meine Kula, hatte dort alles, was ich brauchte, Mundvorräte auf Wochen hinaus, gutes Trinkwasser aus dem Brunnen im Erdgeschloß, und vom Wehrgang herab verständigte sich mein Haushofmeister mit den Osmanen: „Was wünscht Ihr? Alles, was billig ist, gibt euch mein Herr.“ Nun, sie verlangten Butter, Mehl, Honig und Truthühner. Ich ließ im Dorf befehlen, daß man sie reichlich versorge, und dann gingen sie nach ein paar Tagen, wohin es ihnen beliebte. Vielleicht haben sie anderstwo gebrannt und geplündert. Bei mir nicht. Und das waren Heiden! Aber die da, die elenden Kerle, die schreien wie besessen: *Za vero!* — für den Glauben! und haufen wie die Teufel! Was, *za vero*, mein Haus ausgeraubt? für den Glauben mir den Rock vom Leibe gerissen, die Hosen, den Gürtel? alles für den Glauben? Sage mir nicht, daß es keine Panduren waren, sondern Arnauten. Sie gehörten doch zu dieser verdammten „Volksversammlung“! — — — Diebsversammlung, ja! Und der Lump, der Tudor, ist der Oberdieb . . .“

Da legte ihm Protopopésku beide Hände vor den Mund und flüsterte: „Um Gotteswillen, Réne, leise! Wir sind hier nicht in deiner Kula. Hier ist der Sludjér allmächtig.“

„Hier ist der Sludjér allmächtig,“ brummte der Tief-erregte in sich hinein. „Wer ist denn dieser Sludjér? Ein Kreishauptmann, ein Kloß von Bauernsohn, von dem Ihr sprecht wie vom lieben Gott! Steht denn die Welt auf dem Kopf?! Und wie kommst eigentlich du hierher, Dumitráke? Herrgott im Himmel, mir wirbelt das Gehirn! Ich habe noch gar nicht verstanden, warum du hier bist?“

„Ja, das kam so,“ hub Protopésku an, indem er breitpurig vor dem Mangál stand und seine Hände über die blauzüngelnden Holzkohlen hielt, „die Welt steht wirklich auf dem Kopf, wie du sagst, Néne. Das kam so. Vor etlichen Wochen schickte mich der Präsekt von Mehedinç, Constantin Ralet, nach Bukarest, um die dreihundert Panduren, die dort gerade Dienst taten, mit ihren drei Hauptleuten zu holen, damit sie sich Tudor entgegen stellten, der plötzlich in Tergu-Ziu erschienen war. Als ich nun mit diesen Panduren in Tschernék ankomme, steigt der Präsekt eben in den Wagen, um nach Craiova zu entfliehen. — „Nun, und was wird aus uns?“ frage ich. — „Was euch beliebt,“ sagt er. Da kam ich mit den Hauptleuten überein, daß wir uns Tudor in Timna oder Strehaiia entgegen werfen wollten.“

„Warst du des Teufels?“ rief Tschupádja starr vor Staunen.

Protopopésku lachte, daß seine weißen Zähne blitzten; er hatte ein schönes, grausames Gesicht. — „Kann sein, Néne,“ fuhr er fort, „in Timna übernachteten wir im Hause des Manoláke Fiotu. Da kamen am nächsten Morgen eine Menge Arnauten und Panduren und schrieten, wir sollten heraus, sie hätten einen Firman. Ich trat mit ein paar anderen vor die Thür und sagte: „Zurück oder wir schießen.“ Unsere eigenen Panduren aber fingen an, die Angreifer beim Namen zu rufen, weil sie Brüder und Verwandte erkannt hatten, dann richteten sie ihre Flinten gegen mich und fragten, ob ich es noch immer mit den Tschokois hielte? Was war da zu tun? Die Rebellen nahmen uns gefangen und verführten mit uns wie mit dir. Nach Strehaiia, zum Gludjér Tudor, kam ich, wie du, im Hamd.“

„Gott, Gott!“ stöhnte Tschupádja.

„Nun, Tudor machte mich zu einem seiner Schreiber. Denn es wird mächtig viel an Proklamationen und Erlassen bei ihm geschrieben. Aber ich war noch immer im Hemd. Nur diesen Mantel, den auch du jetzt trägst, hatte mir der Jon Urdareánu geliehen. Da verlangte ich Urlaub und ging mir neue Kleider holen.“

„Und deine Mutter hat dich zurück kommen lassen?“

„Ós, geweint hat sie. Aber jetzt ist's nirgend im Land mehr sicher. Die Bauern sind frech geworden. Einer hätte mich vorgestern zu Hause fast erschlagen, weil ich ihn dabei antraf, wie er meinen Weinberg durch einen Zaun mit dem seinen verband. Und als ich ihn fragte, was er da mache, sagte er, es gebe keine Tschokois mehr im Land und kam mit der Harke auf mich los. Ich schoß mit der Pistole, aber fehl, und er schlug zu und traf mich an der rechten Hand und wollte noch einmal schlagen, aber mein Bruder schoß ihn ins Bein und rettete mir das Leben. Da dacht' ich mir, besser mit den Rebellen als gegen sie. Denn die Regierung kann nichts mehr tun. Alle Panduren laufen zu Tudor.“

Tschupádja vermochte nur mehr zu stöhnen; ihn schüttelte das Fieber.

Der junge Protopopésku aber bekam, nach dem Schluß des Kriegsrates, viel zu schreiben. Und zwar die fünf Ernennungsdekrete für die neuen Präfecten der fünf Distrikte Olteniens: für Dolj den Gludjer Solomon, für Romanák den Serdar Diamandi-Djuwára, für Mehedinj den Bistrier Crainitschánu, für Gorj Basile Moánga und für Bóltjscha den Polkownik Gelmedjánu.

Denn Tudor Bladimirésku war jetzt Herr in Oltenien. Die Regierung hatte kein Geld und keine Truppen



mehr gegen ihn. Schon beim Tode des Wojwoden war die Staatskasse leer gewesen. Jetzt, da das Land sich in hellem Aufruhr befand, konnten Steuern nicht mehr eingetrieben werden, und die letzte größere Summe, die die Minister auf Verlangen des Bojaren Samurkásch mit viel Mühe aufgebracht, — es waren hundertundsiebzigtausend Lei, — und sie dem Bornik nach Craiöva gesandt, hatte er dem Sludjér Tudor geschickt!

Im Lager von Tzinkaröni rüstete man zum Aufbruch. Der Weg nach Bukarest war frei.

13.

In Benéschti, am Olték, einem alten Herrnsitz der Großbojaren Oteleeschánu, hatten sich acht adelige Familien versammelt, um in dem wehrhaften Hause vor den Ereignissen, die das ganze Land mit Schrecken erfüllten, Schutz zu finden. Sie hatten dem Bornik Samurkásch nach Craiöva geschrieben, um zu fragen, was er ihnen zu tun rate? Ob sie noch in Benéschti bleiben, oder, wie es andere Bojaren bereits getan, über die Grenze flüchten sollten? Den Botengang hatte ein Neffe des Gutsbesizers übernommen.

Vier Tage darauf betrat der Hausherr, Jordáke Oteleeschánu, das Gemach, in welchem alle Damen versammelt waren, um ihnen die Antwort des Bornik mitzuteilen. Die Hauptperson des Kreises war die alte Frau Anika Poienáru, die man inmitten aller Angst und Unsicherheit nie anders sah, als mit einer kunstvoll gearbeiteten großen Silberfiligrankugel am linken Handgelenk, daraus sich in endloser Länge ein Seidenfaden spann, den sie mit ihren noch schönen Händen zu Spitzen in zarten Blumenlinien verarbeitete. Seitdem sie ihren Gatten

und einen Sohn verloren, trug sie nur härene Nonnengewänder, darüber aber, denn diese Seelentrauer sollte ihren noch lebenden Lieben nicht weh tun, einen schwarzen Atlasmantel.

Nachdem ihr der Bojar Jordáke die Hand geküßt, las er das kurze Schreiben aus Craiova vor: Samurkásch versicherte seinen Freunden, daß sie sich vor Tudor nicht zu fürchten brauchten, denn er töte oder plündere niemand; nur vor den dreiundsiebzig Strolchen, die sich von seinem Heer getrennt, riet er, sich zu hüten.

Man atmete auf. Bor Strolchen, und waren es ihrer auch dreiundsiebzig, bot das Haus sicheren Schutz, umsomehr als die Herren Befehl erteilt hatten, es einer Festung gleich zu machen. Petráke, Frau Anika's Sohn, leitete bereits die Verteidigungsarbeiten.

„Hat dein Nefse selbst die Antwort gebracht?“ fragte die alte Bojarin.

„Nein, Samurkásch schickte einen Eilboten. Mein Nefse kommt später.“

Da ließ sich eine Mädchenstimme halblaut vernehmen: „Vielleicht ist er zu Tudor gegangen.“

Der Hausherr sah sich nach der Sprecherin um und begegnete den goldbraunen Augen Safta Poienáru's. „Ei, warum denn?“ sagte er erstaunt. „An Tudor habe ich nicht geschrieben.“

„Nicht mit einem Brief. Zum Heer,“ gab das Mädchen zurück.

„Gott, welch ein Einfall!“ riefen einige Frauen.

Der Bojar Jordáke strich sich den Bart. „Zum Heer?“ wiederholte er bedächtig. „Mir scheint, solche Dinge hast du bei meinem Freund Janku Siánu gelernt, was?“

Da wendete sich Sasta an Frau Anika: „Ist mein Vater nicht Pandurenhauptmann gewesen, Mütterchen?“

Doch der Hausherr sprach: „Damals war es etwas anderes. Damals gingen die Panduren mit dem kaiserlich russischen Heer gegen die Türken.“

In diesem Augenblick erschien ein Diener und bat Herrn Jordáke, auf den Briddvór zu kommen, wo der Bojar Beträfte seines Rats bedürfe.

Und Steteleschánu war der Abberufung froh. Nicht als ob er die Worte und Fragen eines Mädchens ernst genommen, doch brach er das Gespräch lieber mit einem Scherz ab: „Halte dich bereit, Pandurenführerin, vielleicht bedarf ich auch deiner Erfahrungen und lasse dich rufen.“

Nachdem der Hausherr gegangen und die Damen erregt über den Brief aus Craiova und ihre Lage sprachen, nahm Frau Anika Sasta bei der Hand und verließ mit ihr das Zimmer.

„Verzeih' mir, wenn ich gefehlt habe,“ sprach das Mädchen.

Schweigend führte die Greisin ihr Enkelkind vor die Heiligenbilder in ihrem Schlafgemach, zog es neben sich auf die Kniee und sagte: „Bete für das Land.“

Nein, von den Bojaren dachte keiner daran, zu Tudor zu gehen! Aber die Befestigung des Hauses betrieben sie eifrig. Alle Fenster wurden bis auf halbe Höhe zugemauert, der Briddvór dadurch, daß zwischen den Säulen über mannshohes Mauerwerk aufgeführt ward, in eine Bastei umgewandelt, und im Hof hatte man zur Deckung des rundbogigen Kellereingangs, der sich unterhalb des Briddvórs befand, eine dreiteilige Wand mit Schießscharten gebaut. Befestigt ward auch der Glockenturm der

Kirche, die, einen Büchschenschuß entfernt, dem Herrenhaus gegenüber lag. Dort hielt jeden Tag ein anderer Bojar mit zwei Dienern Wacht, während die übrigen, — im ganzen waren es zweiunddreißig Menschen, — jetzt im Halbdunkel des verrammelten, von Märzstürmen umbrausten Hauses, bei allem Luxus und der behaglichen Wärme, die sie darin umgab, ein Dasein voll Ungevißheit und bangen Wartens führten.

Da kam auch der Neffe des Herrn Jordáke zurück. Er berichtete, der Bornik Samurkásch habe Craiova verlassen, um sich nach Bukarest zu begeben und als er nochmals gefragt wurde, was die Familien in Benéshti tun sollten, geantwortet: „Was ich tue.“ Das hieß: fliehen.

Nun wurde in größter Eile zum Aufbruch gerüstet. Die ganze Nacht hindurch. Nur einige junge Mädchen hatten dergleichen noch nicht erlebt. Alle Leute über zwanzig Jahre aber wußten, was fliehen heißt. Jeder sichtete seine Kostbarkeiten. Einen Teil des Geldes und Schmuckes vergrub man an sicheren Orten. Die Kleider und Pelze wurden in große Truhen gepackt, die man rückwärts auf die Wagen stellte und festband. Um eine neue Keisefalesche herauszuholen, hatte die dreiteilige Mauer vor dem Kellereingang eingerissen werden müssen.

Und zu all dem Trubel kam noch der Tod eines alten kranken Bojaren, dessen Begräbnis Petráke Poienáru vollzog, während Jordáke Oteteleschánu das Einsteigen der Damen in die bereitstehenden Wagen überwachte.

Doch kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, als er auch schon ins Stocken geriet, da die vorderste Kalesche in weitem Bogen kehrt gemacht und die Bojaren, die ihr voranritten, laut riefen, man müsse eiligst in den Hof zurück. Erst als sie wieder im Flur standen, erfuh-

ren die Damen, daß ein Trupp Berittener von den Hügeln über dem Olték drüben herabsteige und im Anzug sei. Ohne Zweifel das Räubergesindel, vor dem der Vornik Samurkásch gewarnt hatte!

Es mutete sonderbar an, die noch lauen Räume des Hauses, das man auf lange, unbestimmte Zeit verlassen wollte, von neuem zu betreten.

„Wieder in die vermauerte Gruft,“ murzte Safta.

Eine alte Haushälterin aber seufzte: „Gott sei Dank, jetzt kann ich wenigstens auch das Eingemachte in Sicherheit bringen! So viel Orangen, wie im vergangenen Winter, hatte ich noch nie eingekocht.“

Darüber lachte Safta so hell, daß Niku Balan, ein junger Bojar, der die Frauen eilfertig hereingeleitet, erstaunt zu ihr sagte: „Heiliger Gott, du kannst jetzt lachen?“

„Dé, das ist umso merkwürdiger, als mir nicht, wie dir, das Glück zu teil werden wird, denen da draußen meine Meinung mit der Flinte zu sagen,“ gab Safta rasch und scharf, wie mit einem Peitschenhieb, zurück.

Nun fingen auch zwei andere junge Mädchen zu kichern an, worauf die Hausfrau klagte: „Gott, Gott, was für Kindereien zu solcher Stunde!“

Safta Boienáru warf den Kopf in den Nacken und ging in das Mädchenzimmer, und als ihr die Freundinnen dorthin folgten, sagte sie streng: „Ihr wißt, daß ich das Kichern nicht mag. Lacht meinethwegen, wenn ihr's nicht lassen könnt, aber kichert nicht! Das klingt dumm!“

„Ach Safta,“ wollte eines der Mädchen beschwichtigen, „es war zu schön! Deine Verachtung und das kaltheiße Gesicht des Niku Balan, der so tödlich in dich

verliebt ist und sich nach einem ganz andern Glück sehnt, als nach der Flinte!"

Da stampfte Sasta mit dem Fuß, schleuderte den Pelzmantel, den sie eben ablegte, wütend in eine Ecke und rief: „Wage nie, mir dergleichen zu wiederholen, Trina! Ich gestatte nicht jedem Popanz sich in mich zu verlieben.“

„Aber dafür kann er doch nichts!“ meinte Trina.

„Nun dann soll er eben schweigen und sterben,“ sprach Sasta zornig und unverjöhnt. Kaum aber hatte sie die Worte gesagt, als sie ihr, wie mit dem Hammer auf Erz geschlagen, weiter im Ohre klangen. Sie mußte ihrer eigenen Stimme nachlauschen, als hätte das Schicksal gesprochen. Dabei dachte sie gar nicht mehr an den „Popanz“, dem ihr Zorn gegolten.

Und mehr als vor ihrem Zorn erschraf jetzt Trina vor dem Verstummen der Freundin und war froh, daß ihre sanfte Schwester Zoe es wagte, Sasta den Arm um die Schultern zu legen und zu bitten: „Verzeih uns. Wir wollten dich nicht erzürnen.“

Doch beachtete Sasta die Liebkosung kaum und sagte: „Ich gehe zur Großmutter.“

Um die Großmutter scharten sich bald alle Frauen. Sie war zugleich sanft und streng, stand bereits über dem Leben und seinen Schrecknissen, hatte sich aber Verständnis für die bewahrt, die noch mit dem Schicksal rangen und rechteten. Man kam zu ihr in Not und Leid, doch verstand sie es, dem Ausdruck des Jammers seine Schranken zu weisen, und das wirkte heilend auf Angst und Verzweiflung. Man erlaubte sich keine Nervenzufälle in Frau Anika's Gegenwart. Still und standhaft harrten die in Beneschti eingeschlossenen Frauen der Ereignisse.

Nitu Balan hatte ihnen mitgeteilt, daß das Hoftor verschlossen worden, nachdem Petrăte Poienăru, den heute die Reibe traf, mit zwei bewaffneten Dienern zur Kirche hinübergerannt war, um sich dort im Glockenturm zu verschanzen; die übrigen Bojaren standen mit ihren Flinten an dem hohen Pfahlzaun, der den Hof umgab, während der Hausherr den Torturm bestiegen hatte, von wo aus er sehen konnte, was vor der Kirche vorging.

Von draußen kam fast kein Laut durch die halbvermauerten Fenster des Hauses. Gegen Mittag schickten die Herren herein und verlangten Wein und Brod, und gern wären alle Frauen mit der Haushälterin davongestürzt, um den Imbiß zu bereiten und der bange Unthätigkeit zu entfliehen, aber Frau Anika gestattete es nur der Gattin Jordăke's. Wie richtig diese Maßregel zur Erhaltung der Ordnung war, erwies sich wenige Minuten später, als draußen Schüsse fielen, gleich darauf die Haustüre ging, die Bojaren hereinkamen und sich nun innen im Hause an die Schießscharten stellten. Die Rebellen, zu denen sich auch eine Horde Dorfbewohner gesellt, umtobten jetzt den Hof und feuerten ihre Pistolen ab.

Da kommandierten die Bojaren „Feuer!“ und auch im Inneren des Hauses erbehte die Luft vom Krachen der Flinten, die in den Schießscharten lagen.

Im Zimmer der Damen erklangen leise Angstrufe, und Frau Anika ging in den Flur, um zu erfahren, was geschehe. Sie wandte sich an einen der Schützen. Der lachte erregt und wild: „Evrîka! Zwei dieser Lumpen liegen mauſetot und die übrigen laufen, was sie können! Die Strolche sind augenscheinlich in die Stallungen eingebrochen, haben die Pferde in den Hof herausgetrieben

und wollten sie dort fangen. Das war zu frech. Wir gaben ihnen Blei zu kosten!”

„Weißt du nichts von Peträke?“ fragte Frau Anika. „Er hätte die Rebellen vom Glockenturm aus aufhalten müssen.“

Im selben Augenblick kam vom Bridvör der Bruder des Hausherrn herein und berichtete, Peträke Poienáru habe sich dem aufständischen Gesindel ergeben und schreie nun fortwährend vom Glockenturm herüber, Jordáke Oteteleschánu solle desgleichen tun, oder ihm wenigstens seine Familie schicken. Peträke habe in dem Anführer der Rebellen einen gewissen Tschauſchen Zwántſcha, einen jungen Serben aus Tſchernék erkannt, den Frau Anika aus der Taufe gehoben, und habe sich mit ihm dahin verständigt, daß den Bojaren nichts geschehen werde, falls sie die Waffen streckten. Doch hätte ihnen Peträke, setzte der Sprecher hinzu, das früher mitteilen müssen, bevor noch die beiden Arnavuten erschossen wurden.

„Peträke ist schlimmer als ein Kind,“ sagte die alte Bojarin, „daß sich Zwántſcha von Tudor getrennt hat, spricht gegen ihn, und seine Genossen müssen ärger sein als er. Doch da er mir seinerzeit ergeben war, will ich gehen und mit ihm reden.“

Die Bojaren, die sich jetzt alle um Frau Anika gesammelt, versuchten, Einsprache zu erheben, doch ließ sich ihrer Ruhe und wohlüberlegten Entschlossenheit nicht widerstehen, dazu kam, daß sie alle keinen besseren Rat wußten als den, daß die Taufpatin, deren Verhältnis zu ihrem Täufling ein wichtiges und hochangesehenes war, es versuche, dem jungen Rebellen ins Gewissen zu reden.

Doch als sich Frau Anika die Türe zum Bridvör öffnen ließ, flog Saſta an ihre Seite und sprach bittend: „Mütterchen!“



Die alte Bojarin strich ihr sanft über den Scheitel: „Das ist kein Gang für junge Mädchen, und wenn er von Nutzen sein soll, muß ich allein sein.“

Kurz darauf schritt die stolze Gestalt im schwarzen Atlasmantel quer über den Hof, der jetzt leer und still war, leer bis auf zwei dunkle Körper, die neben einer Riesenlinde lagen, um die sich im Sommer oft der bunte Menschenkranz der Hora gedreht. Frau Anika wandte den Kopf nicht nach jener Seite, bekreuzte sich aber unablässig, bis sie ans Tor kam, wo der Hausherr ihrer bereits in der Wölbung unter dem Wachturm harnte.

„Du willst wirklich . . .?“ begann er.

„Ist der Zwantscha hier?“ fragte die alte Frau.

„Ich habe soeben mit ihm verhandelt.“

„Öffne mir das kleine Pförtchen,“ sagte Frau Anika, und als dies geschehen, trat sie hinaus und rief: „Zwantscha!“ rief es im ruhig gebietenden Ton der vornehm geborenen Frau, die daran gewöhnt ist, daß man ihr gehorcht, und die ohne Härte zu befehlen versteht.

Der Rottenführer stand vor ihr, schlank und geschmeidig, mit seinem schmalen klugen Serbenkopf, Trotz und Wildheit zwischen den Brauen.

„Gospodar Zwantscha!“ sagte Frau Anika noch einmal, indem sie den serbischen Titel, der Herr oder Anführer bedeutet, mit schwerem Wortwurf betonte, „Wie konntest du das tun und gerade uns?“

Keine Beurteilung aus Mannesmund vermag es, einen Mann so zu treffen und zu berühren wie solch eine Frage aus dem Munde einer Frau, die ihn zugleich bei seiner schwächsten und bei seiner besten Seite packt, bei seiner Eitelkeit und seiner Fähigkeit, ein edles Weib hochzuachten, eine Fähigkeit, die selbst dem Rohesten selten

fehlt, weil sie zu den natürlichsten Instinkten des Mannes gehört.

Was keiner der Bojaren dem Rebellen zu sagen gewagt, nahm er von seiner Taufpatin gesenkten Blickes hin; sie besaß jene Weiblichkeit, deren Reiz auch das Alter kaum schmälern kann. Schon als achtjähriger Knabe war er in sie verliebt gewesen, scheu, in bebender Ehrfurcht. Die Liebe war ihm vergangen, die Ehrfurcht aber geblieben.

„Ich wußte nicht, daß auch du in diesem Hause seist, gnädigste Herrin,“ murmelte Zwantscha.

„Aber du wußtest, was du tatest, als du dich vom Sludjér Tudor trenntest?“

„Ihr flieht doch auch vor ihm,“ versuchte Zwantscha zu trocken.

„Nein, nur vor solchen, wie du einer geworden,“ erwiderte Frau Aníka traurig.

„Was bin ich denn geworden?“ gab der junge Mann finster zurück, und da die alte Bojarin schwieg und ihn nur ansah, verteidigte er sich: „Nicht wegen dem Fürsten Tudor hab' ich die Volksversammlung verlassen, sondern wegen einem der Hauptleute, dem Pabel Makedonski, mit dem ich mich nicht vertragen kann.“

Da strahlten Frau Aníka's Augen auf; fast wie jubelnd kam es von ihren Lippen: „Dem Fürsten Tudor, sagst du? Hat ihn das Volk zum Fürsten gemacht?“

„Das hat es, Herrin.“

„Gott sei Dank! Gott sei Lob und Dank!“ und in ihrer Seelenfreude trat sie ganz nah an den Gospodaren heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Zwantscha, wenn du es mit dem Fürsten Tudor hältst,

so kümmerge dich nicht um seine Hauptleute, sondern tue nach seinem Willen. Streife nicht auf eigene Faust im Lande umher, sei kein Abenteuerer, sondern bleibe Soldat. Was wolltest du von uns? Doch nichts Schlechtes. Sprich, was willst du von uns? Nichts Billiges soll dir verweigert werden.“

Der junge Mann nagte an seiner Unterlippe und sah zu Boden; hörbar ging ihm der Atem durch die Rüstern. Es ward ihm wahrhaftig zur Pein, vor dieser Frau als Anführer eines wüsten Raubzuges zu stehen, und daß seine vornehme Taufpatin mit solch freudiger Ehrfurcht vom „Fürsten Tudor“ sprach, ließ ihn das Unternehmen des großen Oldeniers in neuem Lichte sehen. Auch er wäre gern solcher Anerkennung theilhaftig geworden.

„Sage den Bojaren, Herrin,“ sprach er gepreßt, „sie mögen uns die Toten aus dem Hof holen und begraben lassen, ohne weiter auf uns zu schießen, und auch wir werden Frieden halten.“

„Gut, Zwantscha,“ schloß Frau Anika die Unterredung, neigte den Kopf zum Gruß und trat in den Hof zurück. Es schien ihr ratsam, fürs erste nicht mehr von dem jungen Aufriührer zu erzwingen und sich mit seinem raschen Zugeständnis vorläufig zufrieden zu geben. Auch die Bojaren waren ihrer Ansicht, küßten ihr die Hände und dankten ihr.

Aber die Arnauten hielten keine Ruhe. Sie waren über den Keller eines Bojarenhofes, der am anderen Ende des Dorfes lag und dem Wetter Jordáke Oteteleschánu's gehörte, geraten; der Wein hatte sie vollends wild gemacht, und Zwantscha hatte die Herrschaft über sie verloren. So leicht es ist, die Menschen aufzureizen und zu

entfesseln, so schwer ist es, sie nachher zu beherrschen; denn zu ersterem bedarf es nur der Aufwallung einer kraftvollen Natur, zu letzterem des Gottesgnadentums im höchsten, messianischen Sinn. Zwantscha aber war nichts weiter als ein eitler, trotziger Bursch, der mit einem Vorgesetzten in Streit geraten. Nun wuchsen ihm seines Vornes Folgen über den Kopf.

Zohlend und ihr Pulver in die Luft verknallend kamen die betrunkenen Arnauten durch das Dorf daher, und als sie bei der Kirche auf ihren Anführer stießen, der im Begriffe war, mit einigen Leuten die beiden Toten zu begraben, ging das Wüten und Loben erst recht los: dieses Haus müsse niedergebrannt, die Bojaren gespießt werden. Auf Zwantscha's Verbot wollte keiner hören, und tief empfand er seine Unmacht, denn es gab kein Gesetz, keine große Sache, in deren Namen er die Männer zu ihrer Pflicht zurückrufen konnte. Doch kam ihm auf einmal Hilfe in der Not, als unter anderen wüsten Vorschlägen eine unflätige Drohung gegen die Frauen des Bojarenhofes laut wurde. Da sprang der junge Tschauß mit einem Satz auf den Mann los, packte ihn bei den Handgelenken und donnerte ihn an: „Milko! warum bist du in Serbien unter die Haiducken gegangen? Weil dir die Türken deine Frau geraubt und verunglimpft und du sie ohne Zunge und wahnsinnig wiederfindest, als du sie den Heiden endlich abgejagt. Da hast du den Weiberschändern Rache geschworen und deinem Kind einen Halschmuck aus abgeschnittenen Türkenfingern gemacht! Und nun willst du selbst zum Weiberschänder werden? Zum elendesten aller Hunde? Bevor dies geschieht, bringe ich dich und alle, die dir folgen möchten, mit eigenen Händen um!“ Und so echt und stark war des jungen Mannes

Empörung, daß der trunkene Milko darüber zu sich kam und auch die anderen Arnauten wie gebannt standen und es ihrem Gospodaren aufs Wort glaubten, daß er sie alle samt umzubringen imstande sei. Denn nun war er durch das Mitgefühl für ungerecht Bedrohte über sich selbst hinausgewachsen, verteidigte eine Sache, die überdies alle Männer jener gesetzlosen Zeit genau kannten und tief empfanden, da es fast keinen unter ihnen gab, dessen Frau oder sonstigen weiblichen Anverwandten nicht Ähnliches gedroht oder sogar widerfahren, wie dem Weib des Milko. Meist waren es solche Greuel, die die tatkräftigsten unter den Káias, — wie die christlichen Untertanen der Pforte hießen, — zu Rebellen machten.

„Ich sage nichts, — ich sage ja nichts, Gospodar,“ stammelte Milko, der aschfahl geworden.

Švantscha ließ seine Handgelenke los. Die Frauen in Benéshti waren jetzt sicher.

Mehr aber konnte er von den Arnauten nicht erlangen. Sie forderten die Übergabe des Hofes, und Petráke Boienáru fing wieder an, dem Bojaren Jordáke über den Weg hinüber zuzuschreien, er möge die Waffen strecken.

Da betrat ein Diener das Torturmstübchen, in dem Oteteleschánu Wache hielt, und meldete, ein Bauer lasse den gnädigen Herrn bitten, an den Pfahlzaun zu kommen; es sei Stan Kirila, der etwas Dringendes zu sagen habe. Herr Jordáke ging mit schweren, an die steile, enge Steintreppe nicht gewöhnten Schritten in den Hof hinab.

Dort flüsterte Stan Kirila durch eine Spalte zwischen den dicken Eichenpfählen des Baunes: „Herr, laß dich vom Bojaren Petráke nicht betören. Er weiß nicht, was er sagt. Jetzt, bei hereinbrechender Nacht darfst du dich

nicht ergeben, denn die Arnauten sind betrunken, und kein Bojar käme mit dem Leben davon. Du, Herr, und deiner Gnaden Bruder habt mir nur Gutes getan; glaube nicht, daß ich es mit jenen Glenden halte. Off! wir sind in große Not geraten, und Gott straft uns für unsere Sünden."

"Es ist mir lieb, Stan, daß du nicht so gottvergessen bist wie die anderen," erwiderte Oteteleschānu, "und darum will ich dich um etwas bitten. Besorge mir einen Brief an den Herrn Tudor in Tzinžarēni."

"Es wird schwer gehen," seufzte der Bauer.

"Du sollst einen guten Botenlohn erhalten."

"Das verhüte Gott!" rief Stan fast erschrocken. "Gib mir den Brief, Herr. Aber sprich nicht mehr von Lohn! Tu' mir die Schande nicht an!"

Eine Stunde später war Stan auf dem Weg zu Tudor, das Raubgesindel aber im Hof von Benéshti, wohin es wieder durch die Stallungen eingedrungen; und jetzt begann ein regelrechtes Beschießen des Hauses. Doch konnte keine Bleikugel die dicken Mauern durchdringen, und auch vor Feuergefähr waren die Bojaren sicher, denn unterm Dach standen Diener mit Spritzen und großen Wasserbehältern, um die Schleuderbrände zu löschen, und überdies überdeckten Ziegelgewölbe alle Zimmer des Hauses. Wiederum schossen die Herren durch die Schießscharten in den Hof hinaus, gaben aber diesmal acht, daß sie die Arnauten nicht töteten, sondern nur verwundeten.

Doch war trotz des erneuten Angriffs die Stimmung im Hause eine weit bessere als am Morgen, so beruhigend und ermutigend hatte die Nachricht gewirkt, daß Oteteleschānu an Tudor Wladimirésku um Hilfe geschrieben.

Mit einbrechender Dunkelheit hörte auch das Schief-

sen auf, und die von den Erregungen des Tages ermüdeten Belagerten gingen zu Bett. Nur auf dem Bridwör wachte abwechselnd einer der Herren mit zwei Dienern.

Und wach blieb auch Safta Poienáru, obwohl sie Trina und Zoe, mit denen sie das Zimmer teilte, anbefohlen, sofort einzuschlafen, denn man müsse morgen frisch sein, nicht übernünftig, schlaff und somit jedermann im Wege; worauf die Mädchen sich dem starken Willen der Freundin fügten und bald ruhig und regelmäßig in ihren weißen Kissen atmeten. Safta aber lag zwar regungslos, doch weit offenen Auges da und lauschte, lauschte wiederum staunend in sich hinein, denn in ihrem Herzen herrschte ein Jubel, der alle Ereignisse des Tages mit einem Schlag verdrängt hatte. Zuerst hatte sie gemeint, die lichtvolle Freude, die ihre Seele durchflutete, als sie erfahren, daß Herr Tudor kommen solle, gelte dem großen Pandurenführer allein, dem Freund ihres verstorbenen Vaters, dem Fürsten, der ihrem geliebten Lande aus dem Herzen gewachsen; dann aber ward sie sich bewußt, daß ein anderes Bild im Mittelpunkt ihrer Seligkeit stehe, und um dessen sicher zu sein, prüfte sie sich selbst und dachte: „Vielleicht kommt der Sludjér nur mit einigen, nicht mit allen seinen Hauptleuten,“ und als ihr bei dieser Vorstellung das Licht im Herzen erlosch, da wußte sie, von wessen Goldhaar es ausgegangen, kurz und fliegend kam ihr Atem über die blühenden Lippen, und fast betäubt von der plötzlichen Offenbarung lag sie da.

---

Am nächsten Morgen wurde den Bojaren gemeldet, daß die Schüsse, die sie soeben geweckt hatten, Freuden-

schüsse seien, und das Geschrei im Dorfe Jubel bedeute, denn Hadji Bródan, einer von Vladimírskú's Hauptleuten, sei mit seinen Serben in Benéſhti eingetroffen.

„Von Tudor selbst geschickt?“ fragten die Herren eifrig.

Nein, das nicht; Bródan sei eben auf dem Wege zum Pandurenheer zurück.

„Was für eine Art Strolch wird der wohl sein?“ seufzten die Bojaren unwillig.

Doch stellte es sich heraus, daß Frau Aníka auch diesen Hadji Bródan Grigoríewitsch kannte, denn in Tſchernék, wo ihr Gut lag, gab es viele serbische Handelsleute, sowie Haiducken, die das strenge Regiment des Fürsten Miloš über die Donau herübergetrieben. Zu letzteren gehörte Bródan, der seit sechs Jahren landesflüchtig, von Osterreich nach Bessarabien und von dort nach den Donaufürstentümern gezogen war, nachdem er mit seinen Haiducken den ersten Serbenaufstand gegen die Türken ins Werk gesetzt, der aber dem klugen Miloš Obrónowitsch verfrüht kam.

Wieder fanden es die Bojaren am zweckmäßigsten, daß Frau Aníka sich selbst überzeugen gehe, ob es wirklich dieser Bródan sei, den sie kannte, und ob er es wirklich mit Tudor halte; in diesem Falle schien es den Herren am besten, sich ihm anzuvertrauen und zu ergeben, sofern er einen Eid leistete, daß ihr aller Leben in seiner Hand sicher sei. Denn Benéſhti war nicht vorbereitet, um einer längeren Belagerung standzuhalten.

Frau Aníka ging. Und der erste, den sie vor dem Thor traf, war der Tſchausch Swántſcha.

„Du siehst, gnädigste Frau,“ sagte er, „ich verstecke



mich nicht vor Tudor's Leuten. Ich habe den Gospodar Bródan mit Freuden begrüßt."

Sie lächelte gütig und sagte: „So führe mich zu ihm, mein Kind," und schob ihre Hand in seinen Arm.

Ivantscha wurde rot bis an die Haarwurzeln und führte seine Taufpatin sorgsam dem Dorfe zu, denn das Gehen zwischen den aufgetweichten Lehmfurchen der Landstraße war für die alte Bojarin nicht leicht.

Oben im Torturmstübchen standen der Bojar Jorđáke und sein Bruder und sahen dem Paar durch die Schießcharten hindurch nach.

„Seltsam, seltsam," sagte der Hausherr kopfschüttelnd, „ich glaube, diese alte Frau würde sogar einen hungrigen Wolf zähmen. Was mag das nur für eine Gewalt in ihr sein?"

Sein Bruder wußte es auch nicht genau. „Vielleicht ihre Güte," meinte er.

„Doch kann sie sehr streng sein," entgegnete Jorđáke, „sie zürnt ihrem Sohn Peter, weil er sich von allem Anfang an den Arnauten ergeben hat. Da war ihr verstorbener Sohn Michael von anderem Schrot und Korn. Der glich ihr."

„Ós, ein echter Ostenier vom Scheitel bis zur Sohle."

Und wiederum kam Frau Anka mit ziemlich guter Botschaft zurück. Hadji Bródan hatte den Eid, den die Bojaren zur Sicherung ihres Lebens von ihm verlangt, geleistet, forderte aber die Auslieferung ihrer Waffen.

Darüber gab es noch einen Sturm im Hause von Benóschti, und besonders ereiferte sich Niku Balan, obwohl er keine Flinte angerührt hatte; erst als ihn Herr Jorđáke fragte, ob er die Verteidigung des Hofes übernehmen wolle, schwieg er verdrossen. Es wurde beschlossen,

sich nicht allein der Forderung Bródan's zu fügen, sondern ihn und seine Hauptleute auch zu Tisch zu laden. „Denn solche Menschen,“ sagte Oteteleschánu, „messen der Thatfache, daß sie Jemandes Salz und Brot genossen, große Bedeutung bei. Und da es unsere Mittel nicht erlauben, sie zu Feinden zu haben, müssen wir trachten, sie uns zu Freunden zu machen. Unser aller Leben steht jetzt auf dem Spiel.“

Als Bródan's Ankunft gemeldet wurde, gingen ihm die Herren sogar bis ans Thor entgegen.

Doch hatte am gastlichen Tisch von Benésáhti wohl nie ein ungemüthlicherer Kreis getafelt. Die Damen, die alle nebeneinander saßen, waren schweigsam. Die zwei Brüder Oteteleschánu versuchten, ein Gespräch mit Hadji Bródan im Gang zu halten, der sich seinerseits bemühte, freundlich zu sein, während seine vier Hauptleute finster und feindselig blieben, bis ihnen gegen das Ende der Mahlzeit, der Wein die Zunge zu lösen schien, und sie untereinander leise und eifrig auf serbisch zu sprechen begannen.

Da erbleichte auf einmal ihr Nachbar, der Neffe des Hausherrn, erhob sich, kam zu seinem Onkel und sagte in französischer Sprache: „Du weißt, daß ich serbisch verstehe; die vier Galgenstricke dort planen Raub und Mord, weil wir zwei Arnauten erschossen und andere verwundet haben, deren Pflege ihnen nun Unkosten machen wird, sagen sie.“

Oteteleschánu hob eilig die Tafel auf, lud die Männer ins Rauchzimmer ein und theilte dort Hadji Bródan mit, daß die Absichten seiner Gospodaren gehört und verstanden worden seien.

Grigoriéwitsch war empört, doch an der Art und Weise, wie er seine Leute zur Rede stellte, und am Ton ihrer Antwort erkannten die Bojaren, daß auch dieser Serbenführer, trotzdem er bedeutend höher stand als seine Arnauten, das verwilderte Gesindel kaum im Zügel halten konnte.

Einer der Herren murrte leise: „Verteufelt klug ist der Milosch Obrénowitsch, daß er diesen Patrioten den Übergang über die Donau verwehrt.“

Und da die Gospodaren, die bei Tisch viel getrunken hatten, mit funkelnden Augen Genugthuung für die Erschossenen forderten, ohne begreifen zu wollen, daß die Belagerten sich im Falle der Nothwehr befunden, sagte Jordáke Stetelejhánu: „Also nehmt euch in Gottes Namen aus unseren Truhen und Reisetaschen, was für euch Wert hat. Aber dann schützt uns vor eurer Mannschaft.“

„Ja, ja!“ lachten die Gospodaren.

Da grollte Hadji Bródan, der vor schwerem Ärger über diese Wendung der Dinge lang geschwiegen hatte: „Aber eins wisset, wer den Frauen auch nur einen scheelen Blick zuwirft, den erschieße ich auf der Stelle.“

„Gut, gut, Herr,“ brummten die Gospodaren.

„Und dieser Bojar,“ fuhr Bródan fort, indem er Petráke Boienáru bezeichnete, „dieser Bojar und seine Familie dürfen nicht geplündert werden, denn er hat sich schon gestern vormittag dem Tschausch Swántscha ergeben.“

Auch das geruhten die Gospodaren zu verstehen. Dann gingen sie, unter der Führung der Bojaren, an das Durchsuchen des Hauses, das sie endlich, mit Beute reich beladen und unter spöttischen Danksayungen verließen.

Angst und Grauen lag über dem Hofe von Benéshti. Jetzt wußte man, daß Diplomtie und Vernunftgründe

nichts nützten. Waffen hatte man keine mehr. Wann kam endlich Tudor Vladimirésku?!

Da füllte sich der Hof schon wieder mit Menschen; Arnauten und Bauern waren es, unter der Führung zweier anderer Hauptleute, die, als Herr Jordáke auf den Bridwör hinaustrat und nach ihrem Begehren fragte, schrien, nun sei an ihnen die Reihe, nun wollten sie ins Haus hinein!

„Rufe Bródan zurück,“ befahl Dteteleschánu rasch einem Diener, der durch den Hinterhof und die Stallungen davonstürzte und in wenigen Minuten mit Grigoriéwitsch wiederkam, während der Bojar Jordáke und Petráke Boienáru die Leute noch mit Vorstellungen hinhielten.

„Ins Haus zurück und die Türen verrammelt!“ mahnte Bródan, der sah, daß nichts mehr zu machen war.

Dteteleschánu gehorchte sofort, Boienáru aber setzte seiner Unvernunft die Krone auf und blieb auf dem Bridwör.

Da sprang einer der Hauptleute die Treppe herauf; schon vom Hof aus hatte er ein Auge auf die prächtige Kopfbedeckung des Bojaren Petráke geworfen, den Rauf, der aus einer hohen, randlosen, goldgestickten Kappe bestand, um die sich ein farbenschönes Perserschalgewinde schmiegte.

„Her damit!“ schrie der Arnaut und reckte den Arm.

„Mir darfst du nichts nehmen,“ gab Boienáru zurück, „ich habe mich dem Zwántscha ergeben.“

„Geht mich nichts an. Hol' dich der Teufel mit deinem Zwántscha!“ und schon blitzte der Satagan und fuhr, da Petráke dem Angreifer in den Arm fiel, dem Bojaren in die Schulter.

Im selben Augenblick erschien Zwantscha auf dem Bridwör, sah, was vorging, und riß den unvorsichtigen Sohn seiner Taufpatin mit sich die Treppe hinab, dann fort ins Dorf und in sein Quartier. Das war alles, was der junge Tschauß für Frau Aniska tun konnte.

Am Hause von Benéshti schlugen die Arnauten die Türen ein. Im Flur standen die Bojaren, — waffenlos, Hadji Pródan vor ihnen. Er warf sich den Angreifern entgegen, wurde im Nu überwältigt und verwundet und verschwand im Schwall und Strudel des Andrangs.

Nun überschwemmte ein wüster, weindunstaustromender Haufe die fünf großen Gemächer rings um den Flur herum, während die, die nicht mehr herein konnten, vom Hof aus Ziegelsteine gegen die Fenster schleuderten und den Stall anzündeten.

Das Haus lag im Hölletrubel, den die Menschheit so meisterlich anzurichten versteht.

Versteinert vor Entsetzen, hatten sich die Frauen in einer Zimmerecke zusammengedrängt. Nun kamen die Unholde auch hier herein. Sie rafften die Teppiche von den Divanen, rissen die in Gold und Silber gefaßten Heiligenbilder von der Wand, fluchten und lärmten, aber keiner sah die Frauen auch nur an. Wie ein greulicher Spuß zogen sie durch das Zimmer und betraten dann das nächste.

Dort aber schienen sie sich für die Zurückhaltung, die sie geübt, entschädigen zu wollen, denn einer fing wütend an zu schreien: „Nieder mit ihm! Haut ihn zu Brei!“ und Herrn Jordáke's Stimme, der sich verteidigte, wurde laut.

Da rief Safta: „Kommt, Mädchen!“, und bevor es irgend jemand verhindern konnte, flog sie mit Zoe und

Irina davon und erschien mitten unter den Männern, die ihre lang gezügelte Mordlust eben an Jördáke Dteteleschánu auslassen wollten.

Vom Instincte der Weiblichkeit getragen, deren Stärke in ihrer tiefgehenden seelischen und physischen Verschiedenheit vom Manne liegt, warfen sich die drei Mädchen schützend vor den Hausherrn und die hellen Stimmen flehten und riefen: „Nicht töten! nicht töten! Er hat keine Waffen! Er tut euch ja nichts! Ihr seid doch Soldaten, keine Mörder, nicht wahr? Nicht töten! Seht, er hat keine Waffen!“

Safta war es, die diese Worte fand, und die Freundinnen sprachen ihr nach, mitgerissen von ihrer Kraft und seltenen Furchtlosigkeit.

Das Raubgesindel war überrascht, erinnerte sich auch wohl an Svantscha's und Bródan's Verbot, die Frauen zu belästigen, das einzige Verbot, das die Führer mit voller Überzeugung auszusprechen gewagt; der Arnaut Milko, der unter den Angreifern war, dachte an sein verstümmeltes Weib und den Kranz von Türkenfingern am Halse seines Kindes, steckte den Jatagan in die Scheide und fuhr seine Spießgesellen an: „Kommt! Geh'n wir weiter! Sonst lassen die anderen nichts mehr übrig für uns.“

Und der Bojar Jördáke war gerettet. Erschüttert, gerührt hielt er Zoe im Arm, die jetzt an seinem Halse schluchzte.

Safta aber, deren Augen glänzten und deren Wangen glühten, lauchte plötzlich und rief: „Er kommt! Er kommt!“

„Wer?“ fragte Dteteleschánu.

Da schien sie sich zu besinnen, zögerte mit der Ant-

wort, beharrte dann aber: „Draußen befehlt jemand, — ganz anders als diese Blünderer — —“

Im selben Augenblick stürzte ein Diener herbei: „Ein Bote des Fürsten Tudor!“ rief er außer Atem.

Und als der Bojar Jordáke den Flur betrat, schob und stieß sich bereits das Raubgesindel zwischen einer Doppelreihe von Panduren zur Türe hinaus, und in der Mitte der Halle stand der junge Hauptmann Jéne Jenésku.

„Mich schickt der Studjér Tudor Bladimirésku, dem ihr geschrieben habt,“ sagte er. „Er ist in Otetelisch, von wo er nach Benéshiti kommen wird. Fürchtet nichts, Ihr seid in meiner Hut sicher,“ und seine ruhige, tiefe Stimme klang wie eine Glocke des Friedens, wo bis jetzt pöbelhafter Aufruhr, Schreien, Fluchen und rohes Lachen erschollen.

Die plötzliche Erlösung aus Todesgefahr wirkte fast lähmend auf Oteteleschánu, er mußte sich an die Wand lehnen und konnte bloß: „Danke, — danke!“ stammeln.

Entgeistert stand auch Safta in der Türe; alle Kraft schien vor ihr gewichen. Sie sah Tudor's Boten so schmerzlich enttäuscht an, als müßte ein anderer aus ihm werden; doch blieb er, der er war, groß, schlank, düster und schwarz von Haar und Augen.

Nun sammelten sich die Hausbewohner im Flur. Sie sahen aus, als hätte man ihnen eben das Leichentuch vom Gesicht gezogen, die meisten waren nur mehr in Fetzen gehüllt, denn ihre Pelzmäntel und Mützen, ihre Tuch- und Seidenunterkleider, ihre Gürtel, Rosenkränze, Ringe, Uhren und Ketten waren den Bojaren vom Leibe gerissen worden; fast alle seufzten und stöhnten. Niku Balan lag fieberklappernd in den Armen zweier Diener.

Frau Anika erschien mit den Damen, an deren Bekleidung nichts fehlte, da das Raubgesindel sie verschont hatte. Stumm und bleich schlossen sie sich den Männern an und traten, umgeben von den zwölf Banduren und von Jenésku geführt, auf den Bridwör hinaus.

Noch wogte es im Hof von Arnauten und Bauern, und hinter dem Hause stand eine zuckende, hochaufliegende rote Flammenwand, deren sengender Hauch herüberglühte: dort brannten die Stallungen.

Jenésku rief in die Menge hinab, daß der erste, der sich unterstehen würde, einen Angriff auf die Herrschaften zu wagen, des Todes sein werde. Und diese Drohung wiederholten die Banduren auf Schritt und Tritt, während sie die Bojaren durch den aufgeregten Haufen geleiteten. Es fiel kein Schuß, nicht einmal Schmähworte wurden laut, und unbehelligt brachte Jenésku seine Schutzbefohlenen ins Dorf und in das andere Bojarenhaus, wo Hadji Prodan sein Quartier aufgeschlagen.

Der Serbe war an der Hand verletzt, trug den Arm in der Binde und brach, als er den Jammerzug der Bojaren sah, in Bertwünschungen gegen die Glenden aus, die Benéschti geplündert.

Jordáke Dteteleschánu aber warf ihm nur einen kalten Blick zu und raunte seinem Bruder ins Ohr: „Das nützt uns jetzt wenig. Hätten wir uns ihm lieber nicht ergeben —.“

Oben im Hause saßen und lagen dann die Männer und Frauen stumm und gebrochen umher, den Kopf in den Rissen der Sofas oder in den Händen vergraben, oder stieren Blicks vor sich hindämmernd. In einem kleinen Zimmer befand sich auch der vom Blutverlust an der Schulterwunde erschöpfte Petráke Poienáru. Swántscha



hatte ihm einen Verband angelegt, denn das verstanden diese Haiducken und wilden Kriegsmänner fast alle.

Frau Anika ließ sich neben ihrem Sohne auf dem Divan nieder, blieb jedoch streng und wortkarg, während Sasta ans Fenster ging und in den großen Hof und den roten Sonnenuntergang hinausfah.

Wieder leuchtete die Hoffnung in ihr, die ihr, mitten in den Greueln der letzten zwei Tage, so wunderbare Kraft gegeben.

Sie hatte gehört, wie Zéne Jenésku zu Bródan sagte, der Sludjér Tudor müsse unverzüglich kommen. Nun verschärfte die Erwartung all' ihre Sinne, so daß sie, lang bevor andere im Hause irgend etwas davon wahrgenommen, zu Frau Anika sagte: „Hörst du, Mütterchen? — Trompeten!“

Behn Minuten später ritt Fürst Tudor durch das Tor und hinter ihm so viele seiner Banduren, als vor dem Hause Platz fanden. Im ganzen Hof gab es ein Heben und Senken von Pferdeköpfen, ein Wiegen und Biegen langmähniger Pferdehäuse, leises Geklirr des Baumzeugs und der Waffen; unbeweglich und tannengerade saßen die Reiter im Sattel. Hinter ihnen, am Himmel, lohnte weithin die Purpurpracht der sinkenden Sonne und legte den Männern rotes Gold aufs Haupt und auf die Schultern, und grell und voll beleuchtete sie die vier Rundbogen des weißen Fribwórs, zwischen deren Säulen jetzt alle Bojaren und die älteren Damen aus Benéschti standen, — eine Gespensterscheinung am helllichten Tag.

„Um Himmelswillen, Archon Sludjér,“ rief der Bojar Jordáke, „rette uns das Leben! Wir sind in deinen Händen.“

„Eures Lebens seid Ihr sicher,“ erwiderte Vladimirésku, „aber es tut mir leid, daß euch so übles widerfahren ist.“

„Was sollen wir jetzt tun? Mit dir gehen?“

„Das ist nicht möglich, denn ich ziehe mit meinem Heer, und Ihr habt eure Familien bei euch.“

„Dann gehen wir nach Craiova.“

„Das rate ich euch nicht; dorthin könnten andere, noch schlimmere kommen. Ich rate euch, nach dem Kloster Horez aufzubrechen, wohin die Volksversammlung eine Besatzung schicken wird, und wo Ihr Sicherheit und Ruhe findet.“

Also nach Horez. Man mußte sich auch damit zufrieden geben; der Ratschlag des Studjér bewies, daß er selbst das ganze Land mit Ausnahme der festen Klöster für unsicher hielt, daß er sogar auf den Einmarsch türkischer Truppen gefaßt war, jener noch Schlimmeren als die wüsten Arnauten, weil sie noch zahlreicher waren als diese.

„Es sei, Archon Studjér,“ seufzte Oteteleschánu, „es sei, wie du sagst.“

„Ist es euch recht, Ihr Herren,“ fuhr Vladimirésku fort, „daß ich den Tschausch Zwántscha und elf Mann zu Schutz und Geleit mit euch nach Horez schicke? Ich habe gehört, Ihr wäret nicht unzufrieden mit ihm gewesen.“

Dieser Art gab Herr Tudor dem jungen Rebellen, für den Bródan gebeten haben mochte, eine Vertrauensmission, und zugleich wurde er vom Heer ferngehalten. Wohl war es den Bojaren unbehaglich, daß sie die Versuchungsgegenstände für diese klug ersonnene disziplinarische Maßregel sein sollten, und oltenische Panduren wären ihnen zur Begleitung lieber gewesen, doch wagten sie nicht,

dem Sludjér hier, öffentlich, zu widersprechen, und zu einer vertraulichen Unterredung, wo man ihm so manches hätte sagen können, schien er ihnen keine Gelegenheit bieten zu wollen, denn er blieb vor dem Altan im Sattel, hieß einen seiner Schreiber einen Befehl ausfertigen, durch den die Bojaren sich sechs Ochsenkarren verschaffen konnten, — ihre Kaleschen brannten eben lichterloh drüben in den Stallungen, — ließ Zwántscha holen und gab ihm zweihundert Léi für die Reiseunkosten.

Doch als die Herren merkten, daß Tudor Vladimírészku jetzt aufzubrechen gedenke, nahm Oteteleschánu seinen ganzen Mut zusammen und sagte: „Archon Sludjér, wisse, daß der Weinkeller dieses Hauses, der gegen den Garten zu liegt, voll Arnauten ist, die dort trinken. Wenn du gehst, wird ihnen der Tschauſch Zwántscha, trotz seines guten Willens, nicht gewachsen sein,“ und sich tief vom Bridwör herabneigend, setzte er so leise wie möglich hinzu: „wir aber haben keine Waffen mehr.“

Da wurde Tudor's Antlitz noch finsterer, als es bis jetzt gewesen, und er befahl dem Zwántscha, alle Arnauten aus den Kellereien herauszutreiben, jene, die sich widersetzen würden, zu erschießen und die übrigen unter der Bewachung von Panduren nach Otetelisch voraus zu schicken. Solang die Ausführung dieses Befehls dauerte, hielt Herr Tudor zu Pferde am Fuße des Bridwörs, doch hob er den Blick nicht mehr bis zu denen, die sich oben befanden, so daß es fortan niemand wagte, das Wort an ihn zu richten.

Noch stand die letzte Glut der Abendröte am Himmel, aber die Menschen im Hofe von Benéshti achteten des strahlenden Friedens nicht, denn sie selber waren friedlos;

zwei nur empfanden das feierliche Licht, zweien nur verwob sich das Flimmern der wie von rotem Goldstaub durchzitterten Luft, das leuchtende Schweigen, die schweigende Glorie der Sonnenuntergangsstunde mit einem seelischen Erlebnis, dies waren, oben am Fenster, das sie sachte geöffnet, Safta Poienáru, und unten im Hof, diesem Fenster gegenüber, an der äußersten Flanke der oltenischen Reiterei, Ion Urdareánu. Sie hatte sein Kommen seit gestern Stunde um Stunde erwartet, hatte, als die Panduren durch das weitgeöffnete Thor je zu vier und vier einritten, jeden einzelnen Mann gemustert, bis sie den stolzesten unter ihnen schon unterm Torbogen erkannt, wo sich die schrägen Sonnenstrahlen in seinem goldenen Haar fingen, und von jenem Augenblick an wußte und wollte sie, daß Ion, als sich die Truppen in breiter Front im Hofraum aufstellten, Ion gerade unter ihr Fenster komme. Er aber hatte das liebliche Bild dort oben, das schlanke Mädchen im roten Sammetmantel, mit der Krone rufbrauner Böpfe, erst bemerkt, als sich sein Flügel bereits nach jener Richtung hin bewegte. Er hatte nicht gewußt, daß Safta Poienáru auch in Benéşti, bei den Bojaren sei, die den Gludjér Tudor um Hilfe angerufen, und das heiße, freudige Erschrecken, das ihm bei ihrem Anblick durch Herz und Glieder fuhr, hätte unter der Reiterchar fast heillose Verwirrung angerichtet, weil es, als blitzähnlicher Schlag, auch auf sein Pferd überging, das sich, an diese zuckende Unruhe bei seinem Herrn nicht gewöhnt, schnaubend bäumte. Doch nachdem Ion das Tier beruhigt hatte, versank er in regungsloses Schauen, in andächtiges, durstiges Genießen dieser unerwarteten Begegnung, bei der er die Scheu vor dem geliebten Mädchen vergaß, weil er wußte, daß die Seligkeit

nur Minuten lang dauern könne, und daß ihm Sasta dieses Anschauen gestatte, stand sie doch unbeweglich dort oben, im vollen Purpurglanz des Abendrots, zwar noch mit gesenkten Augen, doch wußte Jon auch dieses: daß sein Blick heute die Kraft haben werde, den ihren anzu- ziehen, zu wecken, zu halten. Und in der That hoben sich des Mädchens Lider langsam, und die beiden jungen Menschen feierten die höchste Stunde ihres Lebens. Was sie einander waren, offenbarten sie sich gegenseitig weder durch Worte, noch durch Zeichen, sondern einzig und allein durch den Strom von Licht, der von einem Augenpaar in das andere überging, voll göttlichen Schweigens, wie das Licht am Horizont.

Da ertönten die hellen, durchdringenden Stimmen der Trompeten.

Die beiden erwachten jäh aus ihrem Sonnentraum, und als Jon Urdareánu begriff, daß er aufbrechen müsse, ja daß er seinen Panduren das Zeichen zum Aufbruch selbst geben müsse, wurde es ihm schwarz vor den Augen, dann aber schmetterte er das Kommandowort: „Stupai!“ über den Hof, so zornesstark, als töne die Posaune des letzten Gerichtes.

Die Reiter wandten ihre Pferde auf dem Platz, die Reihen verschoben sich, hin und her wogte die weiß- bemäntelte Schar der Oltenier, und fort ging's, zum Thor hinaus, nach Otetelisch zurück, einem anderen Herrensitze der Bojaren Oteteleschánu, den sich Tudor Bladimirésku zum heutigen Nachtquartier gewählt hatte.

---

Vom Feuer und Gold des Abendrots waren nur mehr düsteres Kupfer und graues Violett am Himmel

geblieben, aber lang noch lohete der gelbrote Schein der brennenden Ställe von Beneschti hinter der abziehenden Reiterei.

Es ward späte Nacht, bis die Truppen zur Ruhe kamen. Bei seiner Ankunft in Otetelisch berief Herr Tudor alle rumänischen Hauptleute, sowohl diejenigen, die mit ihm in Beneschti gewesen, als diejenigen, die mit dem übrigen Teil des Heeres in Otetelisch auf ihn gewartet hatten, in den großen Saal des Herrenhauses. Dort ging er minutenlang schweigend auf und ab, so daß nichts zu hören war als das Klirren seiner Sporen, denn die Teppiche dämpften den Tritt; plötzlich aber blieb er stehen, hob die düster drohenden Augen und sprach: „Fürchtbare Greuel haben die Arnauten in Beneschti verübt! Die Wojaren sind belagert und geplündert worden, zwei Diener wurden gepfählt und die Heiligenbilder in der Kirche ihrer Silberhüllen beraubt —!“

Eine Bewegung ging durch die Versammlung der Hauptleute; die meisten bekreuzten sich.

„Gebt wohl acht,“ fuhr Herr Tudor fort, „daß die Panduren bis morgen früh mit den Arnauten nicht in Berührung kommen; laßt sie ihre Feuer weitab von einander bauen. Und jeder von euch schärfe seinen Leuten ein, daß von den Dorfbewohnern nichts erpreßt werden darf, sondern daß alles, was von ihnen verlangt wird, mit barem Gelde bezahlt werden muß.“ Damit brach er ebenso plötzlich ab, als er begonnen hatte, und die ihn genau kannten, wußten, daß dies nur die ersten Anzeichen eines Gewitters seien, das sich etwa morgen früh entladen werde. Alle aber waren sich der Gefahr des bösen Beispiels, das die Arnauten gegeben, sorgenvoll bewußt, und ihre Sorge wuchs, als sie bei der Mannschaft eine Art

Erregung wahrnahmen, die bei den guten Elementen allerdings Empörung über das Betragen der Fremden war, bei den Schwachen und Schlechten aber sich als Neid auf die Beute der Arnauten kundgab, von deren Feuerstellen noch immer trunkenes Lachen und Gelächter herüberklang.

Erst nach Mitternacht kamen die jüngeren Hauptleute dazu, an ihre Abendmahlzeit zu denken. Sie versammelten sich in der großen, niederen Küche, im Wirtschaftsgebäude und kochten und brieten dort selber, denn sie waren hungrig und wollten keinen Augenblick mehr warten, sobald das Essen fertig war. Dabei fiel es einem von ihnen auf, daß Ion Urdareánu noch nicht gekommen. „Dem bleibt nichts übrig, wenn er sich nicht beeilt,“ meinte er.

„Ich weiß nicht, was mit dem Urdareánu heute los war,“ sagte ein anderer, „er hörte es gar nicht, wenn man ihn ansprach. Vor einer Stunde aber hat er unter seinen Leuten derart gewütet, daß ich glaubte, er schüge seiner ganzen Kompagnie die Köpfe ab.“

„Dé, er sah einen seiner Panduren auf einem schönen Teppich am Feuer liegen,“ erklärte Dumítru Ziánu, „und erfuhr, daß ihn der Mann einem Arnauten abgekauft, der den Teppich natürlich in Benéshti gestohlen.“

„Abgekauft — ist doch kein Verbrechen,“ sagte achselzuckend der junge Protopopésku aus Severin.

„Nein, nur eine Schmutzerei,“ gab Dumítru scharf zurück.

„Geh' doch einer den Urdareánu holen!“ rief der erste Sprecher dazwischen, der ein friedfertiges Herz besaß und es verhindern wollte, daß Dumítru und Protopopésku in

Streit gerieten. „Geh' einer den Urdareánu holen, sonst kann ich ihm wahrhaftig nichts übrig lassen.“

Zenésku erhob sich von dem Holzkloß, auf dem er seine langen Glieder ausgeruht, und sagte: „Ich gehe.“

Draußen im Hof brannten ungefähr zwanzig Feuer in weitem Kreis um das Herrenhaus herum, dessen stattliche weiße Mauern mit dem vorspringenden, säulengestützten Pridwör dadurch in rötliches Flackerlicht getaucht waren. Ebenso beleuchteten die Feuer, was hinter ihnen lag, den weitgeschwungenen Kranz der niederen Wirtschaftsgebäude.

Als Zenésku vor einer Stunde von einem Rundtritt bei den Wachtposten zu seiner Kompanie zurückgekehrt war, die im Hofe neben der Urdareánu's lagerte, hatten ihm seine Panduren flüsternd den Austritt am Nachbarfeuer mitgeteilt und ihm gesagt, der Hauptmann Urdareánu habe sich nachher in das Haus, das ihnen im Rücken lag, begeben; er sei weiß wie Kalk gewesen.

Zenésku betrat jetzt den Flur, den ihm die Soldaten bezeichnet hatten, und dann im Hintergrunde ein Zimmer. Durch das niedere Gemach flog und tanzte der Schein des Feuers, das im weißen Tonofen sauste und knackte. Obwohl die Bojaren mit einem Teil ihrer Dienerschaft den Hof verlassen hatten, waren noch etliche Hauszigeuner zurückgeblieben, und diese hatten sich der Lage der Dinge sofort angepaßt und die Hauptleute mit jener zuvorkommenden Geschicklichkeit, jenem Verständnis für körperliches Wohlbehagen bedient, wie sie der sinnlichen Rasse eigen sind. Da die Februarnacht rauh war, hatten sie in allen Zimmern Feuer gemacht.

Der aber, der sich in dieses Gemach zurückgezogen, gab sich nicht der behaglichen Ruhe hin. Er lag auf dem



Boden, mit dem Gesicht auf den gekreuzten Armen und rollte Kopf und Oberkörper stöhnend hin und her.

„Urdareánu,“ sagte Jenésku.

Der andere schnellte in eine sitzende Stellung empor. „Was willst du?“ fragte er heiser. Die Brauen zuckten, die Augen glühten.

„Dich zum Essen rufen,“ antwortete Jéne.

Da sprang Urdareánu vollends in die Höhe. „Zum Essen,“ schrie er, „ich brauche kein Essen! Und am allerwenigsten brauche ich dich!“

„Was hab' ich dir getan?“ fragte Jenésku ruhig.

„Im Weg stehst du mir! Wohin ich gehen will, wirst du geschickt. Wie du das anstellst, weiß ich nicht!“

„Sei nicht ungerecht, Urdareánu,“ fuhr Jéne fast bittend fort. „Ich gehe nirgends ohne Befehl hin, und um den Befehl betteln ich nicht. Hätte ich aber heute geahnt, was ich jetzt weiß, so . . . .“

Drohend unterbrach ihn Urdareánu: „Was weißt du jetzt?“

„Ich habe das Bild am Fenster von Benéshti gesehen,“ sprach der andere leise, als rühre er an Heiliges, mit jenem Bartgefühl in Fragen des Herzens, das edel veranlagte Jünglinge besitzen.

Vor dem unerwarteten Verständnis für das, was ihm die Seele zermarterte, empfand Urdareánu, wie unberechtigt sein Zorn war; er erwiderte kein Wort mehr, wandte sich ab und ging unsicheren Schrittes, denn ihn schwindelte und die Glieder trugen ihn kaum, zu dem Divan, auf dessen Rand er sich fallen ließ.

Eine zeitlang blieb es still im Zimmer. Jenésku stand regungslos, als ob er warte und wache.

Plötzlich hob Jon das Antlitz aus den Händen, mit denen er es bedeckt, und fragte: „Was bleibst du noch hier? Zum Essen komme ich nicht. Geh doch.“ Und da Jenésku sich nicht rührte, fuhr er heftig fort: „Ich will allein sein. Ich muß allein sein!“

Da trat der andere näher und sah Urdareánu mit einem schwermütig wissenden Blick so tief in die Augen, daß die letzte Schranke des Unwillens und der trotzigigen Eifersucht, die der blonde Stenier zwischen sich und dem jungen Schweiger errichtet hatte, fiel. Ein wildes Aufschluchzen entrang sich dem gequälten Herzen, dann packte Jon des neuen Freundes Arm, fast wie ein Ertrinkender sich an einen Balken klammert: „Begreifst du das Leben?“ schrie er auf. „Seit Wochen träume ich ein und denselben Traum, heute steht er plötzlich greifbar vor mir, kaum zwanzig Schritte trennen uns, und ich darf mich nicht nähern, darf kein Wort sprechen, die Stimme, nach der ich vergehe, nicht hören, muß fort von dem Platz, wo ich wenigstens im Anschauen felig sein durfte, muß nach einer halben Stunde fort! Und jetzt sitze ich hier, kaum drei Stunden entfernt von Benéshti, meine Glieder sind gesund, mein Pferd steht draußen, ich gäbe mein Herzblut, um hinüber zu reiten, und kann nicht, kann nicht! Kann's eben so wenig, als wäre ich mit Ketten hier festgeschmiedet! Denn morgen in aller Frühe geht's weiter! Sie aber bleibt zurück, in Not und Gefahr, umgeben von aufrührerischem Gesindel und „beschützt“ von diesen Bojaren, denen das Fleisch vor Angst an den Knochen schlottert. Und ich, der es vermag, ich darf sie nicht schützen!“ er sprang auf, lachte wild und reckte die geballten Fäuste empor. „Ist das nicht dumm, dumm und verrückt! Eine Qual, wie sie der Teufel nicht besser ausdenken könnte,

wenn er die Welt regierte!" Er schlug beide Hände auf Jenésku's Schultern. „Sag, wie kann einer so weiter leben?“

„Wie ich lebe,“ jedes Wort fiel langsam, gleich einem fernen, dumpfen Glockenschlag, fiel so bleischwer, daß das andere junge Herz, trotz des verzweifeltsten Aufruhrs, in dem es sich befand, das fremde Leid gewahr ward. Mit plötzlicher Aufmerksamkeit sah Urdareánu dem Genossen ins Gesicht. Jenésku hielt den Kopf gesenkt; der Feuerschein beleuchtete seine hohe, blasser, edel gemeißelte Stirn, unter der die tragischen schwarzen Brauen, gleich einer Wetterwolke wagerecht standen.

Und als Jon fragte: „Auch du? auch du?“ lief ein Schauer über des anderen Körper, und durch die festgeschlossenen Lippen drang ein kurzes Stöhnen. Mehr erfuhr Urdareánu nicht von dem Kummer, der wie ein Keil über Jenésku's Seele lag. Aber gerade diese Kraft des Schweigens war es, die ihn vollends zu Jéne hinzog.

„Du bist stärker als ich,“ sagte er, „lehre mich, wie ich das Leben ertragen soll!“

„Es ist schwer, darum wirst du's ertragen. Denn der Tapfere scheut Schweres nicht,“ sprach Jenésku, indem er seine kühle Hand auf Jon's heiße Stirne legte. Stimme und Berührung waren wohlthuend, und die herbe, große Lebensweisheit klang überzeugend von den jungen Lippen, weil der, der sie lehrte, selber noch im Kampf stand, mit lebendigem Beispiel voranging.

Fast wie eine Mutter ihr Kind brachte Jéne dann Urdareánu zur Ruhe, bettete ihn auf dem Divan, deckte ihn zu, denn jetzt froh den von Leidenschaft Erschöpften, und saß neben ihm, bis Jon dem beruhigenden Einfluß dieser Gegenwart erlag und einschlief.

Dann warf sich auch Jenésku auf den zweiten Divan. Sich selbst aber konnte er keine Ruhe geben. Denn das Leid, aus dem er seine frühreife Weisheit schöpfte, war in seiner ganzen Größe und bis in seine geheimsten Einzelheiten in ihm wach geworden, die Schmerzensglut, die er vermöge dieser Weisheit niedergerungen und gedämpft, hatte Mitleid für Urdareánu wieder zur Flamme entfacht. Nun lag das verfllossene Jahr im hellen Schein dieser Flamme vor ihm: denn gerade ein Jahr war es her, daß in seinem verödeten Vaterhaus, dem die Mutter fehlte, — sie starb bei Jéne's Geburt, — daß in dem verödeten Haus, wo er einsam mit seinem menschenstreu gewordenen Vater gelebt, die Sonne aufging. Gerade vor einem Jahr, im Vorfrühling, reiste Radu Jenésku zu einem Freund und ehemaligen Waffenkameraden, Méku Titésku, der ihn an sein Sterbelager gerufen. Diesen Mann hatte fanariotische Niedertracht um Hab und Gut und seines Weibes Ehre gebracht, und seither lebte er, krank an Leib und Seele, wie ein Einsiedler. Auch wäre er einsam gestorben, hätte ihn nicht Angst um das Schicksal seiner einzigen Tochter Liliana bewogen, einen Boten an den Kriegsgenossen von ehemals zu senden. „Träumer,“ sagte der Sterbende zu Radu Jenésku, mit bitterem Lächeln um die Lippen und sehnsüchtiger Bitte im Blick, „Träumer, wenn dein Herz noch gut geblieben in dieser schlechten Welt, so erbarme dich meines Kindes. Rette ihr nach meinem Tode das bißchen Vermögen, das ich ihr hinterlasse, finde ihr einen Mann. Ins Kloster soll mein Sonnenstrahl nicht gehen. Nur ein wenig Glück für sie — —,“ und der Sterbende weinte. „Wie alt ist deine Tochter?“ fragte Jenésku sanft. „Zwanzig Jahre. In unsere Einsamkeit und Armut fand kein Freier den

Weg.“ „Gib sie mir zur Frau,“ hatte Radu Jenésku gesagt. Und als er das Mädchen, das er aus Mitleid begehrt, von Angesicht zu Angesicht sah, nahm er sie aus Liebe. Am Lager des Waffengenossen ward die Trauung vollzogen, und Aléku Titósku starb mit Segensworten auf den Lippen. Jéne erhielt die Nachricht durch einen Boten, zwei Tage vor der Rückkunft der Neuvermählten nach Pitéschti, und nahm die erstaunliche Neuigkeit eben so gehorsam auf, als Lilitiana dem Wunsche ihres Vaters Folge geleistet hatte. Herr Radu war seinem ernstern, besonnenen Knaben ein ernstere, gütigere, aber wortfargere Vater gewesen. Jetzt aber, bei seiner Heimkehr, schloß er ihn so stürmisch und liebevoll in die Arme, daß Jéne zu zittern anfing. „Hilf deiner Mutter aus dem Wagen, und küsse ihr die Hand,“ sagte der Vater. Wie verzaubert ward das Leben in dem einsamen Hause. Herr Radu wurde jung und zärtlich, und Jéne staunte seine Stiefmutter an wie ein Wunder. Er kannte keine Frauen. Was er an Schönheit und Poesie zum Leben brauchte, und sein Bedürfnis danach war groß, so groß als unentwickelt, hatte er sich aus den Märchen geholt, die ihm seine Amme erzählt, hatte es dann im Laufe der Jahre mit der Schönheit in Wald und Flur, mit Sternenslicht und Mondenzauber, mit dem fernen Leuchten der schneeigen Karpathengipfel, von denen der grüne Ardjesch herunterbraust, mit Frühlingssehnsucht und Winterdämmern verwoben, verwoben zu einem Traum voll unbestimmter Süße und tiefer Melancholie. Jetzt nahm die Süße Gestalt und Angesicht an; klein war die Gestalt, das Angesicht rosig, mit hochgeschwungenen Brauen über braunen Samtaugen, lichtvollen Schläfen unter der weichen Scheitellinie des Blondhaars und einem Neigen

des Nackens, das unwillkürlich an die liebliche Biegung des Schneeglöckchens erinnerte. Lilitana entfaltete sich jeden Tag zu schönerer Anmut; sie hatte ihren Vater tief betrauert, aber die Jugend, deren Sehnen nach Glück und Frohsinn in der trübseligen Einsiedelei in Titéschti, ungestillt geblieben, forderte jetzt ihr Recht. Bisher hatte sie in Angst und Sorge den bitteren Launen ihres Vaters Rechnung tragen, sich tagelang abmühen müssen, um ihm ein Lächeln abzugewinnen. Jetzt hingen die Augen ihres Vaters unablässig an ihr, um, noch bevor sie sprach, jeden Wunsch von ihrem Antlitz abzulesen. In ihres Stiefsohnes Augen aber, denen sie seltener begegnete, lag ein vielleicht noch tieferes, weil scheues Empfinden. Lilitana's Fraulichkeit und Mütterlichkeit erwachten zugleich; sie erfüllte das Haus mit der Sonne ihres warmen Gemütes, sie schwelgte im Gelingen des Freudemachens, im echt weiblichen Erobern der Herzen. Nur hatte Lilitana die weibliche Weisheit des Maßhaltens, selbst im Liebeschenken, von keiner Mutter und keiner Freundin gelernt, nicht einmal von der Erfahrung, die oft beide ersetzt, denn in Titéschti hatte sie mit niemand verkehrt und war, trotz ihrer zwanzig Jahre, — nach den Begriffen jener Zeit ein vorgeschrittenes Alter für ein unverheiratetes Mädchen, — im Überschwang und in der Einfalt der Gefühle ein Kind geblieben. Daher glaubte sie, ihre Güte Töne gegenüber verdoppeln zu müssen, als er auf einmal anfing, ganz und gar menschenscheu zu werden und tagelang einsam in den Wäldern am Urdjesch umher zu streifen. Eines Abends stand Lilitana in dem breiten weißen Gang, der das Haus durchquerte und dessen einziger Schmuck zwei kleine Wandnischen mit Heiligenbildern waren, vor denen, seitdem die junge Frau hier eingezogen, wieder

Lämpchen brannten; sie füllte Öl in die dunkelroten Glasschalen und legte die ersten Safrankelche und Schneeglöckchen, die man ihr gebracht, in die Nischen. Da kam der Stieffohn, im Jagdrock, die Flinte auf der Schulter, die hohen Stiefel über und über mit Lehm bedeckt. „Zéne!“ rief sie und stellte das Ölkännchen hin, um die Hände vorwurfsvoll zusammen zu schlagen. „Wo warst du?“ „Im Wald.“ „So lang! die halbe Woche bist du fortgeblieben!“ „Es ist Frühling.“ „Und hat gestürmt und geregnet. Sag, ist dir etwas nicht recht? Sage ich dich aus dem Haus?“ Er wollte antworten, doch war es, als habe ihm die Frage den Atem versetzt, und er brachte es nur mühsam zu einem Lächeln und Kopfschütteln. Sie aber fuhr rasch fort: „Sieh, du sollst Vertrauen zu mir haben. Ich bitte dich darum. Ich bin nicht gekommen, um zwischen dir und deinem Vater zu stehen. Ich möchte dir so gern eine Mutter sein,“ und leise, zögernd setzte sie hinzu: „Nenne mich Mutter, Zéne!“ Er neigte das Haupt, ganz tief, murmelte: „Ich will es versuchen,“ und ging den Gang entlang, an dessen einem Ende sein Zimmer lag, das er betrat. Dort warf er den Mantel ab, lehnte die Flinte an die Wand und sank auf eine Truhe, auf der er wie vernichtet, vornübergebeugt sitzen blieb. Stoßweise kam sein Atem, denn sein Herz schlug schwer, daß es ihm in den Ohren dröhnte. Wie ein trotziges Kind hatte er vor ihr gestanden, war wie ein trotziges Kind von ihr gegangen, er wußte es; aber dieser Trotz war Nothwehr gewesen, Nothwehr gegen den Liebreiz des Weibes, den er jetzt anders empfand, als es ihm Sitte und Umstände erlaubten. Nun kam ein monatelanger Kampf für Zéne, den er tapfer und allein kämpfte. Oft wurde die Qual so heiß, daß er sich Krankheit und Be-

sinnungslosigkeit wünschte, um ihr zu entgehen. Aber er war kraftvoll und gesund, zum Leiden ritterlich ausgerüstet; nichts ward ihm erspart: er mußte die Zauberpracht des Frühlings über sich ergehen lassen, mit seinen unendlichen Nachtigallenchören, die nicht einmal bei Tag verstummten, deren quellende, perlende Locklieder an jeder Faser seines Herzens rissen wie nie zuvor; dann kam des Sommers ganze Macht mit heißen, düsteschweren Tagen und mit hellen, düsteschweren Mondnächten, deren geheimnisvolle Schönheit den Schlaf verscheuchte, so daß die sehnenenden Gedanken auch bei Nacht keine Ruhe fanden. Die Natur war für Jéne nicht mehr die friedvolle Freundin und verheißungsvolle Märchenerzählerin von ehedem, sie war ihm zum verlorenen Paradies, zum qualvollen Schauspiel einer Liebesfeier geworden, der er entsagen mußte. Nur im Gewitter fand er auf kurze Zeit Erleichterung, weil es ihm wenigstens die Lieblichkeit der Erde verhüllte. Und als endlich der Spätherbst Schneestürme brachte, war Jéne fast immer draußen, denn nun saß das Märchen, das er nicht erleben durfte, im Hause, am flausenden Feuer der tönernen Öfen, oder es schwebte im weichenfarbenen Dämmerchein durch den weißen Gang, wo im Sommer so viel Lavendel und Basilikenkraut vor den Heiligenbildern gelegen hatte, daß der Duft noch jetzt das Haus erfüllte. Da beschloß der junge Mann seinen Vater zu bitten, ihn nach Bukarest, in die Schule des Theologen und Ingenieurs Georg Lazar zu schicken, doch vergingen Tage, ehe er den Mut dazu fand, denn er war fast am Ende seiner Kraft, und es schien ihm, als müsse jedes Wort sein schmerzvolles Geheimnis verraten, selbst wenn er von ganz anderen Dingen sprach. Dann wurde Herr Radu krank, und nun war der Sohn gefesselt: sein



Vater hat ihn, die Leitung des Hofes zu übernehmen. Sene geriet in eine verzweifelte Stimmung, er lebte wie im Fieber, schlief und aß nicht mehr. Zur besonderen Qual wurden ihm die Mahlzeiten, allein mit der Stiefmutter, während welcher er nur dann den Mund aufthat, wenn ihn Lilitiana etwas fragte, und am Ende der Woche fragte sie ihn fast nichts mehr, so verschüchterte sie sein finstere Schweigen. Doch als sie vom Tisch aufstanden, — die junge Frau wußte, daß er keinen Augenblick länger im Zimmer verweilte, — folgte sie ihm in den Gang. „Sene!“ sagte sie bittend. Er blieb stehen. „Sene,“ wiederholte sie, „du wirst doch nicht auch krank?“ „Warum?“ „Du hast heute keinen einzigen Bissen gegessen, nicht einmal von dem Brot, das du unablässig zerkrümeltest.“ Sein Atem ging schwer. „Kümmere dich nicht um mich,“ stieß er hervor, „du hast Sorge genug um den Vater.“ Der Nachsatz sollte wohl die Barschheit der Antwort mildern. Lilitiana blieb geduldig. „Eben deshalb bin ich ängstlich geworden. Und du solltest Mitleid mit mir haben. Du findest so viel gute Worte für die Leute des Hofes, sie sagen es alle, und den Vater freut es. Was hab’ ich dir getan?“ „Nichts,“ erwiderte er und biß sich auf die Lippen, weil sie zu zittern anfangen. „Dann sprich nur einmal freundlich mit mir und nenne mich Mutter, wie ich dich gebeten habe.“ Da sah er sie an, und aus seinen Augen schlug es wie schwarzes Feuer über sie hin. „Hüte dich vor mir, ich kann dir nicht mehr Mutter sagen,“ sprach er tonlos. Schreckensstarr blickte sie zu ihm auf, im nächsten Augenblick aber floh sie den Gang entlang, und er starrte ihr nach, mit halboffenen Lippen und bebenden Nüstern, bereit, sie wie der Sturmwind einzufangen, hätte sie sich auch nur einmal nach ihm

umgewandt. Aber sie wandte sich nicht; Jéne war allein, wie Halt suchend tastete er nach der Wand und sank dann besinnungslos zu Boden. Das Herz hatte sich ihm so gewaltsam zusammengekrampft, daß er wohl eine Viertelstunde in schwerer Ohnmacht liegen blieb. Niemand betrat den stillen, weißen, klösterlichen Gang, in dem nur die Flämmchen vor den Heiligenbildern lebendig zu sein schienen, nickten und wippten, sich bald in die roten Gläser schalen duckten, bald sich in immer leuchtenderem Gelb, denn es dunkelte allmählich, emporreckten. Endlich kam Jéne zu sich. Ihn fror. Er wankte in sein Zimmer; es schien ihm, als kröche er unter lastenden Trümmern dahin. Mit eigener Hand hatte er eben sein Herz zertrümmert, knabenhaft und heldenhaft zugleich, mit grausamer Offenheit und Loyalität. Doch so groß im Augenblick der Gefahr, — der Gefahr, die Herrschaft über sich zu verlieren, — sein Mut gewesen, so groß war jetzt seine Kraftlosigkeit dem Leben gegenüber. Sein Wille reichte nur zu einem einzigen Entschluß mehr aus: mit müden Händen öffnete Jéne seinen Pistolenkasten, der auf einer großen eichenen Truhe stand. Da klopfte es, und Costin, der Gefindeaufseher, trat herein. „Junger Herr,“ sagte er, „Herr Radu läßt dich rufen. Er hat einen Brief erhalten, einen Brief vom Sludjér Tudor!“ Des Mannes Augen bligten; er war auch Pandur gewesen. Jéne ging zu seinem Vater. Herr Radu saß aufrecht im Bett und hielt in der von der Gelenksentzündung nicht gelähmten linken Hand, — die rechte lag, in Binden gewickelt, als unförmlicher Klumpen auf der Bettdecke, — ein graublaues Briefblatt. Sein Gesicht glühte, die Augen schimmerten, wie der Sohn sie nie hatte schimmern sehen, nicht einmal wenn Herr Radu seine liebliche Gattin ansah; das war

nicht der schmelzende Blick überströmender Zärtlichkeit, in dem oft, selbst, wenn er lächelt, etwas Wehmütiges liegt, weil Lieben mit der Furcht vor Trennung und Verlust Hand in Hand geht; das war ein sonnenhafter Blick, stetig, in sich selbst ruhend, der Blick der Begeisterung für eine Pflicht, die vom Ich und seinen vielen Ängsten befreit. „Téne,“ sagte Herr Radu, „der Sludjér Tudor ruft das Volk unter die Waffen . . .“ „Und du läßt mich an deiner statt zu ihm gehen, Vater!“ fiel ihm der Sohn atemlos ins Wort. „Gott segne dich, mein Kind!“ rief Herr Radu, indem er die Hand nach dem jungen Mann ausstreckte, der sich über sie neigte und sie küßte. „Setze dich zu mir, hierher, aufs Bett,“ fuhr der Vater fort, „gib nur acht auf mein Bein, ich bin ja ein Krüppel. Doch wenn Gott diese Krankheit gerade jetzt über mich verhängt, weiß er wohl, was er damit will. Geholt hab’ ich sie mir aus den bulgarischen Quartieren, als wir gegen die Türken fochten. Aber dem Land soll das nicht schaden, der Sludjér soll zufrieden mit mir sein, ich schicke ihm einen Besseren als ich.“ Er erklärte dem Sohn den großen Gedanken Tudor Vladimiresku’s und versenkte sich dann eifrig und liebevoll in Weisungen und Ratsschläge über den Weg, den Téne einschlagen mußte, über seine Ausrüstung und die Verproviantierung der Pferde; er vergaß seiner Schmerzen, wurde fröhlich, als zöge er selber mit, schickte Costin, der seinen jungen Herrn begleiten sollte, nach Mänteln, Waffen, Baumzeug, die ihm alle vor sein Bett gebracht werden mußten, damit er sie prüfe. Am Morgen des zweiten Tages war Téne reisefertig. Viliana hatte er nicht mehr gesehen, da sie es beide verstanden, einander zu meiden, ohne daß es Herrn Radu auffiel. Doch als der Sohn bei seinem Vater ein-

trat, um Abschied zu nehmen, war auch die blonde Frau im Zimmer. Herr Radu gab Jéne einen Brief für den Studjér, den er Liliana diktiert und dann mühselig mit der linken Hand unterschrieben hatte, und während der junge Mann das Schriftstück in einer Brusttasche verwahrte, sagte der Vater: „Jetzt kann ich nur mehr für dich beten, mein Sohn. Du aber höre in allen Stücken auf den Studjér Tudor, denn er ist des Landes Gewissen, das Gott in der Stunde der Not erweckt hat. Was er dir zu tun befiehlt, das tue, denn es geschieht für dein Volk.“ „Es wird mir nicht schwer fallen, Vater, für das Land zu sterben,“ sagte Jéne leise, indem er langsam die bisher gesenkten Augen hob. Da begegnete er Liliana's Blick, einem Blick voll Herzensangst und voll Herzensgüte, der nicht brannte, noch reizte, sondern innig bat und wohl beriet. Und zwischen den beiden entspann sich ein kurzer, stummer Kampf auf Leben, Liebe und Tod. Aber die Liebe war die größte unter ihnen, sie fand das Wort, das den Tod besiegte und dem Leben wieder Wert verlieh. Liliana faltete die Hände vor der Brust und sagte: „Viele werden für das Land sterben, Jéne, wenn es zum Krieg kommt. Das notwendigste und tapferste aber ist es, für das Land zu leben, denn Schweres ist hier zu schaffen, das nur reine Seelen zu vollbringen vermögen.“ Überrascht, entzückt blickte Herr Radu auf seine junge Frau. „Du hast gesprochen wie meine Mutter!“ rief er. „Segne mir dieses Kind, das nie eine Mutter gekannt,“ und zu seinem Sohne gewandt: „Jéne, kniee nieder vor deiner Seelenmutter.“ Jéne fand die Kraft dazu, und Liliana machte das Zeichen des Kreuzes über ihm, neigte sich herab, legte ihre Hand auf seine Stirn, ihm den Kopf mit sanftem Druck zurückbeugend, und küßte ihn zwischen

die Augen, leicht und ruhig, wie sie die Heiligenbilder in der Kirche küßte. Dies war das Viatikum, das Jéne Jenésku auf den Weg mitnahm. Und die Worte, die Lilitana in ihrer Seelennot gefunden, um ihm zu beweisen, daß sie wußte, was in seinem Herzen vorging, die Worte, mit denen sie ihn um sein Leben gebeten, gab er an Jon Urdareánu weiter, als er ihn hilf- und kraftlos sah, wie er selbst es gewesen.

Noch im düsteren Halbdunkel des Morgengrauens traten die neuen Freunde in den Hof von Otetelisch hinaus, wo von allen Seiten das Prasseln und Rollen der Trommeln erscholl. Beide empfanden den kriegerischen Lärm als Lapsal, sowohl Urdareánu, der aus bleiernem Schlaf mit zer schlagenen Gliedern erwacht, als Jenésku, der kein Auge geschlossen und dessen heiße Lippen die kalte Luft jetzt durstig einsogen. Sie drückten einander die Hand und gingen zu ihren Kompagnieen.

Herr Tudor hatte befohlen, daß sich das ganze Heer in Schlachtordnung aufstelle, und zwar so, daß die Panduren die Serben, Bulgaren und Arnauten in ihre Mitte nahmen.

Unter dessen dies auf offenem Feld geschah, fing eine große Wolke, tief am östlichen Horizont, zu glühen an; doch war die Glut nicht strahlenvoll, sondern stumpf und dräuend, als läge dort ein See von Blut zwischen schwarzviolettem Gelände. Dann gewann der blutige See Leuchtkraft, und auch die Erde wurde farbig, farbig das Menschenheer zu Pferd und zu Fuß, und farbig die Gruppe von Männern, die jetzt vom Hof herüberkam: vor Tudor Vladimiroásku, den einige Hauptleute begleiteten, schritten drei Panduren mit hohen Stangen einher; an der Spitze der einen bligten im ersten Strahl der auf-

gehenden Sonne die silbernen und goldenen Hüllen der geraubten Heiligenbilder aus Benéſſſti, und auf den zwei anderen staken, bleich und blutig, die Köpfe der zwei Arnautenführer, die den Kirchenraub begangen. Der furchtbare Aufzug ging die Front entlang, und ein Heerrufer schrie dazu: „Wer wie diese tut, wird wie diese bestraft! Nicht um zu rauben haben wir uns erhoben, sondern um der Gerechtigkeit willen!“

Da raunte der junge Protopopéſſku aus Severin seinem Nebenmann, dem Bojaren Tſchupádja, zu: „Das geht über den Spaß, Néne. So mir nichts dir nichts, ohne vorhergehendes Kriegsgericht die Köpfe abhauen lassen! Mir scheint, als ob der meine auch schon wackelte!“

„Gut gesagt, junger Mann,“ knirschte Tſchupádja mit einem wütenden Blick auf Tudor Bladimiréſſku, „in dieser Mörderversammlung hat unſeresgleichen nichts mehr zu suchen. Mich schüttelt das Fieber vor Entſetzen.“

Und als das Heer von Oteteliſſch gen Glátina aufbrach, verließen es Protopopéſſku und Tſchupádja heimlich mit zehn anderen Bojaren und zogen auf eigene Faust nach Beute ins Land, „denn,“ sagte Tſchupádja, „jetzt ist es an der Zeit, daß wir andere plündern, wie sie uns ausgeplündert haben.“

---

Die Bojaren von Benéſſſti kehrten, nach Herrn Tudor's Abzug, in Jordáke Oteteleſſchánu's Haus zurück und verbrachten dort die Nacht. Von ihren Betten war nichts geblieben als hohe Haufen Wolle, die den Matratzen entquollen, als die Plünderer sie aufgeschlißt, um auch die Überzüge zu stehlen. Doch war man froh, sich wenigstens

in die weichen Hügel warm eingraben zu können. Entsetzlich hatten alle unter der feuchten Kälte gelitten, der die ihrer Pelze beraubten Bojaren schutzlos preisgegeben waren. Nifu Balan lag in wilden Fieberphantasieen, bald ächzte er, bald schrie er auf, daß es die Damen im dritten Zimmer hörten. Dann trat ein Ausdruck der Verachtung in Safta's Gesicht, und als jemand den jungen Mann bemitleidete, sagte sie geringschätzig: „Schwächlinge sind immer eine Last. Der wird uns jetzt verhindern, nach Horez aufzubrechen.“

„Sei doch nicht so hartherzig, Safta!“ sagte Irina. „Ist es denn seine Schuld, daß er erkrankte?“

„Freilich ist's seine Schuld,“ beharrte Safta. „Schwächlinge sind dumme Pechvögel, denen alles zur unrechten Zeit zustößt.“

Daß der kindisch harte Ausspruch ein gut Teil Wahrheit enthielt, erkannte nur Frau Anika, die die Kraft des gestählten Willens in ihrem Leben oft erprobt. Dennoch tadelte sie: „Sei milder, mein Kind.“

Aber in Safta's Seele hatte Milde jetzt nicht Raum; es stürmte in ihr, Finsternis und Licht wechselten ab in ihrem Herzen, bald bäumte sie sich auf gegen das Schicksal, das ihr nur den kurzen Sonnenblick gegönnt, bald sonnte sie sich in der Erinnerung an jenen Blick, fühlte sich mit einem Lichtpanzer umgeben, gefest und stark. Darum erschien ihr der anderen Schwäche und besonders die eines Mannes doppelt verächtlich.

Safta war die erste, die am nächsten Tag in den Hof hinabflog, als ein Bote mit einem Brief des Fürsten Tudor gemeldet wurde. Wenige Augenblicke später aber umdrängten alle Damen die vier Panduren, die aus Otetelsch kamen, und fragten angstvoll, was Tudor

Vladimírěsku mit ihnen zu tun gedenke. Unterdessen nahm Herr Jordáke den Brief in Empfang, der mit den stolzen und schlichten Worten begann: „Brüder! zwar stamme ich nicht aus adeligem Blute, doch fühle ich die Leiden des Adels mit. Darum bin ich, sowie ich hörte, Ihr wäret in Gefahr, von meinem Weg abgewichen, um dem Übel zu steuern; leider konnte ich nicht mehr zur rechten Zeit bei euch eintreffen —“

Da unterbrach ein vielstimmiger, fürchterlicher Aufschrei der Frauen die Männer im Lesen des Sendschreibens. Die Herren wandten sich um und sprangen den Damen bei, die theils ohnmächtig geworden, theils von krampfhaftem Schluchzen und Zittern befallen worden waren. Safta lehnte mit geschlossenen Augen am Stamm der großen Hoflinde. Nicht weit von ihr lagen zwei abgeschchnittene Menschenköpfe auf der Erde.

„Um Gotteswillen, was bedeutet das?“ fragte Herr Jordáke entsetzt den obersten Banduren, Vassile Gelmedjeánu.

Dieser, ein breitschultriger, finstrier Mann, sah jetzt verlegen drein. Er hielt einen Sack in der Hand, aus dem er die zwei Köpfe eben vor die Füße der Damen geschüttelt hatte.

„Ich wollte die Frauen beruhigen,“ murrte er, „und ihnen zeigen, wie Herr Tudor diejenigen gestraft hat, die Beněški zu plündern gewagt. Er schreibt es ja in seinem Brief.“

Fast wäre Oteteleschánu in hysterisches Lachen ausgebrochen. Rasch blickte er wieder in den Brief und las weiter: „— aber damit Ihr erkennet, daß ich nie übles gesonnen, habe ich die beiden Missetäter enthauptet und schicke euch die Köpfe zur Beglaubigung; laffet sie, anderen



zum warnenden Beispiel, an Kreuzwegen aufpflanzen. Ich schicke euch auch die Sachen, die man bei diesen Raubgesellen gefunden, sowie das Silber eines Heiligenbildes und Kleider eurer Damen. Habt Vertrauen in Gott, denn über kurzem sollt Ihr für alles, dessen Ihr beraubt wurdet, entschädigt werden. Ich bin euer Bruder und Diener Theodor. Geschrieben im Dorf Otetelsch, 1821, 3. März."

Die Damen wurden ins Haus geleitet, die abgeschnittenen Köpfe wieder in den Sack gesteckt und in einem Keller geborgen. Der Pandur Bassile sagte zum Bojaren Jordáke: „Sie sind noch ganz frisch. Doch um sie gut aufzubewahren, zieht man ihnen die Haut ab und füllt sie mit Stroh.“

Oteteleschánu schauderte und legte die Hand vor die Augen; der Ekel schnürte ihm die Kehle zu.

Unter buschigen Brauen sah der Kriegsmann den großen Herr an, lüpfte dann seinen lose überm Rücken hängenden weißen Mantel mit der rechten Schulter und wandte sich zum Gehen. Er hatte nicht viel Mitgefühl übrig für die bojarischen Leiden.

Herr Jordáke legte ihm die Hand auf die Schulter: „So bleib doch, Bruder, bleib. Habe Mitleid mit unserer Verwirrung. Du siehst, wir zittern hier für unsere Frauen. Einen Schwerkranken haben wir im Haus. Der Tschausch Iwántscha hat uns verlassen —.“

„Was?“ rief Bassile.

„Dó, womit hätte ich ihn halten können? Wir verabschiedeten ihn heute früh und gaben ihm auch ein Beglaubigungsschreiben des Inhalts, daß wir ihn freiwillig haben ziehen lassen.“

Der Pandur fluchte. Dann versprach er, Herrn Tudor zu bitten, daß er, Bassile Gelmedjeanu, die Bojaren nach Horez begleiten dürfe, und um dies zu erwirken, brach er gegen Abend mit Oteteleschănu's Neffen nach Slătina auf.

Doch verging eine Woche, ehe Antwort von der Volksversammlung kam, eine Woche voll Angst und Grauen und voll bitterer Not. Täglich zogen Arnauten und Panduren vorbei, aber da man nie wußte, ob sie gut gesinnt und auf dem Wege zu Tudor Bladimirésku waren, oder ob sie zu jenen gehörten, die sein strenges Regiment mieden, weil sie plündern wollten, so flüchteten die Bojaren in den Wald und verbrachten dort sogar die Nacht; ihr Lager bestand aus trockenem Eichenlaub auf Schnee, aus Eichenlaub auch ihre Decke. Sie litten Hunger, denn Keller und Kammern waren leer, nur ein wenig Maismehl, Bohnen und saures Kraut hatte sich vorgefunden. Da ließ Herr Jordăke die Arnautenköpfe vorn am Hofstor aufpflanzen, und als die Geistlichen von Benéshti sie erblickten, kamen sie plötzlich mit Unschuldsmienen daher und dann auch die Aufseher des Gutes und brachten Mehl, Gemüse, Wein und Branntwein, was alles aus den Vorratskammern des Herrenhofes stammte.

Endlich kehrte Herrn Jordăke's Neffe mit drei Panduren zurück; doch war Bassile Gelmedjeanu nicht unter ihnen.

Als Safta dies erfuhr, durchflamnte sie jäh die Hoffnung, daß Ion Urdareănu geschickt worden sei. Freilich erkannte sie bald ihren Irrtum, aber die Möglichkeit eines solchen Zusammentreffens ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Sie hoffte immer leidenschaftlicher darauf, immer schmerzlicher nach jeder Enttäuschung und mit dem

Schicksal grollender, daß die Begegnung so leicht herbeiführen hätte können. Warum war nicht einer unter den vielen Panduren, die den Weg der Flüchtlinge kreuzten, der goldhaarige Jon? Sie hungerte nach seinem Anblick, und wenn sie von fern seine Gestalt zu sehen gemeint, das hoffende Auge aber beim Herannahen Linie um Linie aufgeben mußte, wurden ihr Herz und Schläfen kalt.

Die übrigen Frauen und Mädchen aber staunten über Safta's Kraft und Mut. Sie wußten nicht, daß die Qual ihrer Seele sie die Leiden ihres Körpers fast vergessen ließ. Sie ward ihnen zum Vorbild flagloser Ausdauer auf dem Zug nach Horez, der endlich unternommen wurde.

Voran ritten, auf Pferden, die sie von den Dorfbewohnern mit schwerer Mühe erlangt hatten, die Brüder Oteteleschānu und ihr Neffe, als Pfadfinder und Quartiermeister. Dann kamen, in den Ochsenkarren, die älteren Damen und Herren und Niku Balan, der wie ein Sterbender im Heu gebettet lag. Die jüngeren Männer, die jungen Frauen und Mädchen wanderten zu Fuß, im tiefen, mit Schnee vermengten Morast der elenden Straßen; bald war der Damen zartes Schuhwerk zermürbt, ihre Strümpfe zerrissen, und Blutspuren bedeckten den Weg, den ihre Füße beschritten.

Wie sie das aushielten, wußten sie selber nicht zu sagen. Die dynamische Kraft der Nothwendigkeit, diese strenge Lehrmeisterin, die dem menschlichen Fleische zeigt, was es stets könnte, wenn es zu wollen verstünde und sich nicht der Herrschaft über sich selbst begeben hätte, zwang sie zu Thaten, die ihnen selbst unwahrscheinlich vorkamen. Ja, schließlich siegte sie sogar über den körperlichen Zusammenbruch des kranken Niku Balan.

Dies geschah in einem Dorf, wo neue Ochsenkarren

genommen werden sollten. Dort gab es Streit mit den Bauern, die sich beim Brennen ihres Pflaumenbranntweins betrunken hatten und weder Zugtiere, noch Wagen liefern wollten. Daher entschloß sich Herr Jordáke, mit den drei Panduren nach dem nicht mehr gar zu entfernten Kloster Gorez zu reiten, um von dort Karren zu schicken. Und groß war sein Erstaunen, als er am Abend die Flüchtlinge in Gorez ankommen sah, die diesmal alle in den Klosterwagen saßen, mit Ausnahme des Niku Balan, der dem Zug rüstig voranschritt.

Herr Jordáke bekreuzte sich und fragte, wie das möglich sei. Und man berichtete ihm, daß die betrunkenen Bauern alle Bojaren durchgeprügelt hätten, selbst den halbtoten Niku Balan, worauf dieser auferstanden sei.

Da strich Oteteleschánu seinen Bart und sagte: „Siehe, eine heilkräftige Arznei, die nichts kostet, aber etwas schmerzhaft sein muß.“

Und über den tragikomischen Zwischenfall scherzten die Männer noch bis in die Nacht hinein, denn heute ward ihnen endlich leichter ums Herz, da sie sich und die Frauen im Schutze der gewaltigen Mauern von Gorez geborgen wußten, des größten, reichsten und schönsten Klosters in ganz Oltenien, an dessen Prior Herr Tudor ihnen folgenden Brief mitgegeben hatte: „Da dieser heilige Ort, wie auch andere seinesgleichen, vom rumänischen Volk errichtet worden ist, auf daß sich, wenn es not tut, ehrenwerte Familien in seinen Schutz begeben, kommen die Bojarenfamilien, deren Namen tiefer unten angeführt sind, dort hin; bewirte sie mit allem, dessen sie bedürfen, nähret sie und ihre Leute, damit sie an nichts Mangel leiden. Meine Panduren sollen mir über ihren Empfang und ihr Wohlergehen Nachricht bringen. Ich rate dir aber, dich ja

nicht widerseßlich zu zeigen, denn das könnte dir leid werden. Der Antwort deiner Heiligkeit sehe ich bestimmt entgegen. Theodor, 1821, 8. März.“

Der Prior von Horez war der schöne und prächtige Grieche Chrsianth. Er hatte sein Lebtag keinen solchen Brief erhalten. Er wußte es nicht anders, als daß das Kloster dazu da sei, um ihn durch fürstliche Einkünfte zu bereichern. Nach seines Stifters, des großen Wojwoden Constantin Brancoveanu, Bestimmungen, hatte Horez weiter keine Abgaben zu zahlen, als dreißig Oka Wachs im Jahr an das Patriarchat in Tzarigrad; um so mehr rissen sich die griechischen Äbte darum, die in dem „freien“ Kloster alles Geld selbst einstecken konnten. Und nun schrieb dieser Sludjér Tudor, der heilige Ort sei „vom rumänischen Volk“ zu einem anderen Zweck errichtet worden! Es wäre zum Lachen gewesen, hätte sich der Brieffschreiber nicht an der Spitze einiger tausend ihm gleichgesinnter Strolche befunden, von deren Gebahren der Abt von Tizmána dem Abt von Horez in einem Sammerbrief bereits schreckenerregende Dinge berichtet. Wutknirschend mußte Chrsianth selbst die Drohung am Schluß des Schreibens hinnehmen: „Ich rate dir aber, dich nicht widerseßlich zu zeigen, denn das könnte dir leid werden.“ Den Wojaren sagte er: „Dieser Mann schreibt mir, als hätte das Kloster Horez darauf gewartet, von ihm die christliche und fürstliche Gepflogenheit der Gastfreundschaft zu lernen, und als wären adelige Gäste hier nicht stets willkommen gewesen.“ Die Wojaren seufzten berebt. „Dieser Mann“ war eine unheimliche Erscheinung, die alle gesellschaftlichen und politischen Begriffe auf den Kopf stellte und einem gar nicht Zeit ließ, darüber nachzudenken.

Nun aber konnte man ein paar Ruhetage in Horez genießen, die allen wohl taten, außer Safta Poienáru. Besorgt beobachtete Frau Aníka ihr Enkelkind. So tatkräftig und hilfsbereit das junge Mädchen während des Zuges nach Horez gewesen, so teilnahmslos war sie jetzt. Stumm kauerte sie auf einem Divan und starrte durchs Fenster in den nebligen Wald hinaus, doch fuhr sie mit maßloser Heftigkeit auf, sobald jemand sie fragte, ob sie krank sei. Frau Aníka hatte noch nicht gefragt.

Es ward Sonntag. Die Glocken läuteten zum Gottesdienst. Die alte Bojarin hieß alle Damen vorangehen, und als sie allein mit Safta geblieben, die sich nicht gerührt hatte, sagte sie sanft: „Kommst du nicht zur Kirche?“

„Was soll ich dort suchen?“ gab das Mädchen finster zurück.

„Geduld und Ergebung.“

„Nur der Schwache ergibt sich.“

„Vor Gottes Gewalt bist du immer schwach.“

„Was ist das für eine Gewalt, die uns nur übles tut?“

„Die Menschen tun übles und jammern dann, daß Gott sie quält.“

„Warum läßt er sie übles tun?“

„Das wird er dir vielleicht sagen, wenn du ihn von Angesicht zu Angesicht siehst. Früher nicht.“

„Dann wollt' ich, ich stürbe bald.“

Ganz langsam und zärtlich fragte die Greisin: „Nur aus Sehnsucht nach der Wahrheit?“

Da wandte Safta trotzig den Kopf, aber sie ward bis in den Nacken rot.

So wenig als Frau Anika daran gedacht hätte, eine Blumenknospe mit Gewalt zu öffnen, so wenig dachte sie daran, ihrer Enkelin Herz gewaltsam zu erschließen. Aber helfen wollte sie dem Kinde, dem in so schwerer Zeit auch noch Liebesleid widerfuhr, das des Mädchens Leidenschaftlichkeit bis zur Unerträglichkeit steigern konnte. Die kluge Frau hatte längst erraten, wem Sasta's Sehnsucht galt. Sie wußte, daß Jon Urdareánu bei Janku Jiánu gewesen, und ihrem feinen Ohr war die verräterische Veränderung des Stimmklangs nicht entgangen, so oft Sasta, nach ihrer Rückkehr aus Karákal, von ihm sprach. In Benéşti war der Bojarin, der stets Ruhe genug blieb, um prüfend Umschau zu halten, die Reckengestalt an der äußersten Planke der oltenischen Reiterei aufgefallen; das Fenster, an dem Sasta stand, konnte man vom Pridwór aus zwar nicht sehen, aber des jungen Wanduren versunkenes Schauen nach jener Richtung und später Sasta's gehobenes, verklärtes Wesen, waren für Frau Anika deutliche Zeichen gewesen.

Draußen hatten die Glocken ausgeschwungen, und auch im Gemüt des jungen Mädchens ließ die Greisin die erste Erregung ausklingen, bevor sie wieder anhub: „Wir sollen den Tod nicht fürchten — und auch nicht das Leben. Für uns Frauen ist leben und lieben ein und dasselbe, doch naht sich die Liebe einer jeden in anderer Art. Aber wie immer sie uns naht, sei es mit der Erfüllung unserer Träume, sei es mit Kampf und Entsaugung, müssen wir sie hoch halten und ihr in Treue dienen —.“

„Ihr dienen mit Entsaugung?“ schrie Sasta bitter ungläubig auf.

„Ja, das ist die größte Liebe, denn sie hängt nur an der Seele des geliebten Menschen. Sieh, es kann sein,

daß der Mann, dem eine Frau ihr Herz geschenkt, eine große Pflicht zu erfüllen hat, eine Pflicht gegen das Land, die ihn fortrust aus Haus und Hof. Glaubst du, daß die Liebe dann keine Pflicht mehr gegen ihn hat? Gerade dann, Safta, muß sie ihn umgeben mit segnenden und schützenden Gedanken, muß stolz sein auf seinen Mut, und seine Mannestugend muß ihr teurer sein als ihr Glück.“

Jetzt perlten Tropfen zwischen Safta's braunen Wimpern hervor.

Frau Anika neigte sich über sie, und das Mädchen ergriff der Greisin Hand und weinte lang darauf.

---

14.

In den elf Kirchen von Slatina, von denen die meisten auf Hügeln oder an Hügelflanken liegen, läuteten die Glocken, als Tudor Bladimirésku einzog. Die sechs oder acht Bojaren, die noch am Orte geblieben, waren den Panduren entgegengeritten, und der Serdar Constantin Vulturésku hat um die Ehre, den Sludjér beherbergen zu dürfen.

Auf den Böschungen der Straßen, die als morastige Hohlwege das Hügelgelände des Städtchens durchschnitten, standen die bürgerlichen Einwohner, die Leipziger, wie Krämer und Kaufleute im ganzen Lande genannt wurden, weil sie ihre Waren meist aus Leipzig bezogen, die Schuster und Schneider, und die berühmten Weißgerber und Kürschner Slatina's. Und ganz oben auf der Böschung, hinter den Bäumen lugten die Frauen hervor, von denen das Volkslied in jener Stadt sagt, sie hätten Augen „groß wie Schüsseln“. Mit großen, klugen, feu-



rigen Augen musterten sie die einziehenden Hauptleute, deren Pferde bis an die Ohren hinauf mit Lehm bespritzt waren.

„Welcher von ihnen ist der Ludorin, Schwester, der uns von den schweren Steuern befreien will?“ fragte eine Frau ihre Nachbarin, indem sie dem grimmen Führer der Volksversammlung aus Dankbarkeit den weichen Kosennamen gab.

„Der dort mit dem runden, frischen Gesicht und der schwarzen Falte zwischen den Brauen,“ erwiderte die Angeredete.

„Heiliger Gott, warum schaut er so verdrossen drein?“

„Weil er an die Kokinten\*) denkt, und wie er das Land von ihnen säubern kann,“ belehrte die Nachbarin. „Siehst du . . . .“, doch blieb ihr das Wort im Halse stecken, und sie bekreuzte sich.

„Was gibt's, Schwester?“ fragte die erste Sprecherin, „wen starrst du da unten an?“

Die andere flüsterte: „Den schlanken Bojaren mit den schwarzen Locken, — er kommt auf unserer Seite die Straße herauf, — er reitet einen Goldfuchs —. Ja, ja, er ist's —, Janku Ziánu!“

Nun bekreuzte sich auch die erste: „Woher kennst du ihn denn?“

„Wie soll ich ihn nicht kennen! Es mögen sechs oder sieben Jahre her sein, — gerade vor der großen Pest des Karadjá war es, — da kam der Bojar Janku Ziánu durch Slátina. Wie ein Toller kam er geritten, denn er machte Jagd auf die Räuber des Mädchens, das er liebte. Und dort oben, an der Ecke, vor dem Hause des Costika Po-

---

\*) Schimpfname für die Griechen.

pésku, traf er einen der Arnauten, die er in Verdacht hatte, und stach ihn tot, — am hellen Mittag, auf offener Straße, — ich sah's, wie ich dich sehe, denn ich stand am Zaun —. Off, off, welch' ein Sturm von einem Mann!"

„Dé, Schwester, so ziemt es sich, daß die Männer seien," sagte die Altenierin mit blitzenden Augen. „Gáb' es ihrer viele wie Janku Jiánu, wir wären die Tschokois und Kokinten bald los!"

„So ist es, Schwester, das sage ich ja auch."

Und die Männer sprachen unter einander: „Stolz sind unsere Rumänen! — Und stumm und finster! — Ordnung herrscht unter ihnen; seht Ihr, wie sie aufs Wort gehorchen?"

Eben war der Zug ins Stoßen geraten, die Pferde hatten sich ineinander geschoben, aber sowie die Hauptleute von Kompagnie zu Kompagnie das russische Kommandowort: „Stupai!" erschallen ließen, ging es wieder in schöner Front die Straße hinauf.

„Ja, das ist eine andere Ordnung als bei den Türken," nickte ein alter Kürschner, „die hört man schon von weitem mit Pauken und Schellen lärmern. Dann kommen sie heran, johlen und grinsen; erblicken sie eine Frau, so beschimpfen sie sie und spucken ihr nach. Dem einen sitzt eine Katze auf der Schulter, dem anderen ein Affe, als zögen sie zum Jahrmarkt."

„Und über ihren Turbanen flattern hunderte von Fahnen," setzte ein zweiter hinzu, „verliert ein Bairaktár\*) seinen Gürtel, so zerreißt er seine Fahne und schlingt sie sich um den Leib."

„Habt Ihr den gesehen, der Herrn Tudor's blaue

---

\*) Fahnenträger.

Standarte trug?“ fragte ein dritter. „Wie ein Erzengel sah er aus mit seinem langen, goldenen Haar.“

Zwei Tage nach dem Einmarsch der Volksversammlung traf auch der Kerk-Serdar Jon Solomon, den Fürst Tudor zum Präfecten des Distriktes Dolj ernannt, mit seinen Panduren in Slatina ein und mit ihm der Hauptmann Jordáke. Die beiden hatten sich in Craiova verbündet und verbrüderet, nachdem ihnen Tudor Bladimirésku in diesem Sinne geschrieben.

Im Hause des Serdar Bulturésku fand der Kriegsrat statt. Die Bojaren und Hauptleute hatten schon vielen Beratungen in ihrem Leben beigewohnt, aber noch keiner, die mit solcher Gradheit und Knappheit geleitet ward. Tudor Bladimirésku verlor keinen Augenblick mit Schönreden, weil er keinen Augenblick an sich, sondern nur an die Sache, die ihm heilig war, dachte.

Raum hatten sich alle versammelt, als der Studjér begann: „Gestern Abend ist die Gesandtschaft, die ich ein zweites Mal unter Führung des Hauptmanns Darka an den Divan entboten habe, aus Bukarest zurückgekehrt. Ich hatte der Regierung fünf Bedingungen gestellt: Abschaffung der fremden Wojwoden und Einsetzung einheimischer Fürsten,“ — Hauptmann Jordáke preßte die knochige Hand um seinen Säbelsnauf, — „Einführung eines stehenden Heeres von wenigstens zwölftausend Mann; Feststellung der Abgaben an den Staat auf je sieben Jahre durch eine Nationalversammlung; dreijährige Steuerfreiheit fürs Volk, damit es sich von den Erpressungen erhole, und Auszahlung von fünfmalhunderttausend Lei für meine Panduren.“

Der Serdar Bulturésku hob den feinen Kopf, und seine schönen, mandelförmigen Augen leuchteten: „Damit

wäre das Land gerettet!" rief er. „Wie einfach ist das Gute!"

„Der Divan," fuhr Herr Tudor fort, „hat alle meine Forderungen verworfen. Doch kennt er sie jetzt genau und kann nicht sagen, daß ich im Geheimen handle. Wir werden also beraten, wie wir den Willen der Volksversammlung erfüllen. Vorerst aber werden wir anhören, was die Hauptleute zu berichten haben," und sich zu Solomon wendend: „Archon Ispravnik, du hast das Wort. Wie steht es in Craiova?"

„Craiova ist leer," lautete die Antwort, „die Hofställe im Bojarenviertel sind geschlossen. Handel und Wandel stocken, das kleine Volk ist verängstigt und ratlos, um so mehr, als es der Ağa, Pitár Hârşcu, heßt und drangsaliert, denn du weißt, daß er ein böser und geldgieriger Mensch ist, der Zeiten der Not stets dazu benützt, um sich durch Expressionen zu bereichern."

„Er heßt das Volk gegen mich?"

„Gegen dich und alle, die zu dir halten."

Der Bericht war bitter für den Anführer der Volksversammlung. Er war Herr der fünf Distrikte überm Olt drüben, in der Hauptstadt Olteniens aber hatte sein großes Streben keinen Widerhall gefunden. Stumpf und haßerfüllt, gleichwie die Bojaren von Bukarest, wandten sich die Bojaren von Craiova von ihm ab und gebrauchten ihm gegenüber dasselbe Protestmittel, das sie gewohnt waren, den fanariotischen Fürsten gegenüber anzuwenden, wenn ihnen deren Politik nicht gefiel und sie sie um Thron oder Leben bringen wollten: sie lösten durch ihre Flucht Städte und Marktflecken auf, was der Türken höchsten Unwillen erregte, weil die Geldquellen dadurch

ins Stocken gerieten. Was diese Handlungsweise das Volk kostete, ward von den Unzufriedenen nie bedacht!

Nach kurzem Schweigen sagte Herr Tudor finster: „Archon Ispravnik, Craiova überlasse ich dir. Schütze es mit deinen Panduren vor jedem feindlichen Angriff von außen, und schütze es auch vor Zwistigkeiten im Inneren. Ich gebe dir einen Brief an den Aga mit.“ Er nahm ein Blatt Papier, das auf dem breiten Ruchholztiſch, an dem der Kriegsrat saß, bereit lag, tauchte die Gänsefeder ins Tintenfaß, schrieb, reichte dann das Blatt dem Bojaren Solomon und sagte: „Dies laut!“

In schöner, klarer Schrift stand da: „An dich, Archon Pitár Hárſchu, Aga von Craiova. Ich habe erfahren, daß du mit deinen Leuten Ränke gegen mich schmiedest; wenn du dich, ſamt deinen Leuten, im Verlaufe von drei Stunden nicht aufmachst und Craiova verlässest, habe ich meinen Leuten den Befehl erteilt, dir den Kopf abzuschneiden. Theodor.“

Solomon faltete den Brief. „Ich habe verstanden,“ sagte er. Dieser Bojar, ein stattlicher Mann von ungefähr dreißig Jahren, war seit seinem vierzehnten Jahr Soldat. Die Türken hatten ihm einen Bruder ermordet, und um ihn zu rächen, ging der Knabe zum General Isaioff, der damals mit den Russen im Lande war und gegen die Pforte zog, und ließ sich in das von Tudor Vladimiresku befehligte Pandurenkorps einreihen. Mit Leib und Seele war er beim Waffenhandwerk und verstand den Gludjer. Zugleich befriedigte die ihm übertragene Aufgabe sein bojarisches Selbstgefühl.

Tudor Vladimiresku hatte mit dem lauten Vorlesen seines Drohbriefes an den Aga Hárſchu auch noch den Zweck verfolgt, den fremden Hauptleuten wieder die

Strenge seines Regiments zu Gemüte zu führen. Außer Hadji Prödan und Paul Makedonski saßen heute noch zwei Arnauten im Rat, die mit dem Olympier Jordáke gekommen waren: sein Freund und Landsmann Jon Farmáke, den die Hetáristen in ihrer Geheimsprache mit dem Worte „Stahl“ bezeichneten, ein Riese von prächtig wildem Aussehen, Haiduckenführer und Türkenfresser, dessen Glieder so zerhauen und zerschossen waren, daß er nicht mehr allein aufs Pferd steigen konnte, der aber, saß er einmal im Sattel, unter den Feinden wie ein leibhaftiger Teufel wütete. Der zweite war der furchtbare Bulgare Carjália, der den Türken Rache geschworen, weil sie ihm seine Frau geraubt, und der seit Jahren ein Räuberkorps befehligte, dessen Taten in Oldenien und an der Donau sprichwörtlich geworden und denen der Haiducken des Janku Jiánu kaum nachstanden.

Jetzt wandte sich Vladimírěsku an den Olympier und sagte: „Du hast das Wort, Hauptmann Jordáke.“

Des Aephthen fiebermatte Augen richteten sich sorgenvoll und traurig auf den „Kreuzbruder“, dem er nicht mehr traute. „Böse Nachrichten aus Serbien,“ sagte er, „du erinnerst dich des Aristides Pápa, der einen Brief des Ardi an den Fürsten Milosch Obrenowitsch zu überbringen hatte, und den wir dir nach Tscherněk sandten, von wo er, durch dich mit Empfehlungen an die Paschas versehen, die Donau überschreiten sollte. Nun, er wurde in Aba-Kalé gefangen —.“

„Von Abdurachman-Pascha?“ fragte Tudor.

„Von Abdurachman-Pascha,“ bestätigte Jordáke, „dem getreuen Aristides aber gelang es, bis an die Donau zu entfliehen und sich ins Wasser zu stürzen. In Tzari-grad erregte dieser Vorfall großes Mißtrauen. Auf

allerhöchsten Befehl des Sultans hat der für das rumänische Land neuernannte Wojwode Kallimafi von Milosch verlangt, er solle alle Serben aus deinem Pandurenheer zurückberufen. Milosch sieht sich der Pforte gegenüber kompromittiert und ist weniger denn je geneigt, sich den Hetäristen anzuschließen.“

Da fuhr Hadji Bródan dazwischen: „Milosch Obrenowitsch ist Kaligula, Nero, Heliogabal und Ivan der Schreckliche in einer Person! Das schrieb mir noch kürzlich der edle, verbannte Mladén Milovanowitsch aus Bessarabien!“

„Milosch Obrenowitsch,“ sagte Tudor Bladimirésku, indem er Hadji Bródan und Jordáke abwechselnd mit seinen hellen, fast grausam strengen Augen durchbohrend ansah, „Milosch Obrenowitsch ist ein weises Staatsoberhaupt. Er hat sein Land frei gemacht und will ihm jetzt den Frieden geben.“

Jordáke ergrimmete in seiner Seele. Immer klarer erkannte er, daß Bladimirésku der Hetärie nicht gut gesinnt war. Und Bródan wußte, daß, obgleich er selbst Herrn Tudor's Vertrauen besaß, der Pandurenführer den Arnauten in seinem Heer seit dem Vorfall in Benéshti grollte. Um den bösen Einfluß der Fremden zu bekämpfen, kannte seine Strenge keine Grenzen mehr.

Vor wenigen Tagen erst hatte er auf dem Marsch nach Slátina ein neues, furchtbares Exempel statuiert. Ein Händler war zum Sludjér gekommen und hatte sich beklagt, daß ihm Soldaten sein Pferd ausgespannt und ihn mit seinem warengefüllten Wägelchen auf der Landstraße hatten stehen lassen. Da hatte Herr Tudor, im Angesicht des ganzen Heeres, den Panduren, bei dem das Pferd gefunden wurde, mit eigener Hand totgeschlagen.

Jordáke dachte an dieses Strafgericht, sowie an die doppelte Hinrichtung in Benéſſſti.

In diesem Augenblick ging die Thür, und ein Pandur meldete die Ankunft eines Kaufmanns aus Bukarest, der wichtige Neuigkeiten bringe.

Herr Tudor ließ ihn sofort eintreten.

Der Mann berichtete: „Fürst Alexander Ipsilanti ist auf dem Weg nach der Hauptstadt.“

Jordáke sprang auf.

Schwer fiel Herrn Tudor's Faust auf den Tisch nieder. „Was sucht Ipsilanti in Bukarest? Sein Platz ist nicht dort!“ grollte er.

Alle schwiegen.

Bladimiréſku's Gesinnung den Hetáristen gegenüber glich der des Milosch Obrenowitsch: er wollte den Griechen sein Land weder als Quartier noch als Kriegsschauplatz einräumen. Nur war es dem Serbenfürsten leichter, sein Reich vor dem gefährlichen Durchmarsch zu schützen, denn nicht allein sein Volk, sondern auch die Türkei anerkannten ihn bereits als Herrscher, es gab keine hetáristische Partei unter den Serben, und zwischen ihnen und dem heranziehenden Archi lag die gewaltige Donau und die weiten Gefilde der Walachei und der Moldau.

Tudor Bladimiréſku's Lage hingegen war die denkbar schwierigste und verworrenste. Seine einzige Stütze bestand in den sechstausend Panduren, freilich das Mark des Landes, an dessen Gesundheit aber täglich und stündlich die Gegenwart der Arnautenkompagnieen zehrte, von denen sich der Sludjér nicht befreien konnte, weil sie dann samt und sonders sengend, mordend und plündernd im Land umhergezogen wären, was den Pandurenführer gezwungen hätte, seine Oltenier, anstatt sie für einen



großzügigen Volksaufstand zu sammeln, in kleine Gruppen für den Guerillakrieg aufzuteilen. Die tief verfeuchte Bojarenkaste legte dem, der sie aus ihrer Erniedrigung emporreißen wollte, nur Hindernisse in den Weg. Die Throne der Donaufürstentümer waren noch in den Händen der Fanarioten. Die Fanarioten gebrauchten dies, um „das Peru der Griechen“, wie die Fürstentümer genannt wurden, als Kriegskasse für hetäristische Zwecke zu benützen, und der Zorn der Großmächte ringsum konnte jeden Augenblick losbrechen, denn was war der Türkei und Rußland seit Jahrzehnten willkommener als Unruhen in der Moldau und Walachei, um einander darob den Krieg zu erklären!

„Sprich,“ sagte der Pandurenführer zum Kaufmann, „sage mir alles, was du von Ipsilanti weißt und woher du es weißt!“

Und der Mann berichtete: „Mein Gönner, der Großkaufmann Manóle Gúdju, hat einen langen Brief aus Jassy vom Bankier Andreas Pavli erhalten, den ich dir überreichen soll.“

Tudor Vladimiresku überflog das Schriftstück und las dann laut und bedächtig: „Fürst Ipsilanti ist am dreiundzwanzigsten Februar mit seinem Heer eingetroffen. Ich wurde in meinem eigenen Hause gefangen gesetzt und unter Drohungen gezwungen, in die hetäristische Kasse dreimalhunderttausend Lei zu zahlen. Die Arnautenleibgarde des Wojwoden Michael Souzós ging zu Ipsilanti über. In der Stadt herrschten Aufregung und Bestürzung. Fürst Ipsilanti und der Wojwode trafen beim Postelnik Rizós zusammen und hatten kaum ihre Unterredung begonnen, als ein Bote aus Galaz kam und meldete, der Hauptmann Caravía, der die Arnauten in jener Stadt

befehligt, habe die türkische Besatzung, ungefähr achtzig Mann, samt ihrem Anführer niedergemacht, wobei ihm die kosalonitischen Schiffer, die im Hafen lagen, halfen. Der Wojwode und der Postelnik waren entsetzt, denn nun ist der Friede mit den Türken gebrochen. Der Postelnik lief aus dem Zimmer und befahl, daß man die Offiziere der türkischen Besatzung in Jassy sofort in Sicherheit bringe, damit ihnen nichts geschehe. Aber es war umsonst. Die Arnauten brachen los, und auch in Jassy mußten an vierzig Türken ihr Leben lassen. Die Hausarnauten, Diener, Händler, Ladenburschen, kurz alle Griechen in der Stadt kündigten ihren Dienstgebern den Gehorsam und eilten mit ihren Waffen, Pferden, Kleidern, mit allem, was sie von ihren Herren erhalten, und vielem, was ihren Herren gehörte, zu Ipsilanti. Wer dagegen Einspruch erhob, wurde fast zu Tode geprügelt. Den Kaufleuten wurden die Waren mit Gewalt weggenommen, die Schneider gezwungen, unentgeltlich Uniformen daraus zu machen; die Schmiede mußten Lanzen schmieden, die ihnen niemand bezahlt. Der Schrecken wuchs von Tag zu Tag. Und dertweil erließ Fürst Ipsilanti diese Proklamation.“ Der Kaufmann entnahm seiner Brusttasche ein bedrucktes Papier und legte es mit einer tiefen Verneigung auf den Tisch.

„Dies du, Archon Ispravnik,“ knirschte Tudor Vladimiresku.

Solomon las: „Bewohner der Moldau! wir tun euch kund und zu wissen, daß, nach göttlichem Ratschluß, ganz Griechenland heute seine Fahnen an allen Orten, wo Tyrannei es bedrückt, freiheittheischend erhoben hat. Wir ziehen mit allen Patrioten, wohin uns die Kriegsdrometen des Vaterlandes rufen; ich aber versichere euch,

daß Ihr unfererseits und von seiten aller unserer Landsleute, die sich in diesem, eurem Lande befinden und die ich die Ehre habe zu befehligen, daß Ihr für eure Person und für euer Hab und Gut euch vollkommener Ruhe und Sicherheit erfreuen werdet, da sich keiner der unsrigen auch nur im geringsten an eurem Lande vergreifen wird. Verbleibet daher bei eurer Arbeit, gehet der Erfüllung eurer Pflichten nach, ohne euch wegen unserer Truppenbewegungen zu ängstigen; denn eures Wojwoden Regierung fährt fort, nach euren Gesetzen zu handeln, die wir nicht antasten werden. In der That müssen wir bekennen, o Bewohner der Moldau, daß die himmlische Vorsehung euch in der Person des Wojwoden Michael Soukos einen wahren Vater und eifrigen Verfechter eurer Rechte gegeben hat. Helfet ihm bei der Verteidigung eures Landes, ohne euch weiter an die türkische Thrannei zu kehren; denn jene euch wohlbekannte Großmacht steht an ihren Grenzen bereit, um euch zu schützen und in allen Stücken zu unterstützen.“

Solomon ließ dieses Musterstück der Dummheit und Arroganz auf den Tisch fallen, indem er erstaunt fragte: „Und wer ist die wohlbekannte Großmacht?“

„Die Russen,“ sagte der Kaufmann; dann legte er ein zweites Blatt hin: „Hier ein Aufruf an die Griechen in Jassy.“

Solomon las: „Hellas' langandauerndes Glend hat viele seiner getreuen Söhne gezwungen, seine heilige Erde zu verlassen und in der Fremde umherzuirren, um dort ihr Glück zu suchen. Euch, meinen blutsverwandten Freunden, die feindliche Umstände in diese Länder der Moldauer und Walachen verschleppt haben, wo es so weit mit euch kam, daß Ihr hinter den Kaleschen der einhei-

mischen Bojaren stehen mußtet, eine den Hellenen noch nie widerfahrene Erniedrigung, euch eröffnet sich jetzt ein strahlender Weg nach dem Vaterland durch den heiligen Kampf für den Glauben; eilet unter die Fahnen der Freiheit, um dort Schimpf und Schande von euch abzuwaschen, denn euer Vaterland ist bereit, euch mit offenen Armen zu empfangen und eure Häupter mit glorreichen Kränzen zu schmücken. Jenen unter euch aber, die sich diesem heiligen Ruf gegenüber taub stellen, die Diener der Bojaren bleiben und hinter ihren Kaleschen stehen wollen, während alle anderen für die Freiheit kämpfen, jenen verkünde ich, daß sie von heute ab weder Waffen noch das glorreiche Gewand der Arnauten tragen dürfen."

Nur die Gegenwart des Hetäristen Jordače hielt die Bojaren von Slatina ab, über dieses pathetische Machwerk, in dem die Schmach, hinter den Kaleschen zu stehen, eine so große Rolle spielte, in Gelächter auszubrechen.

Herr Tudor, der überhaupt kein Lacher war, hatte einzig und allein die Gefahr im Auge, die seinem Lande aus den Ereignissen in Jassy erwuchs und die ihn mit bitterem Groll erfüllte. Nach dem Verlesen des zweiten Aufrufs nahm er Pavli's Brief wieder auf: „Am sechsundzwanzigsten Februar ließ Fürst Ipsilanti seine Fahnen weihen. Der Wojwode kam nicht in die Kirche, aber die Bojaren waren zugegen, der Metropolit las die Messe und gürtete Ipsilanti mit dem Säbel. Dann leisteten alle Hetäristen den Eid, für die Freiheit zu sterben. Es sind ihrer ungefähr zweitausend, Serben, Bulgaren, Montenegriner und Griechen. Die meisten haben nie in einem regelrechten Heer gedient. Auch viele Schulknaben sind darunter. Niemand war vor ihnen sicher. Der Wojwode sagte im Divan, gegen Übermacht

ließe sich nichts machen. Die Bojaren begannen zu fliehen, nach Bessarabien, der Bucovina und Siebenbürgen. Ipsilanti schickte an alle Präfekten den Befehl, Nahrungsmittel für ein Heer von vierzigtausend Mann zu beschaffen und in Bereitschaft zu halten. Am ersten März zog er endlich ab und nahm auch die zwei Geschütze vom Hofe des Wojwoden mit fort. In Jassy ließ er, zum allgemeinen Entsetzen, den Hauptmann Bendedeca, einen Wüterich und Wüstling, zurück. Da schickten der Metropolit und die letzten noch anwesenden Bojaren Boten an den Pascha von Braila und baten um türkische Hilfe. Aber die Hetäristen fingen diese Boten ab und wollten sie töten. Nur den Bitten des Metropoliten gelang es, ihnen das Leben zu retten. Niemand besaß mehr Waffen in der Stadt außer den deutschen Untertanen, die zahlreich sind und die ihr Konsul geschützt hatte. Die taten sich zusammen, bildeten Streifwachen und trieben die Arnauten und das Gefindel, das über alle Maßen frech und zügellos geworden, endlich zu Paaren.“

Ein donnernder Fluch und das Poltern eines jäh zurückgeschleuderten Stuhles unterbrach den Lesenden. Der Bojar Janku Ziánu war aufgesprungen, sah einen Augenblick glühenden Auges in die Runde und verließ dann das Zimmer, indem er die Türe mit so heftigem Krach hinter sich zuwarf, daß in der darauf folgenden Stille das leise Rieseln des Kalks in der Mauer hörbar ward. Besser als es ein Sturm von Worten getan hätte, brachte dieses Davonstürmen des großen Haiducken Meinung zum Ausdruck, seinen verächtlichen Zorn über das wüste Chaos, die halt- und gedankenlose Zerrüttung der Jassyer Zustände und der hetäristischen Unternehmungen. Mit einem Blick tiefen, verstehenden Ingrimms sah Tudor

Vladimirésku dem Freunde nach. Er durfte nicht aufspringen, konnte die Leitung dieser Versammlung und die Leitung der verwickelten Schicksale seines Volkes auch nicht einen Augenblick aus der Hand lassen, sein Teil war Aussharren, das er in dreifacher Eigenschaft wohl verstand: als Bauer, als Soldat und als Staatsmann. Aber daß Janku Zianu, als selbstherrlicher Haiduck und ungeduldiger Bojar, der Lotterwirtschaft den verdienten Fluch nachgesandt, tat Herrn Tudor wohl.

„Und was machen die Leute in Bukarest?“ fragte er.

Der Kaufmann antwortete: „Das Volk ist in Angst, denn es hat bemerkt, — obwohl dies ganz heimlich geschieht, — daß die Bojaren ihre Reisetaschen in Bereitschaft setzen lassen —.“

Da fiel der Hüne Frunte-Data plötzlich mit einem Lachen ein, das wie ein Schlachtruf schmetterte: „Sage aber auch, Bruder, weshalb sie sich zur Flucht bereiten!“, doch als der vorsichtige Kaufmann den Oltenier erschrocken ansah, fuhr Frunte-Data fort: „Du willst nicht? Gut, dann sage ich's,“ und sich zu Tudor Vladimirésku wendend: „Hoheit, die Bojaren in Bukarest flüstern einander zu, du hättest geschworen, den zwölf Ministern die Köpfe abzuhauen! Und bei Gott, das wäre keine Sünde!“

Darauf erwiderte Herr Tudor nichts, aber es war, als ließe er die Stille, die eingetreten, mit Absicht setundenlang auf der Versammlung lasten. Frunte-Data's grimme Schlußfolgerung hatte die Meinung der Panduren und ihres Oberhauptes wohl zusammengefaßt.

Dann erhob sich Jon Darka und sprach, indem er seinen Ablerblick mit bedenklicher Beharrlichkeit in Tudor Vladimirésku's düstere Augen versenkte: „Hoheit, ein

Kopf tut dem Lande not, ein einziger, aber tüchtiger, von dem alles Volk wisse, daß er unser Fürst ist!"

„So ist es, Hoheit!“ riefen die Pandurenhauptleute; stürmisch, eindringlich betonten sie den Titel.

Mitfortgerissen sprang jetzt der Serdar Vulturósku auf. „Wer die Kraft hat, das Land zu retten,“ rief er, „es zu befreien aus hundertjähriger Schmach, der hat auch ein Recht auf alle äußeren Zeichen der Macht. Und diese Zeichen sind dem Volk lieb und teuer, sind ihm ein Licht, das in der Finsternis den Weg weist, sind ihm die Verkörperung seiner Träume, denn immer träumt das Volk von guten Herrschern. Ich danke Gott, daß ich diese Stunde habe erleben dürfen, eine Stunde voll Elend, Jammer und Gefahr, wie sie selbst über dieses schmerzgewohnte Land noch nicht hereingebrochen, doch auch die erste Stunde der Hoffnung seit einem Jahrhundert, denn sie hat uns den Sludjér Vladimirésku gegeben. Und ich glaube, daß sowohl die Bojaren von Slátina als die von Craióva mir beistimmen werden, wenn ich wie die tapferen Panduren aus Gorj und Mehedinj rufe: Sei unser Fürst, Hoheit, denn dir vertrauen wir, dir wollen wir folgen, mit dir und für dich uns erheben, dir wollen wir in Treue dienen!“

Mit lauten Zurufen der Begeisterung standen die Bojaren von ihren Sitzen auf.

In Tudor Vladimirésku's Herzen stürmte es seltsam. Es mußte ihn befriedigen, daß sich die Vaterlandsliebe dieser Bojaren endlich an der seinen entzündet hatte. Aber schon schwang sich seine Apostelseele mit gewaltigem Flügelschlag noch höher, denn dieser schlichte Mann gehörte zu jenen ganz Seltenen, die sich selber keine andere Bedeutung beimessen, als die, ein Werkzeug

zu sein im Dienste des Gedankens, die nie die Sache mit der Person verwechseln und also die Sünde gegen den Heiligen Geist nie begehen. Drum fuhr er auf: „Nicht für mich sollt Ihr euch erheben, sondern für die Gerechtigkeit! Nicht weil ich euch rufe, sollt Ihr kommen, sondern weil euch die Gerechtigkeit ruft! Denn ich bin nur ein Mensch, der heute ist und morgen nicht mehr ist. Hängt Ihr von mir ab, so laßt Ihr die Sache der Gerechtigkeit nach meinem Tode wieder fahren, und das Land sinkt noch tiefer, als es bis jetzt gesunken. Ich aber sage euch, daß mein Weg zum Tode führt und nicht zur Macht.“

Staunend hörten ihn die Bojaren. Ein Mann in leitender Stellung, der keine gehorsamen Parteigänger, sondern ihm gleichwertige Genossen haben wollte, der anstatt zu befehlen: „Gehorcht blindlings!“ ungestüm forderte: „Vertraut euch selber, sonst seid Ihr nicht vertrauenswert!“ ein Mann, der anstatt denen, die ihm Gefolgschaft leisteten, goldene Berge oder Lorbeeren und Ruhm zu versprechen, ihnen kein anderes Ziel steckte als Gerechtigkeit, solch ein Mann war den Bojaren eine neue, eine überraschende Erscheinung. Den wenigen aber, die ihn verstanden, ging das Herz auf bei so viel Menschengröße. Doch fand keiner eine Erwiderung auf Herrn Tudor's Sturmworte. Denn nicht damit man ihn tröstend widerlege, sprach er von seinem Tode, auch nicht in Bitternis oder Verzweiflung, sondern als von einem notwendigen Teil und dem Schlußstein seines Lebenswerkes.

Ehrfurchtsvoll schwiegen die Männer am Ratstisch, bis Tudor Wladimiréski selbst die Verhandlung wieder aufnahm.

„Übermorgen brechen wir nach Buharest auf,“ sagte er und entwickelte kurz und bündig den Marschplan, der



in drei Gruppen vollzogen werden sollte und zwar so, daß die Panduren auf einem mittleren Weg, die Arnauten, in zwei Abteilungen, südlich und nördlich von ihnen, marschieren sollten. Dies aus zwei Gründen: einmal damit die ganze Last eines militärischen Durchzugs nicht ein Gebiet allein betreffe und die Truppen selber Mangel an Proviant leiden mußten, und dann, weil sich Herr Tudor die Arnauten gern zehn Meilen vom Leibe hielt.

Darauf entließ er die Hauptleute und behielt nur einige Rumänen zurück, mit denen er einen Aufruf an die Bukarester Kaufleute und Gewerbetreibenden verfaßte, in welchem er sie, sofern sie es mit der Volksversammlung hielten, seines Wohlwollens versicherte und sie aufforderte, ihm von jeder Innung einen Gildemeister entgegen zu schicken.

Unterdessen hatte der Bojar Bulturészku unbemerkt die hohe, runde oltenische Mütze des Sludjér, die auf einem Divan lag, genommen und war mit ihr durch eine schmale Seitentür hinausgegangen.

Kasch betrat er das Zimmer seiner Frau, schob den Riegel von innen zu und schritt dann mit einem so feierlichen Gesicht durch das Gemach, daß sich seine Gattin eilig vom Schemel erhob, auf dem sie in der Nähe des Fensters mit einer Stickerin gefessen, und ihren gestrengen Eheherrs aus Sammetaugen schüchtern ansah.

„Bika,“ sagte er, „du bist eine kunstvolle Stickerin,“ und sie wurde rot, denn er lobte selten und quälte viel, „aber eine Arbeit, wie ich sie heute von dir verlange, hast du noch nie gemacht und wirst sie wohl auch nie wieder machen. Sieh her, oben auf diese Mütze sollst du ein Stück weißen Tuches nähen.“

„Ja, Herr,“ sagte sie sanft.

Er runzelte die Brauen. „Weißt du auch, was das bedeutet?“

Berwirrt schlug sie die Augen nieder. Doch war ihm die Angelegenheit so wichtig, daß er diesmal über ihre Unwissenheit oder Zerstreuung gnädig hinweg ging und sie belehrte: „Dann will ich es dir sagen. Nur der Fürst darf in unserem Lande das weiße Tuch auf der Mütze tragen. Und dies ist die Mütze Herrn Tudor Vladimiresku's.“

Da wurde Frau Bika blaß und nahm die Kopfbedeckung zitternd und mit einer Verneigung aus ihres Gatten Händen. Und während sie, den glänzenden Scheitel tief über die Arbeit gebückt, ein Stück milchweißes Tuch oben auf das schwarze Lammfell der Mütze nähte, stand der Serdar Bulturésku geduldig und andächtig dabei.

„Lasse dir Zeit,“ sagte er, „denn dies ist keine geringe Arbeit.“

Als Frau Bika fertig war, küßte er ihre schlanken, flinken Finger und schritt, die Mütze wie eine Krone auf flacher Hand tragend, wieder feierlich hinaus.

Im Ratszimmer fand er noch drei Schreiber am großen Tisch beschäftigt, während Herr Tudor diktierend auf und ab ging. In einer Ecke standen der Hauptmann Darfa und der Bojar Janku Jianu, der zurückgekommen, nachdem die Sitzung beendet war.

Alle sechs Männer sahen auf und den eintretenden Hausherrn an. Dieser ging bis zum Tisch, stellte die Mütze auf die Platte und sagte: „Ich habe sie dir zurückgebracht, Hoheit.“

Janku Jiánu sprach laut: „Du hast recht getan, Vulturésku.“

Der Pandurenführer warf einen Blick auf das weiße Tuch, einen anderen auf den Serdar — und fuhr fort zu diktieren.

Schluß des ersten Bandes.

